

Alexandra

Das Leben einer
ungewöhnlichen Frau

Kollontai

Biografie von Sinowi Schejnis



Zu den ersten sowjetischen Diplomaten gehörten G. W. Tschischerin, L. B. Krassin, W. W. Worowski, J. A. Bersin, M. M. Litwinow, A. M. Kollontai, W. R. Menshinski, D. S. Manuilski und andere angesehene Partei- und Staatsfunktionäre. Die sowjetischen Diplomaten kämpften, gleich den Soldaten an den Fronten des Bürgerkriegs, mit revolutionärer Aufopferung für unsere große Sache, und mitunter kamen sie auch, gleich den Soldaten, auf ihrem Posten ums Leben.

A. A. Gromyko

Verlag Marxistische Blätter Frankfurt am Main



ISBN 3-88012-696-8

Als an einem nebligen Herbsttag des Jahres 1930 Alexandra Kollontai dem schwedischen König Gustav VII. ihr Beglaubigungsschreiben als sowjetische Botschafterin überreichte, kam dies einer politischen Sensation gleich.

Sprengte diese Frau doch während des diplomatischen Empfangs gleich mehrmals die „Staatsetikette“: Der Chef des Protokolls mußte nicht nur akzeptieren, daß Alexandra Kollontai einen Hut trug, sondern der Schwedenkönig unterhielt sich mit ihr auch länger, als im Protokoll vorgesehen. Vorher hatte er seiner Gesprächspartnerin – was ansonsten bei einem Botschafterempfang auch unüblich war – einen Sessel angeboten und sie gefragt, in welcher Sprache sie sprechen möchte. Die Antwort: „In der Sprache, in der Seine Majestät zu sprechen wünscht.“ Also unterhielt man sich auf französisch. Das sensationellste jedoch war, daß mit Alexandra Kollontai eine Frau als Bevollmächtigter Vertreter der UdSSR empfangen wurde, die man sechzehn Jahre zuvor wegen ihrer mutigen antimilitaristischen Reden und Artikel verhaftet und außer Landes gewiesen hatte.

Gegenüber der Sowjetbotschafterin im Dienste des Fortschritts und des Humanismus mußte das Landesverbot aufgehoben werden...

In der Tat, Alexandra Kollontai war eine ungewöhnliche Frau, Diplomatin, Revolutionärin, Publizistin, Volkskommissar für

Soziale Fürsorge in Lenins erster Regierung und engagierte Vorkämpferin der Frauenbewegung in einer Person.

Ihre Gegner nannten sie „rote Diplomatin“ und „Walküre der Revolution“. Diese Schmährufe wurden für sie jedoch zum Ehrentitel. Denn Alexandra Kollontai erwarb sich Achtung und Anerkennung nicht durch Skandale und Intrigen, sondern durch ihre Fähigkeiten, ihr fundiertes Wissen, ihr Redetalent, ihr staatsmännisches Geschick und – durch ihren weiblichen Charme.

Der Weg Alexandra Kollontais von der wohlbehüteten Tochter eines zaristischen Generals zur „Königin der Diplomatie“ war nicht unkompliziert, er schloß Irrtümer und persönliche Schicksalsschläge ein.

Diesen Lebensweg zeichnet der sowjetische Publizist Sinowi Saweljewitsch Schejnis, der durch seine zahlreichen Arbeiten über bedeutende sowjetische Diplomaten und Revolutionäre bekannt geworden ist, im Buch nach. Auszüge aus Briefen und Tagebuchaufzeichnungen Alexandra Kollontais sowie Berichte ihrer Kampfgefährten lassen eine beeindruckende Persönlichkeit in ihrer Zeit lebendig werden, die selbst von sich schrieb: „Im Grunde habe ich nicht nur ein Leben, sondern viele Leben gelebt...“



Alexandra Kollontai

Das Leben
einer ungewöhnlichen Frau
Biografie

von Sinowi Schejnis

Verlag Marxistische Blätter
Frankfurt am Main 1984

Ins Deutsche übertragen von Anneliese Globig

CIP-Kurztitelaufnahme der Deutschen Bibliothek

Sejnis, Zinovij:

Alexandra Kollontai: d. Leben e. ungewöhl. Frau; Biografie /
Sinowi Schejnis. [Ins Dt. übertr. von Anneliese Globig]. –
1. Aufl. – Frankfurt am Main: Verlag Marxistische Blätter, 1984.
Aus d. Ms. übers.
ISBN 3-88012-696-8

Eingelesen mit ABBYY Fine Reader

1. Auflage 1984 • © Verlag Neues Leben, Berlin 1984 • Lizenzausgabe für den Verlag
Marxistische Blätter GmbH • 6000 Frankfurt am Main 50 – Hedderheimer Land-
strasse 78a Telefon (0611) 57 10 51 • Schutzumschlag und Einband: Gerhard Christian
Schulz • Printed in the German Democratic Republic ISBN 3-88012-696-8

Vom Verfasser

Alexandra Kollontai zählt zu den berühmtesten Frauen der neueren Geschichte. Überaus vielfältig war ihr Wirken: Sie war Schriftstellerin, Kämpferin für die Befreiung der Frau, proletarische Revolutionärin, Funktionär der Partei der Bolschewiki, Diplomatin, Publizistin.

Bereits zu Beginn unseres Jahrhunderts machte sie durch ihre politische Aktivität und ihre literarischen Arbeiten auf sich aufmerksam. Nach der Oktoberrevolution verfasste sie zahlreiche Bücher über Fragen der Revolution, der Moral, der Ethik und der Frauenbewegung. Postum erschienen fesselnde autobiografische Aufzeichnungen, herausgegeben von wissenschaftlichen Mitarbeitern des Instituts für Marxismus-Leninismus beim ZK der KPdSU (Alexandra Kollontai: Ich habe viele Leben gelebt, Dietz Verlag, Berlin 1980). Zu ihrem hundertsten Geburtstag im Jahr 1972 wurde ein Band «Ausgewählte Aufsätze und Reden» Alexandra Kollontais vorgelegt.

Seit Jahrzehnten liest man ihren Namen immer wieder in sowjetischen Zeitungen und Zeitschriften. Gross ist die Zahl sowjetischer Bücher, Aufsätze und wissenschaftlicher Untersuchungen, die ihrer Persönlichkeit gewidmet sind. Grosse Beachtung zollen ihr auch Autoren in vielen Ländern der Erde, besonders in Skandinavien. Manchmal zeugen diese Schriften indes von einem ungenügenden Studium der Tatsachen und Dokumente sowie von mangelnder Objektivität. Viele Autoren verfolgen das Ziel, die Gestalt der Alexandra Kollontai zu entstellen. Darin legten ame-

rikanische Verfasser besonderen Eifer an den Tag. Ende 1980 und Anfang 1981 wurden in den USA drei solcher Bücher publiziert. Barbara Evans Clements veröffentlichte «Das Leben der Alexandra Kollontai», Beatrice Farnsworth «Alexandra Kollontai: Sozialismus, Feminismus und die bolschewistische Revolution» und Cathy Porter «Der einsame Kampf einer Frau, die Lenin trotzte». Ohne hier gegen den tendenziösen Titel des Buches polemisieren zu wollen, sei bemerkt, dass der Umfang der drei genannten Arbeiten beträchtlich ist (zwischen 350 und 550 Seiten). Doch keine von ihnen stimmt mit den Tatsachen überein. Die Autoren geben oft von ihnen Gewünschtes für Reales aus und verfälschen die Aussagen Alexandra Kollontais, indem sie ihr Auffassungen unterstellen, die ihr völlig fremd waren. Auch Theaterstücke über Alexandra Kollontai wurden in New York, London, Paris und Oslo, besonders häufig aber in Stockholm, Göteborg und anderen Städten Schwedens gespielt. Ich führe hier nur eine Szene aus dem Stück «Alexandra K.» von Agnes Pleijel an: Der Vorhang hebt sich. Die Zuschauer sehen ein Seil, das über die Bühne gespannt ist. Über das Seil läuft eine Schauspielerin in der Rolle der Kollontai. Verfasser und Regisseur wollen ihr Publikum davon überzeugen, dass Alexandra Kollontai ihr Leben lang balancieren musste, um sich im politischen Leben zu behaupten, ja, um ihr Leben zu retten.

Derartige Phantastereien haben mit der historischen Wahrheit nichts gemein. Alexandra Michailowna lebte und wirkte in einer grossen und schweren Zeit, und diese drückte unweigerlich selbst dieser hochbegabten und harmonischen Natur ihren Stempel auf. Auch sie hatte schwere Perioden in ihrem Leben, voll Unruhe und persönlichen Leids, was in der folgenden Darstellung durchaus nicht verschwiegen werden soll. Überhaupt betrachte ich es als das Ziel meiner Arbeit, besonders das in ihrem Leben zu beleuchten, worüber bis heute überhaupt nichts oder nur sehr wenig gesagt wurde.

Soja Schadurskaja, die siebenjährig in Sofia mit Alexandra



Kollontai Bekanntschaft schloss, schrieb am 23. Dezember 1935 ihrer «Freundin aus sechzigjähriger Vergangenheit»:

«Im Leben grosser Frauen wie Clara Zetkin, Sofja Kowalewskaja, Madame Curie, Mary Wolstoncraft oder George Sand gibt es viel Reichtum, Schöpferkraft und sogar Frauendramen, aber es gibt nicht diese Kontraste und psychologischen Verwicklungen, durch die Dein Leben interessant ist. Und wenn jemand über Dich eine Biografie im Geiste einer Abenteuererzählung schreiben wollte, so würde er auch dafür ein reiches Material finden (wie etwa die Delegation nach Äland Anfang 1918).»*

Ich meine, Sofja Schadurskaja hat recht in ihrer Einschätzung des Lebens von Alexandra Kollontai. Das bestätigen überzeugend die zahlreichen Archivadokumente, auf die sich dieses Buch stützt, darunter Briefe, Tagebücher und Aufzeichnungen von ihr selbst sowie Briefe und andere Dokumente aus Privatarchiven, die die Eigentümer oder Erben mir überlassen haben. Als besonders wertvoll erwiesen sich die Konsultationen im Institut für Marxismus-Leninismus beim ZK der KPdSU sowie bei Emmi Lorensen, der nahen Freundin und langjährigen Sekretärin Alexandras Kollontais, und beider Briefwechsel in den dreissiger Jahren.

Die zahlreichen Briefe der jungen Schura Domontowitsch, so ihr Mädchenname, die kürzlich in Helsinki aufgefunden und mir während meines Aufenthalts dort von finnischer Seite lebenswürdigerweise zur Verfügung gestellt wurden, beleuchten ihre Gestalt, besonders ihre Jugendjahre, auf völlig neue Weise. Sie führen den Leser in die Atmosphäre hinein, in der die Tochter des Militärintendanten des zaristischen Russlands aufwuchs und sich zur Persönlichkeit entwickelte. Diese Briefe beweisen erneut, dass

* Gemeint ist die Reise einer sowjetischen Delegation unter der Leitung Alexandras Kollontais nach Schweden im Jahr 1918. Die Delegation musste auf den Älandinseln an Land gehen und dann nach Petrograd zurückkehren.

die demokratischen Ideen der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts unaufhaltsam auch in die höheren Sphären der russischen Gesellschaft eindringen und dass nichts ihren Einfluss auf die junge Generation Russlands hemmen konnte.

Mädchenjahre

Briefe sind mehr als Erinnerungen, auf ihnen ist das Blut der Ereignisse geronnen, sie sind die Vergangenheit selbst – so wie sie war, ist sie darin festgehalten und bleibt unverweslich.

Alexander Herzen

Beginnen wir traditionsgemäss mit dem Tag der Geburt, wie Alexandra Kollontai das selbst in ihren autobiografischen Skizzen getan hat:

«Am 19. März 1872 wurde in Sankt Petersburg, Sredna-Podjatscheskaja-Strasse 5, im ersten Stock eines Privathauses der Familie des Militärintendanten Michail Alexejewitsch Domontowitsch ein Mädchen geboren, blauäugig wie ihre Mutter Alexandra Alexandrowna. Das Mädchen sollte den Namen Marija bekommen, dann überlegte man es sich jedoch anders und nannte es Schura. Dieses Mädchen bin ich.»

Versetzen wir uns nun in eine spätere Zeit, den 19. Februar 1890, und lesen einen Brief, der aus dem Haus in der Petersburger Sredna-Podjatscheskaja-Strasse 5 nach Helsingfors (Helsinki) geschickt wurde:

«Liebe Eina! Ich amüsiere mich nicht schlecht. Im Januar wurde ich der Kaiserin vorgestellt und nahm an zwei Hofbällen teil. Der grosse Ball, zu dem über dreitausend Gäste geladen waren, gefiel mir nicht so sehr, obwohl dort alles prunkvoll und elegant war. Der kleine Ball, der Konzertball, zeichnete sich durch grossen Glanz aus. Es waren vierhundert Personen anwesend. Ich traf dort viele Bekannte, tanzte und amüsierte mich, was das Zeug hält.

Am bemerkenswertesten auf dem Konzertball war das Abendessen. In drei grossen Sälen des Schlosses, von blühenden Bäumen umrahmt, duftete ein Meer von Blumen. Ich sass mit dem

Thronfolger (dem späteren Zaren Nikolaus II. – der Verf.) an einem Tisch... Ja, ich vergass Dir zu sagen, dass Mama versprochen hat, mir ein Reitpferd zu kaufen. In Kuusa, wohin Du hoffentlich bald kommen wirst, werden wir gemeinsam ausreiten und uns vergnügen.»

Verfasserin dieses Briefes ist «das Mädchen Schura» – Alexandra Michailowna Kollontai. Den Brief schrieb sie an ihre Freundin Eina; er ist einer von vielen Dutzenden, die der Verfasser 1980 in Helsinki erhielt.

Welche Bedingungen, welche Umstände wirkten so begünstigend, dass die Tochter eines zaristischen Generals und Mitglieds des Kriegsrates der russischen Armee später so energisch mit ihrem sozialen Milieu brach und zu einer «Walküre der Revolution» wurde, wie Freunde und Feinde sie nannten?

Dieser Aufschwung des Geistes, dieser verbissene Erkenntnisdrang wurden vor allem von der gesellschaftlichen Bewegung im Russland der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts begünstigt. Er formte viele Menschen, deren Grösse wir bewundern. Unterschiedlich waren Wege und Spannweite ihrer Tätigkeit, doch die Ergebenheit für die Idee der Befreiung des Volkes vom politischen und ökonomischen Joch bildete ihren Hauptcharakterzug. Dem Kampf für diese Idee widmeten sie all ihre Kraft und opfereten dafür nicht selten das Leben.

Zu den hervorragenden Persönlichkeiten, deren Weltanschauung sich in dieser Zeit herausbildete, gehören neben den im Vorwort zitierten Brief von Soja Schadurskaja erwähnten Frauen Sofja Perowskaja, Vera Figner, Jelena Stassowa und natürlich auch Alexandra Kollontai.

In der Biografie von Alexandra Michailowna Kollontai gibt es viele Ähnlichkeiten mit dem Leben Sofja Kowalewskajas. Beide stammten aus angesehenen Adelsfamilien. Beide verliessen früh das Elternhaus und traten in Opposition zu ihrer früheren Lebenssphäre. Sofja Kowalewskaja wurde nicht nur eine bedeutende Mathematikerin, sondern war auch gesellschaftlich und als

Schriftstellerin aktiv. Denselben Weg beschritt Alexandra Kollontai. Sie übernahm gleichsam die Stafette des Kampfes für die Befreiung der Frau von Sofja Kowalewskaja, die 1891 so tragisch früh im Alter von einundvierzig Jahren starb.

Bezugnehmend auf das Schicksal Sofja Kowalewskajas und die Herausbildung ihrer Weltanschauung, schrieb Akademiemitglied Miliza Wassiljewna Netschkina:

«Auf welche Weise brach der Sturmwind der revolutionären Epoche über das reiche Gutshaus in der Einsamkeit der Witebsker Wälder herein, wo eine junge Generalstochter heranwuchs und erzogen wurde, deren Schönheit, Reichtum und adlige Herkunft, wie es schien, ihren Lebensweg auf den eingefahrenen Gleisen sichern sollte: ein reicher und angesehener Bräutigam, Heirat, ein ungebundenes Gutsbesitzerleben bald auf dem Landsitz, bald im hauptstädtischen Hause, Ausfahrten und Empfänge, Bälle und Theaterbesuche, ein mondäner Bekanntenkreis und eitles höfisches Nichtstun. So, schien es, musste der Weg einer Generalstochter in der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts verlaufen. Aber es kam nicht so. Neue Ideen drangen in das gleichförmige Gutsbesitzerleben ein, und das junge Geschöpf reagierte auf die neuen Ereignisse: Die Geschichte bahnte ein neues Bett, in dem auch die Biografie der Sofja Kowalewskaja verlief.

Der forschende Verstand des jungen Mädchens sah und bemerkte vieles um sich herum und urteilte über vieles nicht so, wie das im Adelsmilieu üblich war.»*

Alexandra Kollontai wurde zweiundzwanzig Jahre nach Sofja Kowalewskaja geboren. Sie war nicht mehr Augenzeugin der stürmischen Tage der Pariser Kommune wie Sofja Kowalewskaja, die den beispiellosen Heroismus der Pariser erlebt hatte.

Was aber sah und bemerkte der wissbegierige Geist dieses jungen Mädchens, des «Mädchens Schura»?

* S.W. Kowalewskaja, Erinnerungen, Erzählungen, Verlag Nauka, Moskau 1974, S. 487 (russ.)

Am 10. März 1938, ein paar Tage nach der Rückkehr aus Genf, wo der Botschafter der Sowjetunion Alexandra Michailowna Kollontai als Mitglied der sowjetischen Delegation an den Sitzungen des Völkerbunds teilgenommen hatte, schrieb sie Emmi Lorensen, die damals im schwedischen Städtchen Mörtfors lebte, dass sie die Aufzeichnungen über ihr Leben fortsetze und gegenwärtig den Abschnitt «Wie ich in der Kindheit war» vorbereite. Diese Aufzeichnungen enthalten nicht nur persönliche Erinnerungen, sondern auch Erzählungen der Eltern und Geschwister, was es ihr erlaubt, mit grosser Glaubwürdigkeit die Geschichte ihrer Kindheit und die Atmosphäre jener Zeit wiederzugeben. Hier ein paar Zeilen aus diesen Aufzeichnungen:

«Mein Vater ist ein grosser, stattlicher Ukrainer aus dem Gouvernement Tschernigow. Mit schwarzen Koteletten ..., klugen lebhaften Augen und ausdrucksvollen schwarzen Brauen. Hager und gepflegt. Vorn Charakter her weich und mit einer krankhaften Abneigung gegenüber dem Anblick von Leiden. Michail Alexejewitsch ist etwas über vierzig. Meine Mutter Alexandra Alexandrowna ist fünfunddreissig. Es ist ihre zweite Ehe; aus der ersten hat sie drei Kinder mitgebracht – den Sohn Alexander – Sanja –, fünfzehnjährig, die Tochter Adèle von zehn und die Tochter Shenja von acht Jahren. Ihr erster Mann war ein Pole: Mrawinski, ein Militäringenieur. Die Scheidung hat sich in die Länge gezogen, eine Scheidung, die erfolgte, weil Mrawinski ein ‚Schürzenjäger‘ war, wie man in Anwesenheit des Töchterchens Schura sagte. Dem Mädchen Schura erschien das alles überaus ungut, wenn es auch keine klaren Vorstellungen von solchen Dingen besass.

Alexandra Alexandrowna ist kräftig, gesund, mit einem üppigen, harmonisch schönen Körper. Sie ist gleichzeitig herzlich, eigensinnig und energisch. Sie ist die Tochter des finnischen Bauern Masalin, der mit leeren Händen aus dem Gouvernement Nyslott kam



Die Eltern: General Michail Domontowitsch und seine Frau Alexandra

und durch seine Holzlieferungen ein Vermögen sowie das Gut Kuusa im Gouvernemet Wyborg erwarb.

Als – so erzählten die Gnadenbrotempfänger im Hause – eines Tages ‚von allerhöchster Stelle‘ eine Revision in das Armenhaus veranlasst wurde, wo Massalin Aufseher war, regte er sich sehr auf und erlag auf der Strasse einem Schlaganfall.

Die zwei Töchter – Sascha und Nadja – verheiratete die Grossmutter Alexandra Fjodorowna, eine geborene Krylowa aus den Ostseeprpvinzen (ihre Mutter war die Französin Lilie), Hals über Kopf. Nadja, die an Epilepsie litt, an den nichtadligen Architekten Afanassjew, die hübsche Saschenka an den Ingenieur Mrawinski.

Auch die Grossmutter selbst heiratete ein zweites Mal. Aber sie starb kurz vor der Geburt des Mädchens Schura.»

Schura war fünf Jahre alt, als der Türkisch-Bulgarische Krieg und der Krieg Russlands gegen die Türkei ausbrachen. Ganz

Russland lebte nur einem Gedanken – der Befreiung des Brudervolkes vom osmanischen Joch. Im Haus in der Podjatscheskaja «wurde nur von Bulgarien gesprochen, von den Greuelthaten der Türken, davon, welch ein Wohltäter doch Zar Alexander II. sei, der sich entschlossen hatte, die rechthgläubigen Bulgaren von den barbarischen Türken zu befreien».

Der Hass auf die Türken hatte auch persönliche Gründe. Oberst Michail Alexejewitsch Domontowitsch war nach Bulgarien entsandt worden. Mit stockendem Herzen warteten die Daheimgebliebenen auf Briefe oder andere Nachrichten. Das empfängliche Mädchen sog wie ein Schwamm alle Gespräche der Erwachsenen in sich ein, machte alles gemeinsam mit ihnen durch.

«In unserem Hause hassten alle die Türken. Manchmal unterhielt ich mich über sie mit der guten Miss Gudgeon, meiner englischen Gouvernante.

„Warum hasst ihr Russen die Türken nur so? Die Türken sind genausogut Menschen wie wir“, sagte sie.

„Warum bringen dann die Türken kleine Kinder um und schinden die Bulgaren?“

Darauf antwortete Miss Gudgeon:

„Die Russen sollen lieber einmal schauen, was sich in ihrem eigenen Lande tut. Das russische Volk wird von seinen eigenen Tyrannen nicht minder unterdrückt als das bulgarische.«“

Das war etwas Neues, das sich von dem unterschied, was nicht nur bei den Domontowitschs zu Hause, sondern überall in Petersburg gesprochen wurde.

Doch bald hatte Schura Gelegenheit, selbst in Bulgarien zu weilen – nicht nur einen Monat, sondern zwei Jahre lang. Nach der Unterzeichnung des Friedensvertrags von San Stefano mit der Türkei im Jahre 1878 wurde Domontowitsch zum Gouverneur des bulgarischen Kreises Tärnowo ernannt, dann zum Kanzleichef beim russischen Statthalter in Bulgarien, und Schura siedelte mit der ganzen Familie in dieses ferne slawische Land über. Dort sah

sie zum ersten Male Bulgaren und Türken – Erwachsene und Kinder, genauso arm und elend, wie sie bisweilen in Petersburg bettelnd ins Haus gekommen waren. In Bulgarien begegnete sie auch ihrer Altersgenossin Soja Schadurskaja, deren Vater Mitglied des Kriegsgerichts war, und freundete sich mit ihr fürs Leben an.

Michail Alexejewitsch Domontowitsch spielte in dem befreiten Land eine bedeutende Rolle – er wirkte am Entwurf einer progressiven Verfassung mit, was zu Unstimmigkeiten mit dem zaristischen Statthalter in Bulgarien, Fürst Dondukow, führte und die Beziehungen zu den Regierungskreisen in Sankt Petersburg beeinträchtigte. Dennoch erhielt Domontowitsch bald den Generalsrang und wurde einige Jahre darauf zum Mitglied des Kriegsrates der russischen Armee ernannt.

So erlebte in der vornehmen Adelsfamilie das hübsche Töchterchen mit den blauen Augen eine ungetrübte Kindheit. Sie war von bonnes, Kinderfrauen, Dienstmädchen, Kutschern und Köchen umgeben. Die besten Pädagogen von Sankt Petersburg unterrichteten das Mädchen Schura in Englisch, Französisch und Deutsch.

Auf welche Weise und warum kam es nun in dieser Familie zu einem – wie man heute sagen würde – sozialen Bruch?

Eine Freundin Alexandra Kollontais, die Schriftstellerin Lidija Fortunato, fragte viele Jahre später Alexandra Michailowna, was gab den Anstoss dazu, dass sie den Weg der Revolution beschritten habe, und wann erfolgte er? Alexandra Kollontai antwortete folgerichtig: «Es gab keinen Anstoss.» Erst viele Jahre später kam sie auf einem Fragebogen auf dieses Thema zurück und legte ihr Credo zu verschiedenen moralischen und ethischen Problemen dar:

«Was hat mich auf den Weg des Sozialismus und Kommunismus gebracht?

Ganz gewiss nicht die eigenen Lebensbedingungen in der Kindheit. Sie waren erfreulich und normal inmitten einer kulti-

vierten Familie und in einem kulturell-progressiven Milieu, ohne übermäßigen Luxus und ohne starre bürgerliche Traditionen und Vorurteile. Doch die Ungleichheit und Ungerechtigkeit ausserhalb meiner Familie, im zaristischen Russland, empörten mich von früher Kindheit und Jugend an und riefen zum Kampf auf für eine bessere, gerechtere Welt, für die Abschaffung von Armut, Hunger, Knechtung und Rechtlosigkeit der Werktätigen.»

Und sie ergänzt ihre Aussage noch: «In der Jugend kann man nicht glücklich sein, wenn ringsum Unglück herrscht.»

Die Tagebuchnotizen über die englische Gouvernante Miss Gudgeon lassen einige Charakterzüge des Mädchens Schura noch besser erkennen:

«Die Miss stammt aus einer armen Familie, aus der Hafenstadt Hull. Ihr Vater war Kapitän auf einem Schoner, er erblindete und ist jetzt ohne Arbeit. Die Miss ist das älteste seiner Kinder und muss alle unterhalten ... ‚Die Armen haben es jetzt schwer!‘ Die Schwestern der Miss haben keine warme Kleidung. Dem Mädchen Schura glühen die Wangen vor Zorn. Die Miss kennt viele interessante Geschichten über das Meer, über die Stürme, über versinkende Schoner, über Matrosen, die ihr Leben für andere hingeben. Abends im Bett kann Schura lange nicht schlafen. Sie ‚phantasiert‘. Ihr scheint, sie sei ein Matrose, der ertrinkende Passagiere rettet. Sie wünscht solch einen Sturm herbei.»

Von Kind an besass sie ein stark ausgeprägtes Mitgefühl und Gerechtigkeitsempfinden, sie hasste die Lüge. Wenn ein Erwachsener die Unwahrheit sprach, so ging sie schweigend in ihr Zimmer und grübelte lange darüber nach, weshalb er so abscheulich handelte; sie litt und hasste.

Aus den alten Briefen tritt unerwartet eine interessante Begebenheit zutage. Alexandra Kollontai erzählt von einer Kränkung, die ihr in ihrer Kindheit zugefügt wurde. Nach Petersburg kam eine französische Schauspieltruppe mit der berühmten Sarah Bernhardt. Im Michailowski-Theater wurde das Stück «Francil-

lon» gespielt. Adèle und Shenja durften die Eltern ins Theater begleiten. «Doch mich, das halbwüchsige Mädchen, nahmen sie nicht mit. Es war unschicklich für das Mädchen.»

Spät am Abend kamen die Erwachsenen aus dem Theater zurück und urteilten lauthals über das Stück, über das Verhalten seiner Personen. Jetzt fanden sie nicht, dass das Mädchen nichts hören dürfe, dass das unschicklich sei. «Ich lauschte voll Interesse dem Disput über Francillon. Offensichtlich war das für die achtziger Jahre eine fortschrittliche, mutige Gestalt. Wovon handelte das Stück? Ein Mann betrügt ganz unverhohlen seine ihn liebende Frau. In ihren Gefühlen verletzt, beschliesst Francillon, sich an ihrem Mann für diese grobe, kränkende Geringschätzung ihrer Gefühle zu ‚rächen‘. Sie spielt eine Szene, als würde auch sie ihren Mann mit einem anderen, einem zufälligen Bekannten, betrügen. Was für ein Skandal!... Ihre Freundin bezeichnet Francillons Handlungsweise als ‚gemein‘... Francillon wirft der Freundin zornig vor: ‚Wenn wir das tun, so wird das als Gemeinheit bezeichnet; wenn die Männer das tun, ist es eine Bagatelle.‘ Das ist ein Schrei, ein erstickter Aufschrei Francillons, der tief verletzten Frau», bemerkt Alexandra Kollontai später in ihrem Brief.

Verschiedene Autoren von Arbeiten über Alexandra Kollontai stellen sie als eine Revolutionärin fast von frühester Kindheit an dar. Zum Beweis führen sie ihr Verhältnis zu den Personen in ihrer Umgebung an, dass sie etwa der Köchin, dem Kutscher, dem Hauswart und sonst jemandem vom Hauspersonal zur Begrüssung die Hand reichte. Alexandra Kollontais Entwicklung zu einer progressiven Persönlichkeit des öffentlichen Lebens vollzog sich nicht mit einemal. Die stürmische Epoche der achtziger Jahre gab reichlich Denkanstösse. Ihre Sturmwinde drangen machtvoll in alle Winkel des riesigen Reiches ein. Sie machten auch keinen Bogen um den Adelssitz des Generals Michal Alex-

ejewitsch Domontowitsch. Doch die Keime gingen nicht sofort auf. Dafür war Zeit vonnöten. In ihren Mädchenjahren war Schura Domontowitsch sehr weit von jenen Gedanken und Stimmungen entfernt, die ihr mitunter zugeschrieben werden. Die Helsinkier Briefe beleuchteten diese Periode ihres Lebens auf ganz neue Weise. Wenden wir uns also diesen stummen, doch bedeutungsvollen Zeugen ihrer Jugend zu.

Im August 1889 nahm General Michail Alexejewitsch Domontowitsch eine Einladung seines ehemaligen Vorgesetzten während der Dienstzeit in Sofia an und fuhr mit der jüngsten Tochter nach Jalta auf den fürstlichen Besitz.

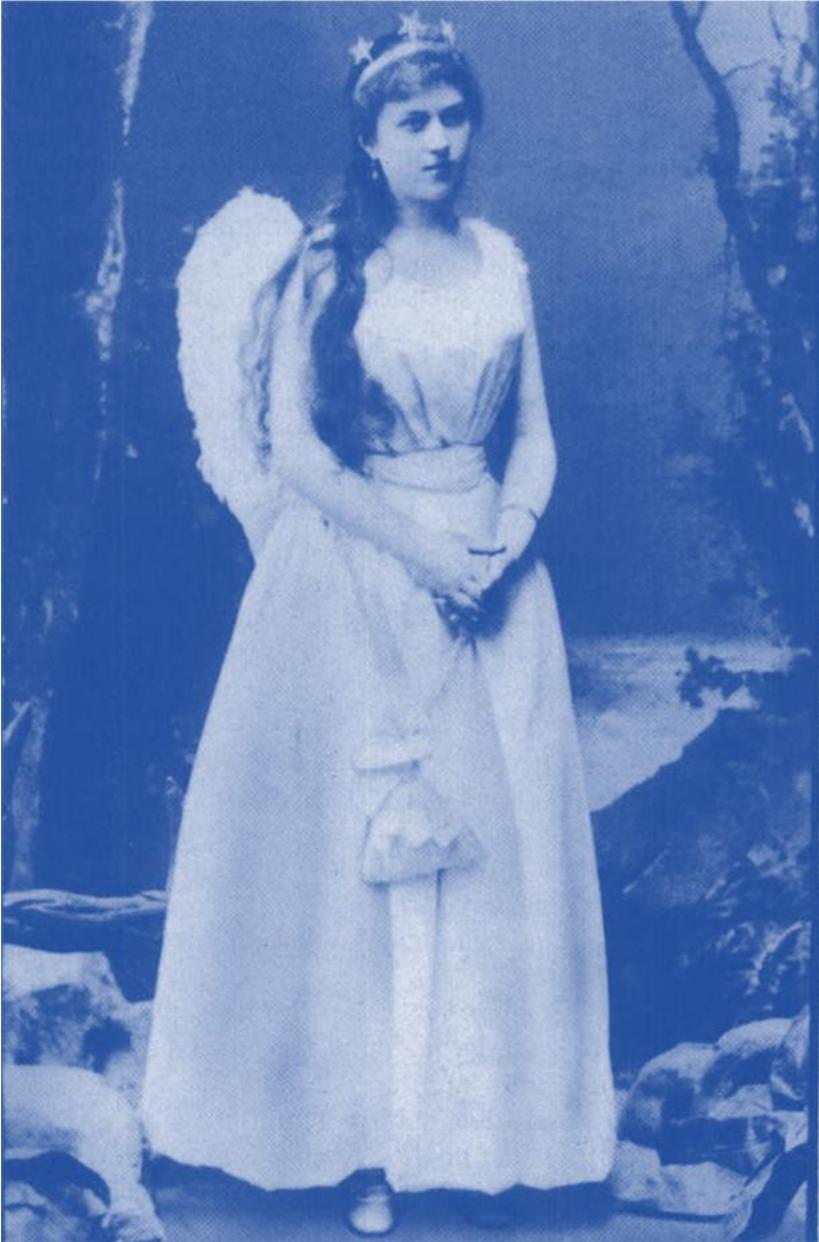
Diese Reise nach Jalta war keine reine Erholungsreise. Schura war bereits siebzehn. Zu jener Zeit das Alter, da ein Mädchen heiratsfähig war; und wenn sich keine passende Partie fand, so konnte sie zu einer alten Jungfer werden. In Jalta aber war, wie Fürst Dondukow mitgeteilt hatte, eine glänzende Gesellschaft versammelt, es kamen junge Offiziere des Generalstabs zu Besuch, und was noch wichtiger war – dort befand sich auch Seine Exzellenz General Tutolmin, der Adjutant Zar Alexanders III. Er war mit Schura Domontowitsch bekannt und hatte bereits in Petersburg zu verstehen gegeben, dass er durchaus ernste Absichten hätte.

Eine Verlobung kam in Jalta allerdings nicht zustande. Schura Domontowitsch wies die Bewerbung des Zarenadjutanten entschieden zurück.

«Papa, was hast du dir gedacht? Willst du mich etwa mit diesem Greis verheiraten?»

«Aber Tutolmin ist nicht alt. Er ist der jüngste General.» «Das ist mir ganz egal, Papa. Seine Stellung ist mir gleichgültig. Ich heirate einen Mann, den ich liebe.»

Und hier ein Brief, den Schura Domontowitsch aus Jalta an ihre Freundin Eina nach Helsinki schrieb; er gibt die Stimmungen und die Beschäftigungen des siebzehnjährigen Mädchens wieder:



Die sechzehnjährige Schura, für eine Theateraufführung kostümiert

«1. September 1889

Meine Liebe!

Ich schreibe Dir vom Gut des Fürsten Dondukow. Endlich sind wir am Ziel unserer langen Reise und können uns erholen. Das Wetter ist entzückend, ich bade im Meer, gehe viel spazieren. Wir sind am 26. August von Sankt Petersburg losgefahren und trafen nach fünftägiger Reise mit dem Zug in Sewastopol ein. Dort bestiegen wir einen Dampfer und fuhren übers Meer nach Jalta. Das Meer war anfangs ruhig, dann kam ein leichter Sturm auf... Ich wurde auch seekrank und war glücklich, als ich wieder an Land war. Die Natur hier ist grossartig. Wir essen jede Menge Obst – Mandarinen, Kastanien, Nüsse ... Morgen wollen wir zu Pferd die Umgebung von Jalta in Augenschein nehmen ...»

Im Grossen und Ganzen verläuft das Leben im eingefahrenen Gleis: Auf dem Gut des Fürsten Dondukow finden Bälle, Empfänge, Tanzabende und Picknicks statt. Nachdem Schura den Fürsten Tutolmin abgewiesen hat, verbietet Michail Alexejewitsch ihr Ausflüge in die Berge in Begleitung junger Offiziere – er will den kaiserlichen Adjutanten nicht kränken. Schura Domontowitsch unternimmt ihre Ausflüge in Begleitung eines Dieners des Fürsten Dondukow – des Tataren Achmed.

Nach der Rückkehr aus Jalta rügt Alexandra Alexandrowna ihre Tochter, weil sie die glänzende Partie ausgeschlagen hat. Die Ehegatten Domontowitsch ahnen natürlich noch nicht, welche Überraschung ihnen ihre jüngste Tochter bald bereiten wird. Doch bisher verläuft alles, wie es sich in der höheren Gesellschaft geziemt. Im Winter gibt die Zarenfamilie Bälle für ihre nächste Umgebung, und natürlich gehört General Domontowitsch zu dem Kreis der Auserwählten. Er nimmt mit seiner Gemahlin und seinen Töchtern an den Bällen im Winterpalais teil. Vorerst mit den älteren Töchtern, und Schura berichtet darüber stolz:

«30. Dezember 1889

Ein gesundes neues Jahr, liebe Eina! Möge dieses Jahr für Dich und Deine Familie glücklich werden. Ich wünsche Dir von ganzem Herzen Freude und Glück, dass Du die Feiertage gut verlebst, dass Du viel tanzt und dass Ihr alle gesund bleibt. Wie geht es Deiner Schwester? Ich hoffe, sie ist schon wiederhergestellt. Wir sind auch alle gesund ... Unsere Amateuraufführung hat stattgefunden. Wir spielten zwei kleine Komödien, sie hatten grossen Erfolg. Es waren sechzig Gäste anwesend, und sie haben uns herzlich applaudiert. Dann wurde getanzt, und wir waren ganz ausser Rand und Band. Stell Dir vor, im pathetischsten Moment der Aufführung begann ich zu lachen, denn ich hatte meinen Text vergessen. Der Souffleur lachte auch. Aber mir fielen gottlob die Worte wieder ein, und die Szene ging gut zu Ende. Ich war auf einem Ball und habe dort auch sehr viel getanzt. Ich weiss noch nicht, was wir zu den Feiertagen unternehmen werden. Meine Schwester Jewgenija ist vorigen Sonntag vom Zaren ins Schloss eingeladen worden und hat dort gesungen. Alle waren sehr lebenswürdig zu ihr. Die Kaiserin persönlich unterhielt sich mit ihr, und selbst der Kaiser würdigte sie eines Gespräches. Heute gibt es wieder ein Konzert im Schloss, und Jewgenija ist erneut eingeladen. Wir laufen jeden Tag Schlittschuh, das Wetter ist wunderbar, das Eis hervorragend. Es ist schön, auf der Eisbahn alten Freunden zu begegnen und neue Bekanntschaften zu schliessen ...

*Ich küsse Dich fest
Deine Schura»*

Wie wir sehen, ist es bis zu den Barrikaden der Revolution noch weit. Bislang sind ihre Gedanken mit anderem beschäftigt. Bald, wie wir schon wissen, wird auch sie ins Schloss eingeladen und der Herrscherin vorgestellt werden.

Am 17. April 1890 schreibt Alexandra Michailowna an Eina, dass die Mutter ihr ein Pferd gekauft habe. Und wieder Briefe



Der erste Ball
(Sankt Petersburg 1889)

über Bälle, Ausritte, Besuche der kaiserlichen Theater.

So verfließen die Mädchenjahre der Alexandra Domontowitsch.

Ein Gymnasium besuchte Alexandra Michailowna nicht. Michail Alexejewitsch hatte sich, bei all seinem Liberalismus, ent-

schlossen, die Tochter vor dem «verderblichen» Einfluss der Umwelt zu bewahren und sie alsbald zu verheiraten; der zukünftige Mann sollte selbstverständlich angesehen und nach Möglichkeit reich sein.

1891 fährt Schura Domontowitsch nach Tiflis (Tbilissi) und lernt dort ihren Vetter Wladimir Kollontai kennen. Sie teilt ihm die Gedanken mit, die sie bewegen. Er ist in einer ähnlichen Verfassung, und das ist der Grund dafür, dass sie sich näherkommen und aus der Sympathie dieser beiden jungen Menschen Liebe wird. Michail Alexejewitsch und noch mehr Alexandra Alexandrowna sind von der Absicht der Tochter schockiert, ihr Schicksal mit dem mittellosen Offizier zu verbinden, dem Sohn eines Polen, der wegen Teilnahme am polnischen Aufstand von 1863 nach Sibirien verbannt wurde, sich aber durch eine Fügung des Schicksals und Verfügung der zaristischen Behörden in Tiflis aufhält.

Die Übersiedlung Wladimir Kollontais nach Sankt Petersburg, wo er die Militärschule besucht, giesst Öl in das Feuer der Liebe. Die Begegnungen der beiden jungen Leute werden häufiger und enden dramatisch – Kollontai erhält Hausverbot, und die widerborstige Tochter wird nach Paris geschickt in der Annahme, dass ihre Liebesglut dort verlösche.

Diese Hoffnung aber erfüllt sich nicht. Nach ihrer Rückkehr aus Frankreich erklärt Schura Domontowitsch ihren Eltern, dass sie fest entschlossen ist, Wladimir Kollontai zu heiraten – die erste Bekundung ihres Willens, ihrer Selbständigkeit und ihrer Hartnäckigkeit, ein gesetztes Ziel, das allerdings noch kein revolutionäres ist, zu erreichen. Es wird Familienrat gehalten. Michail Alexejewitsch kapituliert, schliesslich fügt sich auch Alexandra Alexandrowna, doch mit der Bedingung, dass die Hochzeit erst in einem Jahr stattfindet. Und bis dahin über die Verlobung kein Wort, zu niemandem. Alle sind der Hoffnung, dass Schuras Glut erkalten würde.

Die Helsinkier Briefe bringen Licht in diese Lebensphase.

Aus einem Brief vom 5. November 1891 an Eina nach Helsingfors:

«Liebe Eina! Entschuldige, dass ich so lange nicht auf Deinen Brief geantwortet habe ... Ich war sehr beschäftigt. Es mussten Kleider und Hüte für die Wintersaison bestellt werden. Das nimmt viel Zeit in Anspruch ...

Und wie verbringst Du Deine Zeit? Wie unterhältst Du Dich? Die Wintersaison hat schliesslich schon begonnen. In Petersburg wird sie diesmal nicht sehr lebhaft sein wegen der Trauer um die Grossfürstin. Hinzu kommt der Hunger ... Die Menschen denken mehr an Hilfe für die Armen als an den Besuch von Bällen.* Dennoch sind wir dabei, eine neue Aufführung vorzubereiten. Es wird sehr lustig werden. Siehst Du Deine Zuneigung häufig? Wie ich Dich verstehe, liebste Freundin! Denn das ist eine ungeheure Freude, mit dem geliebten Mann in einer Stadt zu leben. Wenn das nicht möglich ist, leidet man. Ich treffe mich selten mit ihm. Der einzige Trost ist, dass das nur ein Jahr dauern wird; im kommenden Herbst werden wir unsere Hochzeit ankündigen können. Ein Winter bleibt bis zu dem Tage, da man mich ‚Madame!‘ nennen wird. Ich verstehe, liebe Eina, dass auch Du mit Ungeduld auf diesen Tag wartest. Doch wir beide müssen uns in Geduld fassen; schliesslich sind wir jung und haben unser ganzes Leben noch vor uns. Ausserdem ist es so schön, zu wissen, dass man von einem Menschen geliebt wird, der für einen das ganze Leben bedeutet...

Deine Schura

* 1891 gab es in Russland infolge einer Missernte eine schreckliche Hungersnot. Lew Tolstoi, Wladimir Korolenko, Anton Tschechow und andere Schriftsteller und Vertreter des öffentlichen Lebens organisierten Speisungen für die Hungernden.

Die Träume des Generals Domontowitsch und seiner Gattin von einer Verschwägerung mit dem Zarenadjutanten, Seiner Durchlaucht General Tutolmin, schwanden endgültig dahin. Die Eltern hielten ihr Wort, doch gab es eine Verzögerung. Jedenfalls fand die Hochzeit Ende 1892 noch nicht statt. Am 18. Dezember schrieb Schura Domontowitsch an Eina:

«Meine Liebe, ich bitte Dich sehr; erwähne in Deinen Briefen an mich nicht meinen Bräutigam. Wenn der Brief meinen Angehörigen in die Hände fällt, werden sie verärgert sein, dass ich Dir von meinem Geheimnis erzählt habe.»

Erst im folgenden Jahr, 1893, wird Schura Domontowitsch «Madame Kollontai». Ein Jahr darauf wird ihr Sohn Michail geboren. Die Jugend ist vorüber. Eine neue Periode ist angebrochen. Eine Periode des Nachdenkens und der ersten schroffen Wendungen.

Erste Ehe und Trennung

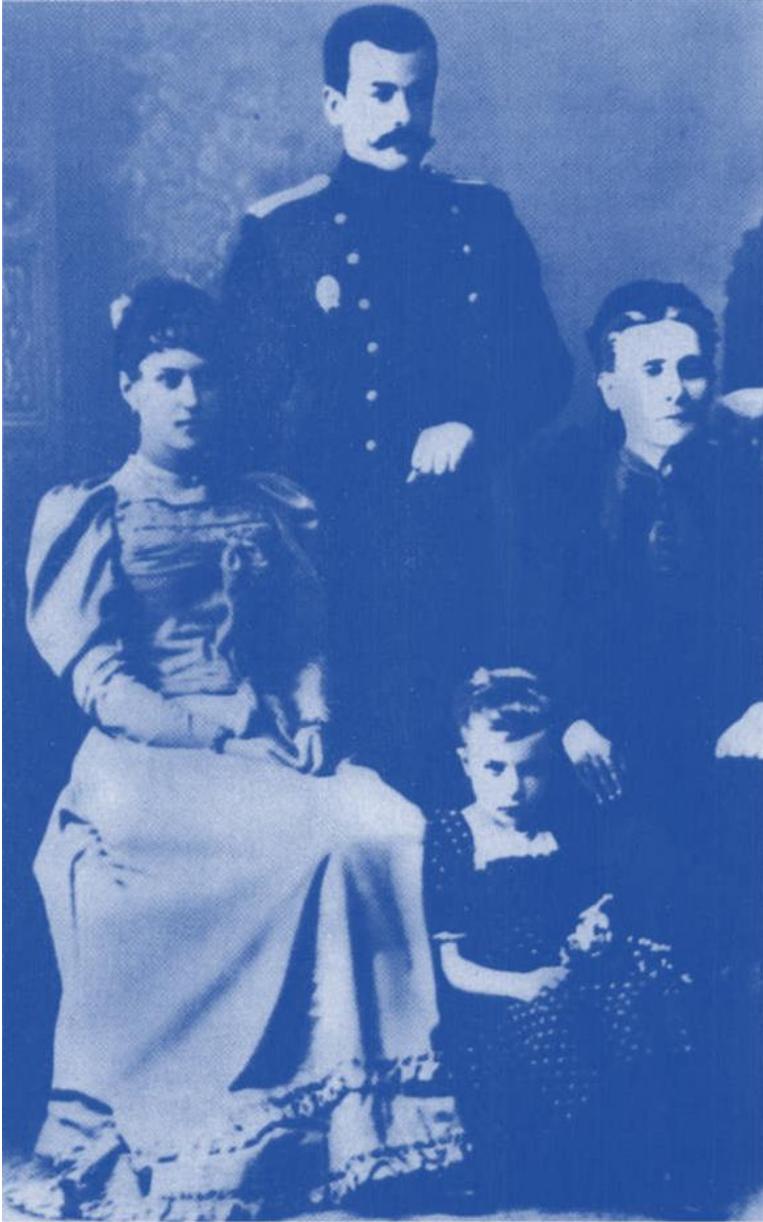
Ein paar Jahrzehnte nach den geschilderten Ereignissen verbrachte Alexandra Michailowna Kollontai nach einem der üblichen diplomatischen Empfänge im Gesellschaftsraum der sowjetischen Botschaft in Stockholm den Abend noch mit ihrem guten Freund, dem Redakteur der kommunistischen Zeitung ‚New dag‘ Gustav Johansson.

In dem Raum war es still, das leicht gedämpfte Licht war dazu angetan, Erinnerungen wachzurufen. Alexandra Michailowna erzählte von ihrer Reise nach Tiflis, die sie nach der Hochzeit mit Wladimir zu dessen Mutter Praskowja Iljinitشنا unternommen hatte.*

Praskowja Iljinitشنا bewohnte mit ihrer Tochter und ihren Enkeln zwei kleine Zimmer und eine angrenzende Veranda. Sie lebten beengt und armselig von einer winzigen Pension und einem kläglichen Lehrergehalt. Als ausgebildete Lehrerin hatte Praskowja Iljinitشنا in ihrer Jugend davon geträumt, ihre Kraft der Aufklärung des Volkes zu widmen, doch das Schicksal hatte es nicht gerade gut mit ihr gemeint, und die ständige Not raubte ihr die letzten Kräfte.

In den mit alten Möbeln vollgestopften Zimmern konnte man sich kaum drehen. In der Küche stand ein Kessel voll Suppe. Die ewig hungrigen kleinen Kinder liefen selbst in die Küche, füllten mit der Schöpfkelle ihre Essnapfe und gossen in den Kessel Was-

* Gustav Johansson, Gesandter der Revolution, Stockholm 1945 (schwed.). Das ZPART (Zentrales Parteiarchiv beim Institut für Marxismus-Leninismus) verfügt ebenfalls über eine Aufzeichnung dieses Gesprächs.



Als Alexandra Kollontai mit ihrem Mann Wladimir die Schwiegermutter in Tiflis (Tbilissi) besuchte, wurde dieses Familienfoto aufgenommen. Das Kind ist Wladimirs Nichte.

ser nach. In dem schmalen Korridor stand eine Schüssel mit Wasser, in der sich die ganze Familie wusch.

Praskowja Iljinitschna breitete verlegen die Arme aus und zeigte Alexandra ein winziges Zimmerchen. «Hier könnt ihr euch aufhalten.»

Es war unerträglich heiss, schwül und staubig. Alexandra Michailowna wollte sich nach der Reise etwas waschen. Praskowja Iljinitschna lief ächzend zur Nachbarin, um einen Trog auszuborgen.

Der Abend kam. Im Zimmer nebenan legten sich die Kinder auf dem Fussboden nieder. Praskowja Iljinitschna und ihre Tochter richteten sich in der Veranda ein, Alexandra ging in das ihr zugewiesene Zimmerchen und legte sich schweigend zu Bett.

Wladimir trat verwirrt auf der Stelle, dann berührte er Alexandra am Arm. «Schläfst du schon?»

Sie schwieg.

Wladimir wusste nicht, wie und worüber er mit ihr reden sollte, schliesslich sagte er: «So leben wir also, Schurotschka ... Aber hab keine Angst, ich werde bald gut verdienen, und wir werden in Wohlstand leben.»

Alexandra erwiderte nichts. Sie verspürte schreckliche Kopfschmerzen und Übelkeit. Es war ihr unerträglich, das Elend, den Schmutz mit anzusehen. Sie weinte den ganzen Abend, den Kopf ins Kissen vergraben, und fiel schliesslich in einen schweren Halbschlaf.

Am Morgen erwachte sie von Lärm und Gepolter. Jemand sang laut. Auf der Strasse schrien Esel. Hausierer priesen mit grölender Stimme ihre Ware an.

Zu Wladimir kamen Freunde mit einem Schlauch Wein. Sie nahmen Platz, um zu trinken und Karten zu spielen. Alexandra begriff einfach nicht, was vor sich ging und wo sie sich befand...

Die Tage in Tiflis zogen sich qualvoll in die Länge. Wladimir ging gleich morgens in das Projektierungsbüro. Alexandra lang-

weilte sich, wusste nichts mit sich anzufangen und beschloss, eine schon lange konzipierte Erzählung zu schreiben. Aber es kam nichts dabei heraus, und sie entschied sich, die Sache aufzuschieben bis zu ihrer Rückkehr nach Petersburg.

An den Sonntagen veranstalteten Praskowja Iljinitchna und Olga ein Grossreinemachen in der Wohnung und stellten alles auf den Kopf. Das war der freudereichste Tag für die Kinder. Sie kletterten auf die Stühle und Betten und spielten Barrikaden. Alexandra Michailowna indes wollte sich ansehen, was es nur immer zu sehen gab. Auf einem schmalen Pfad gelangte sie, kaxelnd und strauchelnd, zum Grab Gribojedows am Davidsberg. Von oben erschien ihr Tiflis als eine riesige grüne Schale. Deutlich erkannte sie den alten, asiatischen Teil der Stadt mit den krummen Strassen und den flachen Dächern der Katen, wo die Armut hauste, und etwas weiter den in das Grün des Parks getauchten Palast des zaristischen Statthalters und die Villen der örtlichen Aristokratie ...

Der Tifliser Sommer war in diesem Jahr besonders heiss. Alexandra ging gleich morgens in den Park, spazierte durch die Alleen, setzte sich häufig, um auszuruhen, und las zum wer weiss wievielten Male Henry Buckles Buch «Die Geschichte der Zivilisation in' England» – das einzige, das sie aus Petersburg mitgenommen hatte.

Sie konnte nicht leben, ohne zu lesen, und häufig fragte sie Wladimir, warum er sich nicht für Literatur interessiere. Bereits in Petersburg hatte sie sich bemüht, in ihm die Liebe zum Buch zu wecken, und ihn genötigt, ihren geliebten Dobroljubow zu lesen. Er hatte ihr das Buch zurückgegeben, ohne in Entzücken ausgebrochen zu sein.

Im Hause Praskowja Iljinitchnas gab es wenig Bücher, und zu denen, die es gab, verhielt sich Wladimir gleichgültig. Nur des Sonntags, wenn sich nach dem Essen die ganze Familie versammelte, las er laut die Tifliser Zeitung vor. Eines Abends brachte

Alexandra Ausschnitte aus dem Buch Buckles zu Gehör, und zwar die Stelle, wo er die Schriftsteller geißelt, die ihre Werke einer guten Bezahlung wegen «erlauchten» Ignoranten widmeten. «Je offensichtlicher die Schmeichelei war», heisst es da, «desto grösser war das Honorar für den Schriftsteller.»

Wladimir hörte, über sein Reissbrett gebeugt, unaufmerksam zu und begann seine Lieblingsarie zu pfeifen. Alexandra war gekränkt, verstummte und schlug das Buch zu.

So wurde Henry Buckle zur Ursache der ersten Unstimmigkeit zwischen den jungen Eheleuten.

Ende August 1893 kehrten Alexandra und Wladimir Kollontai nach Sankt Petersburg zurück.

Als Alexandra Michailowna ihre Erzählung über die Reise nach Tiflis beendet hatte, fragte Gustav Johansson:

«Lernten Sie das wirkliche Leben damals zum erstenmal so kennen?»

«Ja, eine solche Lehre wurde mir wohl zum erstenmal erteilt», lautete die Antwort.

In den Aufzeichnungen, die Alexandra Kollontai viele Jahre später ihrer Vergangenheit widmete, gibt es umfangreiche Passagen über ihren Mann, Wladimir Kollontai. Durch das Prisma der Zeit erschien ihr vieles in einem anderen Licht, als es vormalig war. Der Schleier der Jahrzehnte überdeckte so manche Unebenheit, milderte den Ton. Wir finden hier eher Verzücktheit und Trauer über die dahingegangene erste Liebe als die Bestätigung der Idylle in ihren Beziehungen. «Die Unzufriedenheit mit meiner Ehe stellte sich schon sehr frühzeitig ein», schrieb sie. «Ich rebellierte gegen den ‚Tyritten‘, wie ich meinen schönen und geliebten Mann nannte ... Ich ... sagte jedermann, ich sei ‚furchtbar glücklich‘. Und doch war mir, als würde mich dieses ‚Glück‘ irgendwie einzwängen. Ich aber wollte frei sein.»

Die Helsinkier Briefe und andere Dokumente lassen eine Präzi-

sierung zu, wann und wie sich Alexandra Michailownas Trennung von ihrem Mann vollzog.

Es besteht kein Zweifel, dass diese Trennung in ihrer gesamten Lebenseinstellung bereits «vorprogrammiert» war. Wladimir Kollontai hatte nur das eine Ziel, die höchste Sprosse der sozialen Stufenleiter zu erklimmen und den Generalsrang zu erreichen, den sein Schwiegervater innehatte. In Alexandra Domontowitsch wuchs in ihrer Mädchenzeit eine noch unbewusste Unzufriedenheit mit der sozialen Ordnung Russlands, eine äusserst unklare Vorstellung von dem, was sie eigentlich wollte. Es ist richtig, dass sie während der Reise mit ihrer älteren Schwester Adèle nach Frankreich in einem Berliner Antiquariat das «Kommunistische Manifest» von Marx und Engels erstand und nun zum erstenmal dieses historische Dokument las. Es stimmt auch, dass sie ohne Wissen ihrer Schwester in Paris eine Sozialistenversammlung besuchte. Doch daraus zu folgern, dass diese zwei Fakten sie sofort zur Revolutionärin machten, wäre einfach naiv.

Es war für das Mädchen Schura, das unter luxuriösen Bedingungen und vor allem in der Atmosphäre einer wenn auch liberalen Adelsfamilie aufgewachsen war, kein leichter Schritt, so plötzlich die Barrikaden der Revolution zu erklimmen. Sie selbst stritt die Zaghaftheit ihrer ersten Schritte auch nicht ab. Als sie 1916 auf dem Dampfer «Bergensfjord» von ihrer ersten Reise in die Vereinigten Staaten von Amerika zurückkehrte, schrieb sie: «Ich erinnere mich an weit zurückliegende Jahre. Die Tawritscheskaja-Strasse, das Holzhaus mit den niedrigen Decken. Mischas Kinderzimmer, die Wintersonne, das Spielzeug auf dem Fussboden. Sojetschka (Soja Leonidowna Schadurskaja – der Verf.) sitzt auf dem niedrigen Kinderstuhl und singt Mischa ein Liedchen vor.

Sie unterbricht sich selbst und erzählt von einer geheimen Parteiversammlung von Korobko, von Krassin und einer geplanten Studentendemonstration.

Soja ist häufig draussen in der Vorstadt. All das ist für mich neu, verlockend, es fesselt mich, nur ist mir noch nicht ganz klar, wie man an all das herankommt. Soja geht den Neuerungen des Lebens kühner entgegen, sie durchbricht leichter die ‚Traditionen‘. Mich hindern immer die ‚Lebensbedingungen‘. Doch ich habe meinen Weg bereits abgesteckt...»

Nicht nur ein- oder zweimal kehrt Alexandra Kollontai in Gedanken zu Soja Schadurskaja zurück; sie sehnt sich nach ihr und schreibt ihr so häufig wie vielleicht keiner anderen Person in ihrem Leben.

Gegenseitige Sympathie und Zuneigung, durch die Kinderfreundschaft geboren, verband die zwei Frauen fest miteinander. Doch beide waren sie sehr unterschiedlich in ihrem Charakter, in ihrer Leidenschaftlichkeit, in der Grösse ihres Denkens und Handelns. Bildlich ausgedrückt, kann man vielleicht sagen, dass Alexandra Kollontai allmählich in den revolutionären Kämpfen zu einem strahlenden Stern erster Ordnung wurde. Soja Schadurskaja hingegen war und blieb bis zum Ende ihres Lebens ihr Satellit, der sich kraft des Gravitationsgesetzes nicht mehr von seinem Planeten lösen kann.

Auch zur Revolution gelangten beide auf unterschiedliche Weise. Alexandra Kollontai beschränkt immer entschlossener den breiten Weg des Denkens und des Kampfes. Soja Schadurskaja blieb auf dem schmalen Pfad, der längs der Hauptstrasse der Revolution verlief.

Bereits in Sankt Petersburg, wo beide ihre ersten Schritte und ihre ersten zaghaften Aktionen unternahmen, wurde Alexandra Kollontai zur aktiven Mitgestalterin der illegalen Versammlungen und Zusammenkünfte. Soja Schadurskaja hingegen begnügte sich mit einer weitaus bescheideneren Rolle. Häufig stand sie während der illegalen Versammlungen als «Signalgast» in einer abgelegenen Petersburger Strasse. Tänzelnd ging sie an dem Haus entlang, wo die Versammlung stattfand, und knabberte Sonnenblumenkerne, und wenn sie die verdächtige Physiognomie ei-

nes Spitzels oder Polizisten sah, sang sie mit lauttönender Stimme immer ein und dasselbe Lied – «Die Lerche». Das war das «Rückzugssignal» für die Versammlung.

Viel später dann, als sich beide vor den Verfolgungen der zaristischen Gendarmerie ins Ausland retteten, spielte Alexandra Michailowna eine immer aktivere Rolle in der Politik und reiste durch die verschiedensten Länder, während Soja Leonidowna sich für lange Jahre in Paris niederliess und dort als Putzmacherin tätig war.

Die Entwicklung Alexandra Kollontais zur revolutionären Demokratin und später zur aktiven Revolutionärin kann man nur begreifen, wenn man sich die Situation in Russland, das politische Klima, das sich in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts dort herausgebildet hatte, vergegenwärtigt.

Was charakterisierte zu jener Zeit die russische gesellschaftliche Bewegung, welche Ereignisse beeinflussten sie?

Die Volkstümplerideologie trat allmählich in den Hintergrund. Die Beschwörungsformeln Michailowskis und anderer Führer der Narodniki, das «bäuerliche Russland» vor dem verderblichen Einfluss des Kapitalismus zu retten, klangen mittlerweile lächerlich. Der Kapitalismus war zu einem unbestreitbaren Fakt der russischen Wirklichkeit geworden. Eine neue revolutionäre Kraft war geboren in Gestalt des Proletariats, und der Tag war nahe, da die marxistische Partei die Arena des politischen Kampfes betreten würde.

Doch rufen wir uns diese Zeit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts mit ihren wesentlichsten revolutionären Ereignissen noch einmal ins Gedächtnis:

Im Herbst 1825 nach dem Tod des Zaren Nikolaus I., der fünf von den Dekabristen an den Galgen gebracht und über hundert von ihnen «in die Tiefe der sibirischen Bergwerke» geschickt hatte, war die «Begnadigung» der Verbannten erfolgt. Von den hunderteinundzwanzig zur Zwangsarbeit verurteilten Dekabristen waren noch fünfundfünfzig am Leben. Die Nachricht von der Rückkehr der Helden des Dezember 1825 versetzt die fortschritt-

liche russische Gesellschaft in Erregung. Als im November 1860 der Sarg des Dekabristen Sergej Trubezkoi durch die ganze Stadt zum Moskauer Nowodewitschje-Friedhof getragen wurde, zeigte sich, wie stark und unauslöschlich die Erinnerung an diese Menschen war. In den darauffolgenden Jahren starben A.J. Rosen, M.I. Murawjow-Apostol und weitere Dekabristen, als letzter schliesslich 1892 der achtundachtzigjährige D.I. Sawalischin.

Der Tod eines jeden Dekabristen hallte wie ein Sturmläuten durch das Land. In vielen Häusern gingen Fotos oder, wie man sie damals nannte, Daguerreotypen der Dekabristen von Hand zu Hand und wurden wie Reliquien verehrt.

Die achtziger Jahre waren vom Krachen der Schüsse gekennzeichnet. Vera Sassulitsch schoss auf den Petersburger Stadthauptmann Trepow, der befohlen hatte, den politischen Häftling Bogoljubow mit Ruten zu peitschen. Vera Figner wurde im Prozess gegen eine Gruppe von Revolutionären zum Tode verurteilt, doch das Urteil wurde in eine lebenslängliche Kerkerhaft in den Kasematten von Schlüsselburg umgewandelt. Sofja Perowskaja wurde gehängt. Am Tag der Urteilsvollstreckung herrschte Trauer im Hause des Generals Domontowitsch.

Kaum hatte die zaristische Regierung etwas von der Schaffung der marxistischen Gruppe «Befreiung der Arbeit» in Erfahrung gebracht, als sie bereits äusserst energische Massnahmen einleitete, um den Aufruhr zu ersticken. 1883 erliess das Polizeidepartement in einer eiligen Verfügung ein «Memorandum über die Ausrichtung der periodischen Presse in Verbindung mit der gesellschaftlichen Bewegung in Russland». Diesem Dokument massen die hohen Polizeiränge eine besondere Bedeutung bei: Es sollte das Verbot der progressiven Zeitschrift dieser Zeit, der «Otetschestwennyje Sapiski», motivieren. Der Innenminister und Gendarmeriechef Graf Tolstoi richtete eilig ein «Memorandum» an Zar Alexander III., der sich gerade in Kopenhagen aufhielt.

Das Polizeidokument beginnt mit den folgenden Worten: «Eine der Hauptursachen der sozialen Kalamitäten, die unser Vaterland niederdrücken, muss im Bereich der besonderen Welt der Ideen und Begriffe gesucht werden, in der das Vorhandensein und sogar das Vorherrschen positivistischer und materialistischer Ansichten spürbar sind, die einen recht erheblichen Kreis der gebildeten Klasse erfassen.*

Besonders erschreckte die Gendarmen der Aufruf «An die junge Generation», den der Mitarbeiter der Zeitschrift «Sowremennik» Michailow verfasst hatte. Hier ein paar Zeilen aus diesem Dokument:

«Nicht das Volk ist für die Regierung da, sondern die Regierung für das Volk. Die Romanows haben die Hoffnungen des Volkes nicht erfüllt. Fort mit ihnen. Wir wollen einen gewöhnlichen Sterblichen, einen irdischen Menschen, zum Oberhaupt haben. Wir brauchen keinen Imperator, sondern einen wählbaren Ältesten, der für dieses Amt eine Vergütung erhält. Die Regierung hat bei allen Ständen Unzufriedenheit hervorgerufen... Das zaristische Russland zerfällt. Nur in der jungen Generation befinden sich Menschen, die fähig sind, ihre persönlichen Interessen zum Wohle des ganzen Landes zu opfern. Sie sind die Führer des Volkes, dazu berufen, es zu retten. Sie müssen dem Volk erklären, dass der Zar und seine Minister dem im Wege stehen.»**

Der Aufruf endete mit Worten, die die Gendarmen in Schrecken versetzten. Wählbarkeit und Einschränkung der obersten Macht, Freiheit des Wortes, Förderung des Moments der Selbstverwaltung im Volk, Beseitigung der Privilegien, Gleichheit aller vor dem Gericht, finanzielle Rechenschaftslegung der Regierung, öffentliche und mündliche Rechtssprechung, Abschaffung der of-

* Aus der Geschichte der russischen Literatur und des gesellschaftlichen Denkens der Jahre 1860 bis 1890, Verlag Nauka, Moskau 1977, S. 446 (russ.)

** ebenda, S. 449

fenen und der geheimen Polizei – das waren Michailows revolutionär-demokratische Forderungen.

Auf unbekanntem Wegen geriet dieses Dokument in das Haus des Generals Domontowitsch. Michail Alexejewitsch betrat das Zimmer der Tochter nicht, ohne anzuklopfen. Ein paarmal klopfte er leise an die Tür, doch als er keine Antwort erhielt, öffnete er sie beunruhigt. Schura hörte nicht, wie der Vater eintrat; sie las dieses «aufrührerische» Dokument.

Erbegriff sofort alles. Und schwieg. Dann sagte er: «Mama darf nichts davon erfahren ...»

1894 starb auf der Krim plötzlich Zar Alexander III. Ihm, dem vorletzten der russischen Selbstherrscher, wurde ein paar Jahre später am Nikolajewski-Bahnhof in Petersburg ein Denkmal errichtet, das unter der Bezeichnung «Pugalo» – die Vogelscheuche – in die Geschichte einging. Sein Schöpfer, Fürst Paolo Trubezkoi, der die grosse Bildhauerschule Italiens durchlaufen hatte, wusste, was er wollte. «Ich habe ein Tier auf einem anderen Tier dargestellt» – so charakterisierte er die gusseiserne Figur des Monarchen hoch zu Pferde.

Auf die «Vogelscheuche» folgte der Sohn, Nikolaus II. Der beim vorangegangenen Monarchen allmächtig gewesene Finanzminister Graf Sergej Juljewitsch Witte gab eine überaus lakonische Charakteristik des sechszwanzigjährigen Zaren: «Er besitzt die mittlere Bildung eines Gardeobersts.»

Jegliche Veränderungen «oben» rufen Hoffnungen auf Besseres hervor. Die Herrschaft des neuen Zaren begann mit der «Chodynka» – dem Tod Hunderter Menschen auf dem Moskauer Chodynka-Feld. Die Gerüchte von einer bevorstehenden Liberalisierung, von einer Amnestie für die politischen Häftlinge, auch die in der Schlüsselburger Festung Eingekerkerten, platzten wie eine Seifenblase.

Schlüsselburg stellte eine nicht verheilende Wunde im Gewissen des Volkes dar. Seit jener Zeit, da Peter I. diese kleine Newa-Insel am Ausgang des Ladogasees von den Schweden zurücker-

obert und die Festung zum Gefängnis gemacht hatte, war sie nie verwaist gewesen. Zu Beginn der Herrschaft Nikolaus II. befanden sich fünfundfünfzig Menschen in den steinernen Kerkern von Schlüsselburg, unter ihnen Nikolai Morosow und Vera Figner, beide zu lebenslänglicher Haft verurteilt. Sie alle waren Söhne und Töchter angesehener russischer Adliger, und demzufolge brachte man in den liberalen Petersburger Familien ihrem Schicksal grosses Mitgefühl entgegen. Als es klar wurde, dass es keine Amnestie geben und dass das Polizeiregime im Land noch grausamer wüten würde, geriet die öffentliche Meinung in Aufruhr. Von dieser Woge des Aufruhrs getragen, schloss sich auch Alexandra Kollontai der demokratischen Bewegung an – sie tat den ersten Schritt, begann ihre Zusammenarbeit mit dem Wandermuseum für Lehr- und Lernmittel.

Im Grunde genommen befasste sich diese kleine Bildungsorganisation, die für die Versorgung der Gymnasien mit Anschauungsmaterial zuständig war, nicht mit revolutionärer Tätigkeit.

Aber die dort herrschende Atmosphäre gab Denkanstösse. Sie zwang zu einer genaueren Betrachtung der umgebenden Wirklichkeit und erweiterte den Kreis der Bekanntschaften mit Angehörigen der demokratischen Intelligenz.

1894 wurde Alexandra Kollontai mit Nikolai Alexandrowitsch Rubakin bekannt.

Rubakin, der aus einer Pskower Kaufmannsfamilie stammte, war für die Jugend eine faszinierende Gestalt. Bibliograph und Schriftsteller von Beruf, gewann er alle, die ihn kannten, durch seine Begeisterungsfähigkeit. Die russische Schriftstellerin Marija Jamtschikowa, bekannt unter dem Pseudonym Al. Altajew, schrieb über Rubakin: «Diese grosse Begabung, die einen ständigen Kampf mit der Zensur führte, wurde zu einer Leitfigur für die Schriftsteller, die für das Volk arbeiteten. Zu ihm unternahmen

junge beginnende Literaten und die Studentenschaft im buchstäblichen Sinne Wallfahrten.»*

In Rubakins Bibliothek wurde Alexandra mit Jelena Stassowa und – was nicht weniger wichtig ist – mit der marxistischen Literatur bekannt.

Die Stassows hatten in Petersburg eine Sonderstellung inne. Die Familie war bekannt durch ihren Demokratismus und ihren weiten Horizont. Jelena Stassowa war ein Jahr jünger als Alexandra, doch zur Zeit ihrer Bekanntschaft war sie bereits eine Revolutionärin. Um es vorwegzunehmen – nach der Oktoberrevolution wurde Jelena Stassowa auf Vorschlag Lenins zum Sekretär des ZK der KPR (B) gewählt.

Alexandra Michailowna verkehrte von nun an in der Wohnung der Stassows. Auf ein «Tässchen Tee», faktisch jedoch zu illegalen Versammlungen, kamen zu den Stassows Menschen unterschiedlicher politischer Ansichten. Im Salon wurden heisse theoretische Schlachten ausgetragen, jeder konnte offen seine Meinung äussern. Zum einem der nächsten «Tässchen Tee» wurde auch Alexandra Kollontai eingeladen.

Kehrte Alexandra nun von Jelena Stassowa oder aus der Rubakinschen Bibliothek nach Hause zurück, verspürte sie eine immer grössere Unzufriedenheit mit ihrem Leben. Ihr schien noch immer, dass sie ihren Mann liebte, und in ihren kleinen Sohn war sie regelrecht vernarrt. Doch nichts vermochte die zutage getretene geistige Leere auszufüllen. Wladimir sah und begriff das, aber er konnte es nicht ändern. Neben ihm lebte eine Frau mit starkem Willen, deren suchende, aufrührerische Natur nach Aktionen dürstete im Namen des grossen Zieles, das sie bereits vor sich sah.

In der zweiten Hälfte der neunziger Jahre organisierte das Wandermuseum für Lehr- und Lernmittel eine Zusammenarbeit mit der politischen Organisation «Rotes Kreuz», das eine Verbin-

* A. Rubakin, Rubakin, ein Lotse im Büchermeer, Verlag Molodaja gwardija, Moskau 1967, S. 5 (russ.)

dung zu den Häftlingen der Schlüsselburger Festung herstellte. Das Schicksal Vera Figners, Nikolai Morosows und anderer Gefangener ging Alexandra nahe. Sie begeisterte sich für diese Menschen, die den Reichtum verachteten und den Tod nicht fürchteten.

Doch das Leben erteilte ihr neue Lehren. 1896 war Alexandra Kollontai gemeinsam mit ihrem Mann in der Krenholmmanufaktur bei Narva. Dort erlebte sie zum erstenmal die schrecklichen Bedingungen der Lohnsklaverei, sah vor Erschöpfung sterbende Kinder.

Die neunziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts sind durch eine stürmische Entwicklung des Kapitalismus in Russland gekennzeichnet. Der Leninsche «Kampfbund zur Befreiung der Arbeiterklasse» wurde geschaffen – der erste bedeutende Keim der revolutionären marxistischen Partei, die sich auf die Massenbewegung der Arbeiter stützte.

Bald darauf brach der berühmte Textilarbeiterstreik in Petersburg aus, von dem bald ganz Russland sprach. Auf Alexandra Kollontai machte dieses Ereignis einen unauslöschlichen Eindruck, und in ihrer Autobiografie finden wir später die Zeilen: «Dieses anschauliche Beispiel der wachsenden Bewusstheit des Proletariats trotz völliger Unterdrückung und Rechtlosigkeit veranlasste mich bereits zum entschiedenen Übergang ins Lager der Marxisten.»

Jetzt, da sie unwiderruflich entschlossen war, den Weg des politischen Kampfes zu beschreiten, wurde die Trennung von ihrem Mann, der ein Gegner dieses Kampfes war, endgültig und unvermeidlich.

Es war für eine sechsundzwanzigjährige Frau damals nicht leicht, sich zu solch einem Schritt zu entschliessen. Ganze fünf Jahre hatte sie mit Wladimir Kollontai zusammen gelebt. Mehrfach kehrte sie später in ihren Erinnerungen zu diesem schweren und im Grunde für sie tragischen Entschluss zurück, berichtete von ihren Emotionen und suchte sogar Jahrzehnte später noch, als sich ihr Leben schon dem

St. Petersbourg. ²/₁₇ Jan. 29.

Mon amie chérie,

quel grand plaisir j'ai éprouvé en recevant ta bonne petite lettre. surtout l'espoir de te revoir au mois de Mars me donne une joie inexprimable. J'ai souvent pensé à toi, ma bien aimée.

Eina, beaucoup de fois j'avais l'intention de t'écrire, mais il y avait toujours quelque obstacle, j'ai eu tant de soucis l'an dernier. La santé de mon mari me rendait continuellement inquiète: il avait des accès très douloureux sur la gorge et il a dû être opéré pendant quatre fois. A peine la santé de mon mari est-elle un peu établie, que mon tour est venu de tomber malade. J'ai ^{eu} un

Solche Briefe in französischer Sprache schickte Alexandra viele Jahre lang nach Helsingfors (Helsinki) an ihre Freundin Eina Sadenius. Sie sind eine wichtige, früher unbekannte Quelle für die Biografie.

Ende zuneigte, nach einer Rechtfertigung. Am 12. März 1939 rief sie in einem Brief an Emmi Lorensen die Vergangenheit wach: «Es gibt nichts Schöneres als ein Leben gemeinsam mit einem anderen Menschen. Ganz ohne Konventionen. Und immer darauf bauend, dass der andere einen versteht.»

Alexandra war sich jetzt darüber im Klaren, dass Wladimir Kollontai sie nicht verstehen konnte, und sie brach mit ihm, nahm den Sohn und bezog eine andere Wohnung. Über diese für sie nicht leichte Zeit schrieb sie an Eina nach Helsingfors:

«Liebe Freundin, endlich habe ich eine freie Minute, um Dir ein paar Zeilen zu schreiben. Ich bin in eine andere Wohnung gezogen und schon zwei Wochen damit beschäftigt, sie einzurichten. Jetzt habe ich gottlob alles mehr oder weniger in Ordnung gebracht und kann mich mit den gewohnten Dingen befassen, die ich vernachlässigt habe.

Meine neue Anschrift: Snamenskaja Nr. 39. Sei so gut, liebe Eina, und teile diese Adresse Herrn Hjelt mit. Es ist für mich sehr wichtig, einen Rat bezüglich meiner künftigen Arbeit (eines Buches oder eines Artikels) zu bekommen ...

Meine neue Wohnung ist hell und freundlich. Hier werde ich allein mit Mischa leben. Mein Söhnchen wird schon ganz erwachsen. Wir beide sind die besten Freunde und lieben einander zärtlich. Es ist ein grosses Glück, dass ich den Sohn habe, besonders jetzt, da ich so allein bin ..

Alexandra Kollontai bleibt nicht lange in Petersburg. Sie beschliesst, in die Schweiz zu fahren, um endgültig alle Brücken hinter sich abzurechen.

Hier ein Bekenntnis aus ihrem Tagebuch. Der Zug trägt sie immer weiter davon, und sie öffnet ihr Herz ihrem Mann und Soja Schadurskaja:

«Ich entschloss mich, Kollontai noch im Zug einen langen und herzlichen Brief zu schreiben. Ich versicherte ihm darin, wie heiss und innig ich ihn liebte ...»

In verschiedenen Arbeiten über das Leben Alexandra Kollontais wird darauf verwiesen, dass die endgültige Trennung von ihrem Mann im August 1898 erfolgte. Die Helsinkier Briefe korrigieren auch diese Ansicht. Alexandra verliess die Schweiz bald wieder und kehrte zu ihrem Mann zurück. Nicht für lange, doch sie kehrte zurück. Hier ein Brief vom 2. Januar 1899 an Eina in Helsingfors:

«Liebe Freundin! Es bereitete mir grosses Vergnügen, Deinen wohlmeinenden guten Brief zu lesen. Die Hoffnung, Dich wiederzusehen, erfüllt mein Herz mit unauslöschlicher Freude. Ich denke oft an Dich, liebe Eina. Viele Male nahm ich mir vor zu schreiben, aber immer kam etwas dazwischen, und im letzten Jahr hatte ich genug Sorgen. Die Gesundheit meines Mannes beunruhigt mich immer aufs Neue: Er hatte Geschwüre in der Kehle und musste viermal operiert werden. Kaum war er wiederhergestellt, da wurde ich krank... Im Herbst musste ich allein ins Ausland zur Kur fahren. Die Reise war lang und interessant, doch ich sehnte mich sehr nach meiner Familie. Ein ganzes Jahr lebte ich an der Küste, in Italien, nicht weit von Genua, dann fuhr ich nach Berlin, um mich einer Heilbehandlung zu unterziehen. Ich fühlte mich schon weitaus besser und schickte mich an, nach Hause zurückzukehren, da plötzlich erkrankte ich an Bronchitis ... Auf diese Weise verschob sich meine Abreise um drei Wochen. Doch endlich bin ich nun zu Hause, ich fühle mich ganz passabel und bin glücklich, mein Söhnchen wiederzusehen, allerdings betrübt durch die Krankheit meines Mannes, der wieder Geschwüre hat. Aber ich will Dir nicht länger von meinen Kümernissen berichten, sondern Dir lieber etwas sehr Erfreuliches mitteilen: Die Skizze über die Erziehung, die ich vorigen Winter schrieb, wurde in der Zeitschrift ‚Psychologija i Wospitanije‘ veröffentlicht. Ich habe lange an dieser Skizze gearbeitet und bin sehr zufrieden, dass meine Arbeit von Erfolg gekrönt wurde. Ich erhielt etwa 120

Rubel dafür. Das ist das erste Geld, das ich durch eigene Arbeit verdient habe.

Wir wohnen nach wie vor, mit meinen Eltern zusammen, in der Tawritscheskaja-Strasse 23. Den Sommer habe ich, wie gewöhnlich, in Kuusa verbracht. Mutter regt sich meinetwegen immer auf, sie ist noch schwächer geworden. Das beunruhigt uns sehr. Vater fühlt sich Gott sei Dank gut und steckt tief in seiner Arbeit. Er ist jetzt Mitglied des Kriegsrates. Mich bedrücken stark die Gerüchte über die in Finnland geplanten Reformen. Im vorigen Jahr ist in Petersburg ein Buch über Finnland erschienen. Es vermittelt ein erschöpfendes Bild vom Leben in diesem Land, spricht von den Gesetzen, den Institutionen usw. Ich begeistere mich für Finnland ...

Da mich die Lage in Finnland interessiert, schreibe mir, was sich dort bei Euch nach dem 7. Januar ereignet hat. Alle Neuigkeiten erfahren wir nur aus den Zeitungen, und ich vertraue diesen Publikationen nicht sehr ...

Mein Mann und ich senden Euch allen einen herzlichen Gruss. Die besten Wünsche für Deine Eltern, Deine Brüder und Deine Schwester. Wie geht es ihr?

Vergiss mich nicht.

*Deine Dir ergebene Freundin
Schura»*

Das neue, das 20. Jahrhundert brach an. Die Briefe Alexandra Kollontais nach Helsinki lassen mit äusserster Glaubwürdigkeit nachvollziehen, wie ihr Leben verlief, sie sind Zeugen ihrer Sorgen, ihrer Unruhe, ihrer Emotionen.

Von Wladimir Kollontai trennte sie sich nun endgültig. Aus familiären Gründen kehrte sie mehrere Male aus der Schweiz zurück, wo sie an der Universität Zürich im Seminar von Professor Herkner ihr Wissen vervollständigte. Auf Anraten des Professors reiste sie nach England und schloss Bekanntschaft mit Sidney und Beatrice Webb, den Mitbegründern der Fabian Society.

Am 24. Dezember (neuen Stils) 1900 schrieb Alexandra Kollontai an Eina nach Helsingfors:

«Liebe Freundin! Ich schicke Dir meine aufrichtigen Glückwünsche und tausend beste Wünsche zum neuen Jahr. Ich wünsche von ganzem Herzen, dass es für Dich und Deine Familie glücklich wird. Wundere Dich, meine Liebe, nicht über mein langes Schweigen. Der vergangene Herbst brachte uns viel Leid, so dass ich Dir nicht mal schreiben konnte. Meine Mutter hat nach einem Monat schrecklicher Qualen die ewige Ruhe gefunden. Seit der Zeit rühre ich mich nicht von meinem armen Vater fort. Er ist schrecklich gealtert und grangebeugt. Verzeih, dass ich Dir nicht, wie versprochen, meine Arbeit über Finnland geschickt habe. Der Grund ist der, dass alles, was Dir durch die Post zugeschickt wurde, von der russischen Zensur konfisziert worden ist. Ich muss auf eine Gelegenheit warten, dass ich die Arbeit mit jemandem mitschicken kann.

Wie geht es Dir, meine Liebe, was machen Deine allerliebsten Kinder? Mein Mischa spricht schon fließend Deutsch und beginnt auch, Französisch zu verstehen... Meine Adresse ist noch dieselbe: Tawritscheskaja 23.

*Deine Dir ergebene Freundin
Schura»*

Im Zentrum des nahen Sturms

Wollte man alle politischen Aktivitäten Alexandra Kollontais in der Zeit vom Jahrhundertbeginn bis zum ersten Weltkrieg beschreiben sowie ihre Beziehungen zu anderen Politikern darlegen, so wäre das eine überaus schwierige Aufgabe. Dieses Thema, das ausserdem weitgehend erst erforscht werden müsste, würde einen eigenen dicken Band füllen.

Sie hatte erstaunlich viele Begegnungen, Bekanntschaften, Dispute und stürmische politische Kämpfe auf Kongressen, auf den Plätzen europäischer Städte, in Rathäusern, in Privatgebäuden, in konspirativen Wohnungen, in Fabriken und Betrieben, in Stadt und Land. In ihr brauste die unbezähmbare Leidenschaft, Menschen kennenzulernen, das Bestreben, ihre Gedanken, Pläne und Hoffnungen zu ergründen, in ihre innere Welt einzudringen, zu erfahren, was sie beunruhigt, erfreut, erschreckt und hoffen lässt. Und schliesslich, sich von der historischen Bedeutung und der Richtigkeit der Sache zu überzeugen, der sie sich gewidmet und hingegeben hatte. Und alles aufzuschreiben, zu verallgemeinern, den Menschen zugänglich zu machen. Allerdings mit Irrtümern und Fehlern, die auch ihr nicht fremd waren.

Allein die Liste der belletristischen Arbeiten, die sie in jenen Jahren schuf, setzt in Erstaunen. Dazu politische Bücher, Abhandlungen, Broschüren, Essays, Artikel, Notizen. Später, nach der Revolution, setzte sie ihre literarische Tätigkeit fort, schrieb Romane, Novellen, Erzählungen. Und natürlich eine Vielzahl politisch-publizistischer Schriften.

Gewiss begünstigten die Reisen in verschiedene Länder Euro-

pas, das aufmerksame Studium der gesellschaftlichen und sozialen Erscheinungen unmittelbar am Ausgangsort, das Ausmass ihrer Erkenntnisse. Es gibt wahrscheinlich keinen bedeutenden Vertreter des gesellschaftlichen Lebens, mit dem sie nicht bekannt gewesen wäre, und mit vielen Führern der Arbeiterbewegung verband sie echte Freundschaft. In Deutschland waren das August Bebel, Clara Zetkin, Karl Liebknecht, Rosa Luxemburg und Karl Kautsky. In England Sidney und Beatrice Webb, der Arbeiterführer Queich, die Führer der Genossenschaftsbewegung Bonfield und Dawis, in Frankreich Jean Jaurès, Paul Lafargue und seine Frau Laura, die Tochter von Karl Marx, in Belgien Émile Vandervelde und andere Sozialistenführer, und in Skandinavien gab es zu jener Zeit keinen einzigen Führer der sozialistischen Arbeiter- und Jugendbewegung, zu dem sie nicht engsten Kontakt gehabt oder mit dem sie nicht aufs Heftigste polemisiert hätte.

Diese kleine, schwächliche, erstaunlich anziehende Frau stand im Epizentrum der politischen Bewegungen. Doch naturgemäss konzentrierten sich ihre Anstrengungen auf Russland, um dessen Umgestaltung willen sie das schwierige Feld des politischen Kampfes überhaupt betreten hatte.

Mit dem neuen, dem 20. Jahrhundert erhob sich in Russland Gorkis «Sturmvogel»:

«Sturm! Bald kommt der Sturm auf!»

Gorki brachte in poetischer Form die Stimmungen in Russland zum Ausdruck. Das Beben der Revolution war bereits überall zu spüren.

«Die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert war eine der wichtigsten Etappen auf dem Weg vom alten Kapitalismus, dem Kapitalismus der freien Konkurrenz, zum neuen, imperialistischen Kapitalismus. Die Epoche des Aufstiegs der bürgerlichen Gesellschaft war zu Ende. Eine neue Epoche rückte heran: die Epoche

des Zusammenbruchs des Kapitalismus, der gigantischen Klassenkämpfe und sozialen Revolutionen des Proletariats, des Anbruchs und des Aufschwungs des Befreiungskampfes in dem unermesslichen Randbereich der kapitalistischen Welt, in ihren Kolonien und Halbkolonien.»* In diesem Kampf hatte Russland bereits eindeutig den führenden Platz inne. Das revolutionäre Zentrum hatte sich von Westeuropa nach Russland verlagert.

Der Kampf gegen die Selbstherrschaft erfasste alle Schichten der russischen Gesellschaft. Die Arbeiterklasse wurde zu ihrer führenden Kraft. Lange schon spielte die russische Intelligenz eine sehr aktive Rolle im revolutionären Prozess. Jetzt trat auch die Bauernschaft in den Kampf ein.

Die von Wladimir Iljitsch Lenin geschaffene Sozialdemokratische Arbeiterpartei Russlands wurde zur führenden, richtungweisenden Kraft der revolutionären Bewegung. Die Erringung der Positionen und die Verteidigung der wahrhaft revolutionären Prinzipien und Methoden des Kampfes erforderten gewaltige Anstrengungen. Die zu Beginn des Jahrhunderts gegründete Leninische «Iskra» arbeitete unablässig daran, die Verbindung zwischen der russischen Arbeiterbewegung und der revolutionären Sozialdemokratie zu festigen. Der Kampf richtete sich gegen die Anhänger des sogenannten Ökonomismus, die die Notwendigkeit des politischen Kampfes leugneten, ökonomische Forderungen und Reformen in den Vordergrund rückten. Das war eine grosse Gefahr für die russische Arbeiterbewegung, die so nicht ihre Aufgabe – die Revolution des gesamten Volkes zu leiten mit dem Ziel, die autokratische Leibeigenschaftsordnung zu stürzen – erfüllen konnte. Erst nach Durchführung dieser Aufgabe konnte die Arbeiterklasse ihre historische Mission verwirklichen – die kapitalistische Ordnung zu beseitigen und eine neue Gesellschaft aufzubauen.

* Geschichte der Kommunistischen Partei der Sowjetunion in sechs Bänden, Band I, Moskau o.J., S. 412f.

Der Leninsche Kern, der sich nach der Spaltung der SDAPR auf dem II. Parteitag 1903 herausbildete, musste den Kampf an vielen Fronten führen: gegen die verschiedensten Formen des Opportunismus, gegen alle möglichen opportunistischen Gruppen und Gruppierungen. Der Kampf richtete sich auch gegen die heuchlerische Politik der russischen Liberalen, die eine tödliche Angst vor der Entfesselung der Kräfte der Arbeiterklasse hatten.

Nicht sofort fand sich Alexandra Kollontai in diesem komplizierten politischen Kampf zurecht. Und nicht so leicht war es, dem Einfluss der Autoritäten zu widerstehen, denen sie sich anfangs zwar nicht gebeugt, so doch Achtung und Vertrauen entgegengebracht hatte und die sie nicht nur für Meister der Gesellschaftswissenschaften, sondern für Menschen hielt, die das Denken vieler junger, und nicht nur junger, Menschen beherrschten. Die Enttäuschung über Professor Herkner, der zu einem offenen Anhänger Bernsteins und zu seinem Parteigänger geworden war, oder die Erkenntnis, wie fügsam sich die Fabian Society verhielt, kamen nicht plötzlich. Erst Jahrzehnte später gab Alexandra Kollontai eine klare und präzise Einschätzung der Lage in Russland, die sie nach ihren weiten Reisen vorfand:

«Nun fuhr ich in der schönen Hoffnung, bald wieder unter Gleichgesinnten zu sein. Doch im Herbst 1899 war Russland schon nicht mehr dasselbe wie vor einem Jahr. Die Dinge hatten sich gewandelt: Der Honigmond der Vereinigung von legalem und illegalem Marxismus war vorbei. Der legale Marxismus hatte offen die Partei des grossen Industriekapitals ergriffen. Der linke Flügel ging in die Illegalität und verteidigte immer entschiedener die revolutionäre Taktik des Proletariats, das heisst Lenins Taktik.»

Auch nach der Spaltung auf dem II. Parteitag war sie, von einer ihrer ziemlich langen Auslandsreisen zurückgekehrt, bald mit Fa-

milienangelegenheiten, bald mit literarisch-politischer Tätigkeit beschäftigt. Am 30. April schrieb sie an Eina:

«Liebe Freundin!

Ich schicke Dir meine Arbeit über Finnland, die unlängst erschienen ist. Bitte tu mir einen Gefallen: Finde im Adressbuch heraus, ob sich folgende Herren noch in Helsingfors aufhalten: Herr Grotenfeld, As. Grundstrom und Ingman Santeri, und schicke mir ihre Adressen ... In letzter Zeit hatte ich soviel Plackereien mit meinem Buch und mit Erbschaftsangelegenheiten nach dem Tode meines Vaters ...

Ich bin sehr froh, dass die Arbeit an dem Buch abgeschlossen ist, obwohl es nur der erste Teil des Werkes ist. Jetzt schmiede ich mit Mischa Sommerpläne. Ich will mit ihm für zwei Monate nach Frankreich reisen, ans Meer, und dann nach Paris ..

Alexandra Kollontai fährt nach Frankreich. Doch ihre Gedanken sind in Russland. In der Partei spielt sich ein heftiger politischer Kampf ab. Doch sie vermag noch immer nicht zu entscheiden, zu wem sie gehört: zu Lenin oder Plechanow, zu den Bolschewiki oder den Menschewiki. In ihren Erinnerungen schreibt sie darüber recht offen:

«Ich hatte in beiden Lagern Freunde. Zwar gehörte mein Herz mehr dem Bolschewismus mit seiner Kompromisslosigkeit und seinem revolutionären Geist, doch der Charme, der von der Persönlichkeit Plechanows ausging, hielt mich davon ab, mit den Menschewiki zu brechen. Nach meiner Rückkehr aus dem Ausland im Jahre 1903 schloss ich mich zunächst noch keiner Parteigruppierung an, so dass beide Fraktionen die Möglichkeit hatten, mich als Agitator, für Proklamationen und andere aktuelle Aufgaben in Anspruch zu nehmen.»

Hier muss, wenn auch kurz, bei den Beziehungen Alexandra Kollontais zu Plechanow verweilt werden, denn diese Seite ihres Le-

bens wurde, genaugenommen, von den Forschern bisher übergangen.

Alexandra Michailowna lernte Plechanow 1901 in Genf kennen. Ein erhalten gebliebenes Foto gestattet es, genau das äussere Erscheinungsbild Alexandras und Plechanows in den Tagen ihrer Bekanntschaft wiederzugeben. Sie war damals neunundzwanzig Jahre alt. Der Fotograf hielt sie vor dem Hintergrund des Genfer Sees fest. Sie trägt, nach der damaligen Mode, ein langes kariertes Kleid und über den Schultern eine leichte Pelerine. Unter dem breitstumpigen Hut quillt ein dunkelblonder Haarschopf hervor: eine überaus anmutige junge Frau, die Würde und Ruhe ausstrahlt.

Das Bild zeigt Alexandra Kollontai mit einer Freundin, einer politischen Emigrantin, und zwei jungen Männern, in denen man zweifelsfrei russische Revolutionäre erkennen kann. Einer von ihnen ist offensichtlich eben erst nach der Flucht aus Sibirien in der Schweiz eingetroffen, wo die meisten russischen Revolutionäre, nachdem sie einen schweren Weg zurückgelegt hatten, Zuflucht fanden. Er trägt ein sackartiges Jackett und einen tief in die Stirn gezogenen Hut, unter dem ein glückliches Gesicht hervorstrahlt.

Georgi Walentinowitsch Plechanow wurde im Jahr der Bekanntschaft mit Alexandra Kollontai fünfundvierzig. Sechzehn Jahre trennten den Meister und Theoretiker der russischen revolutionären Bewegung von Alexandra Kollontai, die eben erst den dornigen Weg der Prüfungen beschritten hatte.

Das erstaunlich schöne, glatte Gesicht Plechanows umrahmen der akkurat gestutzte Bart und der Schnurrbart. Seine klugen dunklen Augen blicken aufmerksam in die Welt und lassen eine unablässige Gedankenarbeit erkennen. Insgesamt ähnelt er einem gepflegten Gutsbesitzer. So sah er immer aus.

Man kann sich unschwer das Bild ihrer Bekanntschaft ausmalen. Möglicherweise kam sie bei einem der Referate zustande, die die russischen politischen Emigranten in Klubs und Bibliotheken

abhielten, um über das Schicksal Russlands und über ihre Aufgaben zu reden und zu diskutieren.

«Machen Sie sich bekannt: Frau Alexandra Kollontai! Herr Georgi Walentinowitsch Plechanow», stellte man sie einander vor.

Freundschaftliches Händeschütteln. Vor freudiger Erregung aufflammend das Gesicht von Alexandra Kollontai. Aufmerksam, forschend und bewertend der Blick Georgi Plechanows.

Gewiss, sie kennt Plechanow schon lange. Wer von den russischen Revolutionären kennt Georgi Walentinowitsch nicht, der 1883 in Genf die erste russische marxistische Gruppe «Befreiung der Arbeit» gründete! Er gab als erster in Russland eine erschöpfende Analyse der Fehlerhaftigkeit der Volkstümlertheorie und verfocht den Marxismus. Es versteht sich von selbst, dass sie seine Bücher ‚Sozialismus und politischer Kampf‘ und ‚Unsere Meinungsverschiedenheiten‘ gelesen hatte und auch seine berühmte Arbeit «Zur Frage der Entwicklung der monistischen Geschichtsauffassung» sowie zahlreiche Aufsätze aus seiner Feder. Gewiss, Alexandra Kollontai erkannte nicht sofort, dass Beltow, Kirsanow, Kamenski, Utis und Uschakow genau das gleiche wie Plechanow sagten, dass es sich um Pseudonyme handelte. Aber das war damals nicht so wichtig. Wichtiger war etwas anderes: Als Alexandra Kollontai einst bei Jelena Stassowa in Petersburg in ein Wortgefecht mit Pjotr Struwe geraten war, hatte sie sich auf die Arbeiten Plechanows gestützt.

Das war er also, der Mitbegründer der II. Internationale, der in seiner Rede auf dem Gründungskongress seine berühmte Weissagung gemacht hatte: «Die revolutionäre Bewegung in Russland kann nur als revolutionäre Bewegung der Arbeiter triumphieren. Einen anderen Ausweg gibt es bei uns nicht und kann es nicht geben!»

Hatte Plechanow zu jener Zeit schon von Alexandra Kollontai gehört? Überaus wahrscheinlich. Ihre erste publizistische Arbeit «Die



In der Schweiz mit einer Gruppe von Freunden (1901)

Grundlagen der Erziehung nach den Ansichten Dobroljubows» rief ein starkes Interesse hervor. Und ihre ersten Aufsätze über Finnland, in der deutschen Zeitschrift für Sozialpolitik «Soziale Praxis» veröffentlicht, fanden weite Verbreitung und waren sicherlich auch ihm bekannt.

Das war sie also, diese Madame Kollontai! Ihr Bruch mit der Gesellschaft, der sie angehörte, ihr Übergang zur Revolution, war ihm nahe und verständlich. War er doch auch selbst, der Sohn eines Gutsbesitzers im Gouvernement Tambow, aufgewachsen in einem behaglichen Herrenhaus in der Kleinbürgerstadt Lipezk am stillen Flüsschen Woronesh, in jungen Jahren aus dem Turgenjewschen Russland weggegangen und hatte sich von den alten Wurzeln losgerissen, sie schonungslos abgeschlagen.

Die Bekanntschaft Alexandra Kollontais mit Plechanow wuchs in eine Freundschaft hinüber, die möglicherweise enger war, als ihr Briefwechsel das widerspiegelt. Sie kamen häufig zusammen. Gemeinsam unternahmen sie Bergtouren in die verlockend nahen Walliser Alpen. Sie trafen sich auch bei Referaten und Disputen, in Cafés und Bibliotheken, wo Plechanow mit seiner frappierenden Redekunst alle, besonders die Jugend, die die rauhen Gesetze des Kampfes noch nicht erkannt hatte, in seinen Bann schlug.

Als Alexandra Kollontai später nach Russland zurückkehrte, entfaltete sich zwischen ihr und Plechanow ein viele Jahre währender Briefwechsel. Georgi Walentinowitsch schickte ihr seine Bücher über Ästhetik, seine kritischen Aufsätze und fragte nach ihrer Meinung, die er überaus schätzte.

Am 23. Oktober 1906 schrieb Plechanow an Alexandra Kollontai: «Haben Sie meine Broschüre über Ibsen gelesen? Teilen Sie meine Ansicht über ihn?»

Alexandra Michailowna freute sich über jeden Brief von ihm und beantwortete ihn ausführlich, wissend, dass er nicht frei von Eigenliebe war.

«Eifrig lese ich Ihre Broschüre über Ibsen. Sie wollen meine Meinung darüber wissen? Lange habe ich keine so tiefgehende und gleichzeitig feinfühligere Literaturkritik gelesen, die umfassende gesellschaftliche Kenntnisse mit wahrhaft künstlerischer Analyse vereint... Ich glaube, dass Sie vielen den rätselhaften Ibsen nahegebracht haben mit der Kraft und der Schönheit seines Talentes und der gewissen Leere seines Denkens. Ihr Artikel übt zweifellos einen heilsamen Einfluss auf die Jugend aus, mit Vergnügen sehe ich, dass man ihn liest, ihn zitiert. Gäbe es doch mehr solcher Werke.»

Später, nachdem Alexandra Kollontai Russland erneut verlassen hatte, traf sie mit Plechanow überall dort zusammen, wohin das Schicksal sie führte.

War das nur einfach ein «winziger Pfad längs des reichen schöpferischen Lebens» von Alexandra Kollontai, wie Soja Schadurskaja das in ihrem Brief behauptet? Wenn schon ein «Pfad» dann ein sehr breiter. Es war die Begeisterung für Plechanow als Mensch, als glänzenden Gelehrten, als verfeinerten Intellektuellen, der alle, die mit ihm zusammentrafen, bezauberte. Georgi Walentinowitsch übte auf Alexandra Kollontai einen grossen Einfluss aus, er formte in der ersten Zeit ihre Weltanschauung, gab ihr eine politische Orientierung, die seinen Ansichten entsprach.

Auf dem II. Parteitag der SDAPR in London wirkte Plechanow tatkräftig mit Lenin zusammen. Doch die Revolution von 1905 erschreckte ihn. Er fand sich in der kompliziert gewordenen Situation nicht mehr zurecht und bewertete sie falsch. Nach der Niederschlagung des bewaffneten Aufstandes in Moskau (Dezember 1905) erhob er den Vorwurf: «Man hätte nicht zu den Waffen greifen sollen.»

Teilte Alexandra Kollontai in diesen unruhigen Monaten die Ansichten Plechanows? Vermutlich stand sie ihnen noch nahe, doch die «Schwankungen» trugen, wie es scheint, vorübergehenden Charakter. Als in den Kreisen des russischen Mensche-

wismus nach 1905 das Bestreben entstand, sich vom revolutionären Kampf und von der illegalen revolutionären Partei loszusagen, veröffentlichte Plechanow, wie stets, glänzende Artikel gegen das Hinwenden zur Religion, das damals wesentliche Schichten der russischen Intelligenz erfasste und sie in den Sumpf der Passivität hineinzog.

Diese Position übte auf Alexandra Kollontai stets von Neuem eine magische Wirkung aus. Und hier sollte wohl auf ihr Bekenntnis verwiesen werden: «... der Charme, der von der Persönlichkeit Plechanows ausging, hielt mich davon ab, mit den Menschewiki zu brechen.»

Die endgültige und unvermeidliche Loslösung von Plechanow vollzog sich nach dem Beginn des ersten Weltkriegs. Georgi Walentinowitsch trat als fanatischer Anhänger eines Krieges gegen das kaiserliche Deutschland hervor und rief sogar die Revolutionäre auf, in die Armeen der Ententeländer einzutreten. Das widersprach völlig den Ansichten Alexandra Kollontais, die jeglicher Art von Chauvinismus einen kompromisslosen Kampf ansagte und später die Losung und die Taktik Lenins von der Umwandlung des imperialistischen Kriegs in den Bürgerkrieg und Sturz der eigenen imperialistischen Bourgeoisie ganz und gar unterstützte.

Nach wie vor aber hält sie grosse Stücke auf die glänzenden literarischen Leistungen Plechanows. Doch auch in ihren Augen verblasst allmählich der Nimbus Georgi Walentinowitschs als Revolutionär. Ihr wird klar, dass dieser hervorragend gebildete Mann, fast ein «Halbgott» in den Augen vieler russischer Sozialdemokraten, die Verbindung zu den proletarischen Massen Russlands verloren hat und die in ihren Köpfen vorgegangenen Veränderungen nicht begreift. Unter dem Eindruck der Ereignisse und der Tatsachen gelangt Alexandra Kollontai zu dem Schluss, dass Plechanow die Vergangenheit der revolutionären Bewegung repräsentiert, Lenin hingegen die Gegenwart und die Zukunft des Marxismus in Russland und dass eben er zum wahren Führer der russischen revolutionären Bewegung werden wird.

Bereits in den Jahren vor der ersten russischen Revolution bekundet Alexandra Kollontai mitunter in ihren Arbeiten eine Annäherung an die Leninsche Position. 1904 erscheint in Petersburg ihr Buch «Zur Frage des Klassenkampfes», und in der Presse veröffentlicht sie unter demselben Titel eine Artikelserie.

«In diesem ununterbrochenen Krieg», so schreibt sie, «wird der Sieg bei jenen bleiben, die solidarischer sind, besser organisiert, weiterblickend, die zeitweilige Vorteile dem Endziel zum Opfer zu bringen vermögen und die schliesslich die Konsequenzen ihrer eigenen Schritte nicht fürchten und vorwärtsstreben, ohne sich ängstlich und mitleidsvoll nach der hinter ihnen zurückbleibenden ‚Kulturwelt, einer Schöpfung der bürgerlich-kapitalistischen Ordnung, umzusehen. In dieser offensiven Bewegung ist kein Platz für die Vorstellung von einem sozialen Frieden, kein Platz für süsse Seufzer vom Allgemeinwohl, vom Eigenwert der Kultur; jegliche Verzögerung, jegliches Zurückschauen schiebt die Realisierung des Endzieles nur auf, rückt es in die Ferne. Jeder neue Schritt, der uns diesem Ziel näherbringt, ist das Ergebnis der aktiven Mitwirkung des Proletariats; je gefügiger das Proletariat ist, desto leichter lässt es sich mit schönen Phrasen vom Wachsen des sozialen Friedens und des allgemeinen Wohlstands überschütten, desto schwerer wird der Augenblick des notwendigen Erwachens sein. Die orthodoxen Marxisten in Frankreich und Deutschland wissen, dass trotz der ständigen Proklamationen der ‚Kritizisten‘ vom ‚Hineinwachsen‘ des Kapitalismus in den Sozialismus, von der Abschwächung des Klassenzwistes, von der Notwendigkeit einer ‚über den Klassen stehenden‘ Ideologie dem Proletariat nur eine reale Waffe bleibt, die die Schaffung einer neuen Welt verspricht – nämlich der *Klassenkampf* als ein Lebensfakt und die *Klassenpolitik* als taktisches Prinzip.»*

* A.M. Kollontai, Ausgewählte Aufsätze und Reden, Politisdat, Moskau 1972, S. 29 f. (russ.)

Man kann nur dem klaren Verstand und der Logik Achtung zollen, mit der sich diese junge Frau, die im Grunde genommen gerade erst aus ihrem sozialen Milieu ausgebrochen war, so klar und feinfühlig in den zugespitzten Problemen zurecht fand, die vor der Arbeiterklasse Russlands bei der Verwirklichung ihrer historischen Mission standen. Ausschlaggebend dafür waren natürlich weder die Seminare bei Professor Herkner noch die in London gehörten Vorlesungen, sondern einzig und allein der Verstand, das Gewissen, das Talent, die sie die ganze Kompliziertheit der sie umgebenden Welt erkennen und – wenn auch nicht sofort – ihren Platz in diesem Kampf finden liessen.

Durch die Ereignisse der ersten russischen Revolution wurden sich viele russische Revolutionäre ihrer Rolle und ihrer Position bewusst. War Alexandra Kollontai nun weit von der Leninschen Auffassung der Aufgaben und der Bestimmung des russischen Proletariats und des ganzen russischen Volkes entfernt? Auf diese Frage antwortet vielleicht am klarsten ihre umfangreiche Arbeit «Wer sind die Sozialdemokraten und was wollen sie?», die 1906, auf dem Höhepunkt der Revolution, entstand. Es ist überaus kennzeichnend, dass das Militärkomitee der Partei der Bolschewiki es für notwendig erachtete, diese Arbeit 1917 als gesondertes Buch herauszugeben.

Hier nun die von Alexandra Kollontai gegebene Charakteristik der Lage in Russland, ihre Bewertung der Rolle der wahrhaft revolutionären Partei und der vor ihr stehenden Aufgaben:

«Viele Parteien sind jetzt in Russland entstanden; jede hat ihr eigenes Programm, jede macht den Arbeitern und Bauern Versprechungen. Es ist schwer, sich in alledem zurechtzufinden; es ist schwer für einen Menschen, der bislang nicht am politischen Leben teilnahm, zu begreifen, wer Freund, wer Feind und wer einfach ein Wolf im Schafspelz ist. Am wichtigsten für den Arbeiter

ist es, zu begreifen, was die Sozialdemokraten wollen und wer sie sind.

Von Jahr zu Jahr wird das Leben schwerer für jene, die von ihrer Arbeit leben. Einerseits nimmt das Elend des gesamten Volkes zu, andererseits wächst der unmässige Luxus und Reichtum jener weniger, die über das Eigentum, das Kapital, die Fabriken, das Land und die Gebäude verfügen. Die Geschäfte sind von Waren überfüllt, aber ein grosser Teil der Bevölkerung geht ohne Stiefel und im Winter ohne warme Kleidung; in den Speichern fault das Korn, aber die Menschen sterben vor Hunger; die Forsthöfe sind bis obenhin mit Holz überschüttet, der Arbeiter aber hat auch nicht ein Spänchen, um seinen Ofen zu heizen, und die Bauernfamilie weiss nicht, worauf sie das Brot backen soll. Je weiter, desto schlimmer.»*

Das ist ihre Charakteristik der Lage im damaligen Russland. Deutlicher kann man es wohl nicht sagen!

Was schlägt die vierunddreissigjährige Revolutionärin nun vor? Und wie charakterisiert sie jene Partei, die mit ihrer Lehre und ihrem Kampf fähig ist, dem Leben eine andere Richtung zu geben, das Volk auf den Weg zur Freiheit, zu einem würdevollen Leben und zur Gerechtigkeit zu führen?

Alexandra Kollontai stellt eine Reihe von Fragen – ob man die Welt umgestalten kann und wo der Ausweg ist – und erläutert, wer die Sozialisten sind und wonach sie streben.

«Die Sozialdemokraten – das seid ihr selbst, Genossen Arbeiter. Das sind jene Arbeiter, die sich nach dem Studium der Lehre von Marx bewusst der gesamtproletarischen Befreiungsbewegung angeschlossen haben, einer Bewegung, die die ganze Welt umfasst und die Proletarier aller Länder vereinigt. Die Sozialdemokraten – das sind jene Arbeiter, die in geschlossener Reihe mutig den Kampf mit dem Kapitalismus aufnehmen, die Schritt für Schritt der Arbeiterklasse ihre grossen Rechte und bessere Lebensbedin-

* ebenda, S. 31

gungen und der gesamten Menschheit neue und gerechtere Ordnungen erkämpfen ...

Die Sozialdemokraten fordern ... vor allem die demokratische Republik, in der alle Bürger und Bürgerinnen gleichberechtigt sind und in der die Staatsmacht sich gänzlich in den Händen des Volkes befindet... Die Sozialdemokraten fordern das Recht auf Selbstbestimmung aller Völker, sie fordern völlige Presse-, Rede- und Versammlungsfreiheit, die Freiheit, sich zu vereinigen, zu streiken, und die Religionsfreiheit ...

Von der Kraft und der Organisiertheit der Arbeiter und Arbeiterinnen hängt es ab, ob dieses Nahziel der Partei erreicht, ob der Sozialismus errungen werden kann. Deshalb muss der Ruf der bewussten Arbeiter und Arbeiterinnen ein Aufruf unter dem Banner der revolutionären Sozialdemokratie, ein Aufruf zur Organisation aller Arbeiter, der proletarischen Kräfte sein.»*

Die erste russische Revolution war für viele Russen eine wichtige Schule. Die einen hielten ihren Prüfungen nicht stand und resignierten in den folgenden Jahren, sowohl in Russland als auch in der Emigration. Die anderen wurden durch die Revolution gestärkt. Auf jeden Fall ging Alexandra Kollontai von den ersten Schritten an mit der Revolution: «Ich war mit den Demonstranten zum Winterpalais gezogen. Das Bild des grausamen Blutbades, das unter den wehrlosen Arbeitern angerichtet wurde, hat sich mir für immer ins Gedächtnis eingepägt... Blutlachen im weissen Schnee ..., das Gejohle der Gendarmen ... Tote, Verletzte, erschossene Kinder ...»

In diesen Tagen arbeitet Alexandra Kollontai für die illegale bolschewistische Zeitung «Petersburgskaja rabotschaja nedelja» und agitiert in den Fabriken und Werken der Stadtteile Newskaja Sastawa, Ohta und Wassiljewski Ostrow. Das ist der Anfang ei-

* ebenda, S. 43 f.



Aus dem Revolutionsjahr 1906 stammt diese Aufnahme, die in einem Petersburger Atelier hergestellt wurde

ner Tätigkeit, durch die sie grosse Popularität erlangte – die Organisierung der Frauen zum Kampf für ihre sozialen Rechte –, und sie zieht einen scharfen Trennstrich zwischen dem Wirken der bürgerlichen Feministinnen, wie man sie später nennt, und dem Kampf der Arbeiterfrauen, der Proletarierinnen.

Drei Jahre noch bleibt Alexandra Kollontai in Russland, bis zu jenem für sie denkwürdigen Dezembertag des Jahres 1908, da sie gezwungen ist, Hals über Kopf ihre Heimat, Petersburg, ihre Freunde und ihren Sohn, den lieben Chochlja, wie sie ihn in Briefen und Tagebüchern zärtlich nennt, zu verlassen.

Doch diese drei Jahre spielen eine bedeutende Rolle in ihrem Leben. Sie erlangt nicht nur eine immer grössere politische Reife und ein klareres Verständnis für das, was um sie herum geschieht, sondern bekommt auch Umgang mit Menschen, die sie geistig bereichern. In erster Linie ist das die Bekanntschaft mit Lenin. Ihm begegnet sie erstmals Mitte November 1905 im Gebäude des Technologischen Instituts auf dem Sagorodny-Prospekt in Petersburg, wo Lenin an einer Diskussion mit den Menschewiki zur Agrarfrage teilnimmt, die die öffentliche Meinung besonders erregt.

Wladimir Iljitsch war nur zwei Jahre älter als Alexandra Michailowna. Mehrfach schrieb und sprach sie später über ihn, über seine Rolle als politischer Funktionär, als Begründer der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei Russland, als Mensch und Staatsbürger. Doch jene erste Begegnung hinterliess einen besonderen Eindruck, bot die Möglichkeit zu einem Vergleich mit anderen Politikern.

«Das Gesicht eines Denkers, ein tiefdringender, aufmerksamer Blick. Wen er auch ansah – immer spürte man, dass er ganz Aufmerksamkeit war. Lenin die Unwahrheit zu sagen war völlig unmöglich, er hätte das sofort gespürt... Seine Rede war aufs Höch-

ste überzeugend. Wie unbedeutend erschien mir Martow nach der Rede Lenins.»

Und über dieselbe Versammlung schreibt sie weiter: «Während der Diskussion gab es heftige Wortgefechte. Es ging um Wichtiges: Hauptproblem war die Diktatur des Proletariats. Die mensschewistischen Opportunisten wollten nicht wahrhaben, dass die Führung der Revolution in den Händen der Partei liegen muss, dass die Arbeiter die Vorhut der Revolution sind und dass sie im Bündnis mit der Bauernschaft kämpfen müssen. Martow erkannte die Bauernschaft nicht als Verbündeten der Arbeiter an. Die Menschewiki hofften auf die Unterstützung der russischen Bourgeoisie. Sie fürchteten die Diktatur des Proletariats.

Ich war erstaunt, wie aufmerksam sich Wladimir Iljitsch die Einwände Martows anhörte. Zuweilen schmunzelte er kaum merklich. Manchmal zog er die Brauen hoch, eine Spur von Zorn und Verärgerung wurde sichtbar. Wladimir Iljitsch sah dann streng und unerbittlich aus. Und seine Antworten fielen wie Hammerschläge nieder.

An diesem Abend auf dem Sagorodny-Prospekt trug Wladimir Iljitsch wie fast immer, wenn er sprach, den Sieg davon. Auch in der Praxis haben die Bolschewiki den Sieg errungen.»

Bereits am Ende des vergangenen Jahrhunderts tritt Alexandra Kollontai mit Artikeln, Büchern und Abhandlungen zur Frauenfrage in Erscheinung, die gleichsam das Vorfeld zur politischen Hauptfrage bildet. Bald steht sie auf dem Proszenium der internationalen Frauenbewegung. 1906 trifft sie in Finnland erstmalig mit Rosa Luxemburg zusammen und nimmt auf ihren Rat hin am Mannheimer Parteitag der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands teil sowie an der 4. Konferenz sozialdemokratischer Frauen Deutschlands. Ein Jahr darauf begibt sie sich nach Stuttgart zur

Ersten Internationalen Sozialistischen Frauenkonferenz und hält dort ein Referat, natürlich in deutsch. Später sagt sie über diese Konferenz, dass ihr Ziel weniger darin bestand, die Bilanz zu ziehen über das, was getan und erreicht wurde, als vielmehr die Bewegung «anzuspornen», sie zu beleben.

«Eine neue Gefahr droht der Herrschaft der Bourgeoisie: Die Frauen, die Arbeiterinnen, betreten unerschütterlich den Weg der internationalen Klassenorganisation. Die eingeschüchterten, fügsamen Sklavinnen, die sich der Allmacht des modernen Molochs, des Kapitals, demutsvoll beugen, richten unter dem erfrischenden Einfluss der sozialistischen Lehre ihren Kopf auf und erheben ihre Stimme für ihre Interessen als Frau, als Klasse.» Gleichzeitig nimmt Alexandra Kollontai am VII. Kongress der II. Internationale teil.

Nach dem Stuttgarter Kongress kehrt sie auf schnellstem Wege nach Russland zurück, denn dort hat schon die Vorbereitung auf den Ersten Gesamtrussischen Frauenkongress begonnen. Seine Organisatoren sind die Feministinnen, die bereits offen ihr Programm dargelegt haben: Die Frauenbewegung darf weder bürgerlich noch proletarisch sein – sie hat die gleichen ideellen Positionen für alle Frauen. Und auf dem Kongress werden hauptsächlich die Delegierten das Wort führen, die die Partei der Konstitutionellen Demokraten (Kadetten) vertreten.

Alexandra Kollontai bereitet einen Vortrag für den Kongress vor, in dem sie das Programm der Frauenbewegung im Sinne der SDAPR darzulegen, das Klassenbewusstsein der bürgerlich-feministischen Bewegung zu erläutern beabsichtigt.

Es gelingt ihr nicht, ihre Absicht zu realisieren. Sie ist verstärkter Polizeiverfolgung ausgesetzt. Freunde warnen sie, dass sie von einem Tag zum anderen verhaftet werden kann, dass ihr Prozess und Verbannung drohen. Dennoch arbeitet sie drei Tage am Kongress mit, und erst als die Gefahr der Verhaftung zunimmt, reist sie mit fremdem Pass ins Ausland.

Sie ist überzeugt, dass sie bald wieder in Russland sein wird. In jener Nacht, da zuverlässige Leute sie auf den alten «Iskra»-Wegen über die Station Wershbolowo nach Deutschland schleusen, ahnt sie nicht, dass sie erst acht Jahre später, im März 1917, nach Russland zurückkehren wird.

In der europäischen Arena

Auf einem ihr bereits nach der Revolution vorgelegten Fragebogen antwortet Alexandra Kollontai auf die Frage «Sind Sie Ihrem Charakter nach eine typisch russische Natur?»:

«Nein. Meiner Veranlagung nach bin ich eher international infolge meiner Erziehung und durch die Fähigkeit, die Psychologie anderer Völker, genauer, ihres progressiven Teils – der Arbeitermassen –, zu verstehen. Ich unterteile die Welt nicht nach Nationalitäten, sondern nach Klassenmerkmalen. In keinem einzigen Land, in dem ich lebte, fühlte ich mich ‚fremd‘, ‚als Ausländerin‘. Dagegen war ich sehr einsam und sehr unglücklich im Milieu des russischen Adels, mit dem ich mich nicht in Einklang befand. Russland begann ich erst nach der Revolution zu lieben ...

Ich liebte die deutschen Arbeiter mit der ganzen Leidenschaft meiner Seele und meines Herzens in den Jahren, als ich mit ihnen arbeitete.»*

Das alles charakterisiert den Internationalismus Alexandras Kollontais. Sie gliederte sich wirklich organisch und erstaunlich schnell in die deutsche Arbeiterbewegung ein und wurde dort zu einer angesehenen Politikerin. Begünstigt wurde das durch ihre Kenntnis der deutschen Sprache, ihr Vermögen, die Gedanken des werktätigen Volkes zu verstehen.

Doch wo immer sie sich aufhielt – in Deutschland oder in einem anderen Land –, sie litt stark unter der Trennung von Russland, von der

* Zentrales Parteiarchiv des Instituts für Marxismus-Leninismus beim ZK der KPdSU

Tätigkeit, die ihr Leben bis ins letzte ausfüllte. Ihre Stimmung in jener Zeit charakterisiert gut der Briefwechsel mit Warwara Iwanowna Wolkowa, der sich über ihre Emigrationszeit erstreckt und bis in jene Periode fortsetzt, da sie sich auf diplomatischen Posten in Norwegen und Schweden befand.

Der Briefwechsel mit W.I. Wolkowa ist wertvoll nicht nur als ein die Epoche widerspiegelndes politisches Dokument. Er ist charakteristisch für Alexandra Kollontai, für ihr Vermögen, in jedem Menschen ein «Körnchen» Talent zu entdecken, für ihren leidenschaftlichen Sinn für Gerechtigkeit und für ihr Streben nach Verteidigung der Menschenrechte und der Würde des Menschen.

Alexandra Kollontai war bereits in den ersten Jahren ihrer politischen Tätigkeit eng mit der Petersburger Arbeiterin Klawdija Nikolajewa befreundet, die sie für aussergewöhnlich fähig, begabt und zielstrebig hielt. Und sie irrte sich nicht. Die Petersburger Arbeiterin Klawdija Nikolajewa wurde zu einer bedeutenden Parteifunktionärin der Sowjetunion, sie wurde zum Mitglied des ZK der KPR (B) und zum Sekretär des Zentralrats der Gewerkschaften der UdSSR gewählt.

Wer aber war Warwara Wolkowa? Druckereiarbeiterin, dann Expeditentin in der Redaktion der Petersburger Zeitschrift «Gorodskoje delo». Sie gehörte keiner politischen Partei an, doch sie sympathisierte mit den Bolschewiki. Ebendiese Arbeiterin beauftragte Alexandra Kollontai, den von ihr vorbereiteten Vortrag auf dem Ersten Gesamtrussischen Frauenkongress zu verlesen. Warwara Wolkowa meisterte diese Aufgabe grossartig, sie trat dort nicht einfach nur als «Vorleserin» des Referats der Kollontai, sondern als aktive Vertreten der Frauenbewegung in Erscheinung.

Am 13. Dezember 1908 schrieb Alexandra Michailowna aus Berlin an Warwara Wolkowa:

«Übermitteln Sie den lieben Genossen einen Gruss aus der Fremde ...

Die ganze Zeit denke ich an Sie alle, meine Lieben. Ich schaue auf die Uhr und sage: Jetzt haben die Unseren Versammlung, jetzt wird Warwara Wolkowa das Referat halten ... Wenn Sie wüssten, wie schwer es für mich ist, von Ihnen allen und von meiner Arbeit losgerissen zu sein ... Ich wünsche Erfolg – wünsche, dass alles glatt verläuft, und vor allem, dass unsere Gruppe auch nach dem Kongress nicht auseinanderfällt. Ich umarme alle lieben Freunde, vergessen Sie mich nicht.

A.K.»*

Alexandra Kollontai wusste, wie schwer es ihre Freundinnen auf dem Frauenkongress haben würden. Nur eine kleine Gruppe von Arbeiterinnen – fünfundvierzig an der Zahl – stand den siebenhundert Delegierten gegenüber, die die Kadettenpartei vertraten. Sie war in Aufregung, wartete mit Ungeduld auf Nachrichten aus Petersburg, und dann teilte sie W.I. Wolkowa voll Freude mit:

«Wissen Sie, alle deutschen Zeitungen haben berichtet, dass auf dem Frauenkongress im Namen der Gruppe von Arbeiterinnen Frau Wolkowa sprach und dass sie gut sprach.»

Bald nach ihrer Ankunft in Deutschland trat Alexandra Michailowna der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands bei. Auf dem Mannheimer Parteitag hatte sie zum erstenmal den «Geist» dieser Partei gespürt, ihre starken und ihre schwachen Seiten gesehen. Erfreut war sie über die echte Autorität August Bebels, doch sie sah auch seine Unentschlossenheit in komplizierten Situationen. Wichtig aber war für sie erst einmal die Frauenbewegung. In sie musste ein neuer Geist hineingetragen und, die Hauptsache, alles Gute musste für die russische demokratische Frauenbewegung ausgenutzt werden. Anfang 1909 war

* Alle Briefe an W.I. Wolkowa, die die Blockade unversehrt überstanden haben, werden im Museum der Grossen Sozialistischen Oktoberrevolution in Leningrad aufbewahrt.

Alexandra Kollontai schon so in das deutsche Leben eingedrungen, dass sie W.I. Wolkowa ihre Beobachtungen mitteilen konnte:

«Ich muss Ihnen sagen, unter den Frauen ist hier, obwohl schon eine etwa zwanzigjährige Arbeit geleistet wird, zweifellos weniger getan worden als unter den Männern ... Ich teile Ihnen das mit, um zu zeigen, dass wir nicht den Mut zu verlieren brauchen. Wir machen die ersten zaghaften Schritte zur Mobilisierung der Proletarierfrauen, ist es da verwunderlich, wenn diese ersten Schritte, diese Versuche nicht immer erfolgreich sind?

Alle sind hier dieser Meinung, dass zur Einbeziehung der Frauen eine besondere Propaganda und Agitation notwendig ist..., hier gibt es ein *spezielles* Frauenbüro, das die Aufgabe hat, die Propagandatätigkeit unter den Arbeiterinnen zu leiten, sie zum allgemeinen Kampf der Arbeiterklasse heranzuziehen, sie aufzuklären u.a.m. In jedem Bezirk gibt es eigene ‚Vertrauenspersonen‘, die dafür zuständig sind. Ich besuche Versammlungen, die speziell für Proletarierfrauen durchgeführt werden; da kommen etwa zwanzig bis dreissig Personen hin, im Niveau erinnern sie an unsere, natürlich nicht die unentwickelten, denn hier ist das schon ein ausgesuchtes Publikum. Die Lektionen werden zu den gleichen Themen gehalten wie auch bei uns. Was gut ist – das ist die obligatorische Diskussion nach der Lektion, an der alle teilnehmen. Ich beschreibe Ihnen das alles detailliert, weil ich sehr wünsche, dass Sie, meine Liebe, sich nicht von jener Sache lossagen, die wir gemeinsam begonnen haben. Dass Sie helfen, die Arbeit in Gang zu bringen, die das Ziel hat, das Selbstbewusstsein eben des elendsten Teils des Proletariats – der Frauen – zu heben...

Nun, alles, alles Gute für Sie, meine Beste
Mit freundschaftlichem Gruss A.K.»



In Kopenhagen 1910. A.M. Kollontai nimmt dort am Internationalen Sozialistischen Frauenkongress und am VIII. Kongress der II. Internationale teil.

Die Briefe an W.I. Wolkowa geben einen Einblick in das Wirken Alexandra Kollontais in Deutschland. Sie berichtet über ihre Reisen durch Sachsen und andere Teile des Landes:

«Im Frühjahr unternahm ich bereits zwei solche Reisen durch Deutschland und war damit sehr zufrieden. Zumindest kommt man in enge Berührung mit Arbeitergenossen, man sieht ihr Leben und erfährt auch für sich selbst viel Neues ...

Die Arbeiterfrauenbewegung macht hier erstaunliche Fortschritte! Denken Sie nur, jetzt sind bei den Sozialdemokraten 62'000 und in den Gewerkschaften über 150'000 Frauen organisiert! Vor zwanzig Jahren gab es noch so gut wie keine Arbeiterinnen in der Bewegung. Wieviel Anstrengungen, wieviel Mühe haben diese Frauen (Zetkin, Baader, Ihrer) aufgewandt, um die Frauen wachzurütteln, sie in die Organisation einzubeziehen.

Dafür kann man sich jetzt freuen. Und wenn man das sieht, dann zieht es einen noch stärker nach Hause, nach Russland, zur Arbeit... Ich weiss, dass die Bedingungen dort schwer sind, dass die Bewegung unterdrückt wird, dennoch ist dort das Leben, das Betätigungsfeld. Ich weiss noch nicht, wie ich das anstellen soll, aber ich träume davon, zurückzukehren, und erwäge alle Möglichkeiten ...»

Da war noch nichts zu erwägen. Ihre Parteifreunde und auch Alexandra Kollontai selbst wussten, dass, würde sie in Russland auftauchen, dort das Gefängnis auf sie wartete.

Sie musste noch in Deutschland bleiben. Aber auch hier war sie nicht müssig – sie arbeitete im wahrsten Sinne des Wortes, wirkte inmitten der Arbeitermassen. Es ist ein von ihr selbst in Deutsch abgefasster Bericht erhalten über eine Agitationskampagne, die «Rote Woche», die sie 1911 im Zusammenhang mit dem Internationalen Frauentag am 8. März im damaligen Chemnitz durchführte.

«Die ‚rote Woche‘ ist vorüber. Ihr schöner, ermutigender Erfolg zeigt uns, welche kolossale Arbeit, Energie und Opferwilligkeit

seitens unserer Genossinnen und Genossen aufgebracht wurde, um diesen Erfolg ins Leben zu rufen.

Die rote Woche ist ein lebendiger Beweis dafür, wie tief in den Geist der Arbeiterklasse die Notwendigkeit der S. D. Bewegung sich eingewurzelt hat, wie rasch sich die Entwicklung der Arbeiterfrauen von unbewussten, rückständigen ‚Nur-Hausfrauen‘ zur tapferen klassenbewussten Kämpferin sich vollzieht...»

In jenen Märztagen des Jahres 1911 weilte Alexandra Kollontai in einer Strumpf- und einer Handschuhfabrik in Mittelbach und Markersdorf, unterhielt sich mit den Heimarbeiterinnen und erfuhr, dass der Wochenverdienst winzig war, ganze fünfzehn Mark, und die Lebensmittel teuer. Eine Arbeiterin beklagte sich: «Ich habe mich daran gewöhnt, mein eigenes Geld zu verdienen, denn der Lohn meines Mannes – das ist sein Lohn, und das Leben wird von Tag zu Tag schwerer.» Und hier die letzten Zeilen aus dem «Bericht der A.K.», der siebzig Jahre in den Archiven ruhte: «Am Freitag, dem 12. März, sprach ich in Markersdorf bei Chemnitz. Das ist ein typisches Dorf, in dem Arbeiter wohnen. Der Saal brechendvoll, viele junge Mädchen, aber auch schon bejahrte Textilfacharbeiterinnen. Eine kämpferische Atmosphäre, sie hören sehr aufmerksam zu, und es kommen immer mehr Leute.»

Als sie ihre Rede beendet hat, wird sie von einer Menge Frauen mit Kindern umringt, und sie unterhält sich noch lange mit ihnen über ihr Leben, über die Mühsal, über das schwere Los der Frau.

Nach den Frauenkongressen von Stuttgart und Kopenhagen, nach ihrer aktiven Teilnahme an der Bewegung in Deutschland legt Alexandra Kollontai noch klarer und präziser ihre Ansichten zum Feminismus dar und zieht einen scharfen Trennstrich zwischen der bürgerlichen und der proletarischen Auffassung der Frauen-

1.
Im Bericht zur
"Roten Woche"
vom A. K.

Die rote Woche ist vorüber.
Ihr schöner, ermutigender Erfolg
zeigt uns aber, welche kolossale
Arbeit, Energie und Opferwilligkeit
seitens unserer Genossinnen und
Genossen aufgebracht wurde,
um diesen Erfolg in
leben zu setzen.

Die rote Woche ist ein lebendiges
Nennis dafür, wie tief in den
Geist der Arbeiterklasse die
Notwendigkeit der S. D. Bewegung
sich eingemischt hat, wie rasch
sich die Enttorenung der
Frauen der Arbeiterklassen von
unbewussten, meist ständischen
"Hausfrauen" zur tapferen,
klassebewussten Kampfgäin
sich vollzieht.

~~Die rote Woche, die
im ersten Frauentage
in diesem Jahre (1911) ab
gehalten wurde, war
ein ganz besonderer~~

Über die «Rote Woche» in Chemnitz (heute Karl-Marx-Stadt) und Umgebung
im Frühjahr 1911, an der sie als Referentin teilnahm, verfasste Alexandra Kol-
lontai einen Bericht, dessen Entwurf erhalten blieb.

bewegung. Doch ebendiese Seite ihrer Tätigkeit wird von ausländischen Wissenschaftlern häufig nicht verstanden.

Die Autoren – nicht nur amerikanische wie etwa Beatrice Farnsworth, die Alexandra Kollontais «feministische» Tätigkeit in den Mittelpunkt ihrer Betrachtung rückt – entstellen, möglicherweise gegen ihren Willen, die wahre Bedeutung der russischen Revolutionärin im Wirkungsfeld der Frauenbewegung. Hier zeigt sich die Unkenntnis der realen Tatsachen oder auch die Unfähigkeit, in Wesen und Natur der Tätigkeit und der Rolle Alexandra Kollontais als Theoretikerin und Praktikerin der Frauenbewegung einzudringen.

Indessen gibt Alexandra Kollontais Artikel «Der Frauentag», der am 17. Februar 1913 in der «Prawda» erschien, mit äusserster Klarheit ihre Auffassung von der feministischen Bewegung wieder. Sie stellt direkt die Frage: Was wollen die Feministinnen? Und antwortet darauf: «Privilegien, jene Macht, jene Rechte in der kapitalistischen Gesellschaft, wie sie heute ihre Männer, Väter und Brüder besitzen.

Und was wollen die Arbeiterinnen? Die Abschaffung aller Privilegien nach Reichtum und Geburt. Der Arbeiterin ist es völlig gleichgültig, wer ihr Ausbeuter ist: ein Mann oder eine Frau. Gemeinsam mit ihrer ganzen Klasse will sie ihre Lage als Arbeiterin erleichtern.

Die Feministinnen fordern Gleichberechtigung immer und überall. Die Arbeiterinnen antworten ihnen: Wir fordern Rechte für jeden Bürger und jede Bürgerin, aber dabei darf nicht vergessen werden, dass wir nicht nur Arbeiterinnen und Bürgerinnen, sondern auch Mütter sind! Und als Mütter, als Frauen verkörpern wir die Zukunft, wir verlangen eine besondere Sorge um uns und unsere Kinder, einen besonderen Schutz seitens des Staates und der Gesellschaft.

Die Feministinnen fordern politische Rechte. Aber auch hier gehen die Wege auseinander. Für die bürgerlichen Frauen stellen die politischen Rechte nur eine Methode dar, um möglichst bequem und fest in jener Welt Fuss zu fassen, die auf der Ausbeu-



Während der Emigration in der Schweiz

tung des arbeitenden Volkes aufgebaut ist. Für die Arbeiterfrauen sind sie nur eine Stufe auf dem steilen, steinigen Pfad, der zu ihrer sozialen Unabhängigkeit führt.

Die Wege der Arbeiterinnen und der bürgerlichen Frauenrechtlerinnen sind längst in verschiedenen Richtungen auseinanderge laufen.

Natürlich beschränkte sich Alexandra Kollontais Tätigkeit in Deutschland nicht auf ihr «ewiges» Problem – die Frauenbewegung. Ihr Zimmer in der Hubertusallee in Grunewald wurde zu einem Zentrum der russischen politischen Emigration. Der zaristische Geheimdienst «kooperierte» bereits zum Jahrhundertbeginn mit der Polizei in Deutschland, verhandelte über die Bepitzelung der russischen politischen Emigranten und sogar über deren Auslieferung an die zaristischen Behörden. Die Lage Alexandra Kollontais war weniger gefährlich, da sie offizielles Mitglied der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands war. Sie wurde zwar auch beschattet, aber an eine Auslieferung war nicht zu denken.

Gepackt von den politischen Disputen und den hitzigen Streitgesprächen, die bald bei ihr in der Pension, bald bei den Treffen der russischen Emigranten in Lokalen aufflammten, vergass Alexandra Kollontai mitunter alles auf der Welt, selbst ihren Sohn Mischa, der in den Ferien aus Petersburg zu ihr kam. Der missgestimmte Gymnasiast vertraute, nach Petersburg zurückgekehrt, Soja Schadurskaja seinen Kummer an, und diese schrieb darüber an Alexandra Michailowna:

«Mischka beklagt sich über Dich, als ich mich mit ihm traf. Er knurrte, knurrte und knurrte. ‚Es ist billiger, in Russland zu bleiben, ich habe sie (das Wort ist unleserlich – der Verf.) ohnehin nicht zu sehen gekriegt. Sie liess einen auf eine Meile nicht an sich heran ... Gerade mal Begrüssung und Abschied, und einmal sassen wir drei Stunden beim Mittagessen.‘

‚Warum hast du deiner Mutter nichts von deinem Kummer gesagt?‘ fragte ich ihn.

‚Wie könnte ich... Dann wäre sie böse geworden – sie ist ohnehin so reizbar, so abgemagert – und hätte sich erzürnt.‘

‚Bist du sauer?‘

‚Da wird man schon sauer, wenn man sie nie sieht.‘»

Alexandra Kollontais Tagebuchaufzeichnungen für das Jahr 1912 sprechen von dem Hauptweg, von dem niemand und nichts sie abbringen konnte. Sie schreibt Bücher, veröffentlicht Artikel,

macht sich Gedanken über die Formen und Methoden des Kampfes der Arbeiterklasse um ihre politischen und ökonomischen Rechte. «Die Solidarität», so schreibt sie, «ist das Banner der Arbeiterklasse, das ihr in ihrem Existenzkampf hilft... Glauben wir vielleicht, der Übergang zum Sozialismus vollziehe sich auf friedlichem Wege?»

In den Jahren vor dem ersten Weltkrieg wurde Alexandra Kollontais organisatorische Arbeit in Deutschland noch vielfältiger. Sie besuchte die grossen Industriezentren und rief zum Kampf gegen den zunehmenden Chauvinismus und die Kriegspropaganda auf. Für diese wichtige Aufgabe gewann sie auch Journalisten, ermunterte sie ihre, durch das Emigrantenleben resignierenden Landsleute. Davon zeugt ein ebenfalls im Archiv aufgefundenes Dokument:

«Einladung!

Dienstag, den 5. d. M., feiern alle Organisationen der russischen sozialdemokratischen Partei den ersten ‚roten Pressetag‘, der im ganzen Reich der Agitation für die legale russische Arbeiterpresse und für die so arg bedrohte Pressefreiheit gewidmet ist. Eine Anzahl unserer hier lebenden russischen Genossen beabsichtigt nun, diesen Tag durch ein gemütliches Beisammensein im Café Josty (I. Etage, reservierter Saal), Potsdamer Platz, zu feiern, und ladet Sie hierdurch ein, an dieser Feier teilnehmen zu wollen.

In Erwartung, Sie in unserer Mitte zu sehen
mit Parteigruss i. A.: Alexandra Kollontai»

Die deutschen Journalisten erschienen natürlich in grosser Zahl im Café Josty. Es war ein lauter, fröhlicher Abend. Reden wurde gehalten, und man gelobte, der Sache der Werktätigen treu zu dienen.

Klingend stiess man mit den grossen Biergläsern an, sang Volkslieder sowie die Proletarierhymne «Brüder, zur Sonne, zur Freiheit!». Von den an die Wand gehefteten Zeitungen blickte aufmerksam der alte August Bebel auf die Festlichkeit herab.

Im August 1913 starb August Bebel. Alexandra Kollontai widmete seinem Andenken einen ergreifenden Artikel, in dem sie von der Trauer spricht, die die Arbeiterklasse nicht nur in Deutschland ergriffen hat, und von der ehrfurchtsvollen Erinnerung an ihn, ob aufrichtig oder heuchlerisch, «die die ideologischen Gegner Bebels an den Tag legen, wenn sie vor seinem frischen Grab das Haupt entblößen; das ist der Tribut der bürgerlichen Welt nicht nur an die Persönlichkeit Bebels, das ist eine Art Symptom, ein Kennzeichen der wachsenden Macht und Stärke jener Bewegung, die er so liebevoll herangebildet hat».

Und wieder reiste sie durch Europa: London, Kopenhagen, Paris, Stockholm. In England studierte sie Materialien für ihr neues Buch über soziale Fragen. In Kopenhagen sprach sie auf der Internationalen Frauenkonferenz. In Stockholm hielt sie auf einer stark besuchten Maikundgebung eine Rede gegen die Vorbereitung eines Weltenbrands. Diese Rede klingt selbst heute, nach siebzig Jahren, noch überaus aktuell:

«Heute ist unser grosser Tag, der Tag, da die Solidarität des internationalen Proletariats in der ganzen Welt durch Massendemonstrationen bekundet wird. Und ist das etwa kein Kennzeichen der immer stärker werdenden Solidarität, dass ich, eine Ausländerin aus dem fernen Russland, heute hier stehen und euch in deutscher Sprache, die weder meine noch eure Muttersprache ist, den Gruss des russischen Proletariats überbringen kann?

Das russische Proletariat protestiert gemeinsam mit dem Prole-



Auf einer Reise in England im Jahre 1913

tariat der ganzen Welt gegen jegliche Kriege. Das Proletariat kennt keinerlei nationale Grenzen. Es anerkennt nur zwei ‚Nationen‘ in der zivilisierten Welt: die Ausbeuter und die Ausgebeuteten ...

Und wenn die Bourgeoisie von einem Krieg spricht, so antworten wir mit den Stimmen der Tausenden organisierten Arbeiter: ‚Wir wollen keinen Krieg! Wir fordern Frieden! Nieder mit dem Krieg! Es lebe die soziale Revolution!‘*

Am darauffolgenden Tag veröffentlichte die Stockholmer Zeitung «Social-Demokraten» die Rede im vollen Wortlaut.

1913 reiste Alexandra Kollontai für kurze Zeit nach London, wo sie Materialien für ihr Buch «Gesellschaft und Mutterschaft» studierte. Sie bezog eine billige Pension in der Greenville Street und verbrachte die Tage in der Bibliothek des Britischen Museums. An den Abenden kamen Litwinow, Kershenzew, Maiski und andere russische politische Emigranten sie besuchen. Bei einer Tasse Tee erörterten sie die Nachrichten aus Russland sowie die Briefe von den anderen Zentren der Bolschewiki.

Iwan Michailowitsch Maiski führt in seinen Erinnerungen die folgende Episode an:

«Eines Sonntags erschien Alexandra Kollontai auf den Waldwiesen des Parlamentshügels, im südlichen Teil des grossen Parks Hampstead Heath, wo die russischen Emigranten gern ihre Freizeit verbrachten. Alles war wie gewöhnlich: Die Kinder tollten ausgelassen umher, und die Erwachsenen ruhten sich aus. Alexandra Michailowna stand auch hier sehr rasch im Mittelpunkt des Interesses. Gegen Abend begannen die Spiele. Wir spielten Paarlafen. Alexandra Michailowna allen voran.

Das war so. Ich rannte mit meiner Partnerin hinunter, und nachdem ich sie gefangen hatte, blieb ich am Fuss des Hügels

* A.M. Kollontai, a. a. O., S. 106, 108

stehen. Beim nächsten Paar befand sich Alexandra Michailowna. Auf das gegebene Signal hin lief sie sehr rasch, sie war ganz rot und warf die Arme vor und zur Seite, wie Flügel. Ihr weites Kleid flatterte im Wind, und die Strahlen der Abendsonne, der sie entgegenleuchte, übergossen ihre Figur, ihre aufgelösten Haare und ihre wie Flügel ausgebreiteten Arme mit rötlichem Licht. Das Bild war so märchenhaft, dass ein neben mir stehender Genosse, ebenfalls Emigrant, ausrief: ‚Schau doch, schau! Sie ist ganz von der Sonne durchdrungen!‘*

Nach Berlin zurückgekehrt, bezog Alexandra Kollontai wieder die Pension in der Hubertusallee 16 und arbeitete weiter an ihrem Buch. Die Weltlage war gespannt, Europa steuerte unverkennbar auf einen Krieg zu. 1929 erinnerte sich Alexandra Michailowna an die Ereignisse am Vorabend des Krieges; sie schrieb über ihre Bekanntschaft mit einer russischen Emigrantin, die in derselben Pension lebte und mit der sie diesen Tag verbrachte:

«Unsere Bekanntschaft begann mit Belotschkas Stimme. Ich ging über den Korridor der Berliner Pension, in der wir beide wohnten, ohne einander zu kennen. Belotschka sang. Ihre Stimme war bezaubernd, nicht gross, doch mit einem bezaubernd weichen Timbre ... Unwillkürlich verlangsamte ich den Schritt. Und lauschte. Die Stimme erinnerte mich an meine Schwester Mrawina.**

Wer war die Sängerin?

„Keine Worte mehr, mein Freund.
Nun lass uns beide schweigen...“

Eine Russin?

Sie verstummte plötzlich, ohne die Romanze zu Ende gesun-

* I.M. Maiski, Menschen, Ereignisse, Fakten, Verlag Nauka, Moskau 1973, S. 152 f. (russ.)

** Die Schwester Alexandras Kollontais, Jewgenija Mrawinskaja, mit Bühnennamen Jewgenija Mrawina, war eine hervorragende Sängerin, Solistin der Petersburger Kaiserlichen Theater.

gen zu haben. An mir vorbei huschte über den Korridor eine kleine Frauengestalt in bunter Seide. Ich konnte nur die Augen sehen, die grossen Augen Belotschkas ... ‚Das ist Casa Rosa‘, sagte man mir, ‚eine russische Sängerin‘.*

Es war im Frühling des historischen Jahres 1914. Beim Mittagessen machten wir uns miteinander bekannt. Wir unterhielten uns. Belotschka war einsam in Berlin. Sie wollte Berlin kennenlernen. Nicht das Berlin für die Ausländer, sondern jenes, das einen grossen Beitrag zur Schatzkammer der Kultur geleistet hat. Das Berlin des künstlerischen Schaffens, des Suchens nach neuen Wegen, das Berlin des Denkens.

Vormittags arbeiteten wir. Belotschka ‚sang sich ein‘. Ich bereitete ein Material über die Versicherung und den Mutterschutz für einen internationalen Kongress vor...

Am Nachmittag machten wir eine Pause und besuchten uns gegenseitig.

‚Gehen wir zu einer Ausstellung?’

‚Im Tiergarten blüht der Rhododendron ... Haben Sie das schon gesehen?’

Unterwegs plauderten wir, plauderten über das Leben, über die ‚neue Frau‘.

Belotschka war nicht Parteimitglied, nicht Sozialistin, aber sie spürte die soziale Ungerechtigkeit.

In jenem heissen, trockenen, staubigen Sommer des Jahres 1914, als Europa sorglos seine letzten Tage ohne die blutigen Schrecken des Krieges verlebte, war Berlin besonders reich an Kunstausstellungen ... Belotschka interessierte sich für die Zeichnerin Tedda von Trapp ...

Es war der Tag des Attentats von Sarajevo. Wir beschlossen, zur Rennbahn zu fahren. Die Rennen interessierten uns weniger,

Wir fuhren. Aber nicht auf die gewohnte Weise, mit der wir

* Bela Georgijewna Wolkowa, mit Künstlernamen Casa Rosa, eine populäre russische Sängerin, gastierte vor dem ersten Weltkrieg in Deutschland.

wollten ‚Typen‘ und ‚Sitten‘ beobachten ... Strassenbahn oder der Ringbahn. Auf gemeinsame Kosten mieteten wir eine Droschke. Ein Auto war zu dieser Zeit noch ein teures Vergnügen und für uns unerschwinglich. Wir hatten einen alten Gaul erwischt. Der Kutscher thronte, eine Mütze mit Silberrand als Zeichen seiner Würde tragend, hoch auf seinem Bock. Die Sitze waren weich gefedert.

Wir fahren also, die Schindmähre klopft mit ihren Hufen auf das Berliner Pflaster, träge und nicht im Takt... Ein grauer Tag, gar nicht wie Sommer. Der Wind wirbelt Staub auf und treibt ihn uns in die Augen.

Wir aber sind fröhlich und lachen.

Zum Rennen kommen wir zu spät. Die Leute sind schon auseinandergegangen. Dafür essen wir ein Eis.

Hinter uns die neuangelegte breite Heerstrasse.

An der Kreuzung ein Zeitungsverkäufer.

‚Extrablatt! Verbrechen in Sarajevo. Attentat!‘

Die Menschen reissen sich um die Blätter. Hasten. Der Wind aber wird immer heftiger, bricht plötzlich los, ergreift den Packen von Extrablättern über Sarajevo und verstreut sie wie grosse Schneeflocken über das Pflaster. Die Menschen stürzen hinzu, sie aufzulesen. Auch wir bleiben stehen.

‚Was ist los? Was hat das zu bedeuten?‘

Mir wird plötzlich ganz bang. Belotschkas grosse Augen sind auf mich gerichtet, als suchten sie bei mir Schutz ...

An jenem Tag wussten weder wir noch die Welt, dass dies der Anfang des Krieges war...

Der Weltkrieg überraschte uns beide in Berlin. Wir befanden uns in ‚Gefangenschaft‘. Verworrene, trübe Tage, aufregende, schlaflose Nächte, voll Qual vor dem Grossen, Schrecklichen, das sich dort, an den Fronten, abspielen würde, voll Angst und Schmerz um unsere Angehörigen ... Wir durchlebten diese Tage gemeinsam, gingen gemeinsam unter Eskorte durch die Strassen Berlins, gingen gemeinsam aufs Polizeirevier, um uns registrieren zu lassen. Befreiten uns gemeinsam von der Internierung...»

Alexandra Kollontai schildert hier bei Weitem nicht alles, was sie in jenen Tagen erlebte. Wieder weilte ihr Sohn Mischa, Student am Petersburger Technologischen Institut, während der Ferien bei ihr zu Besuch. Am Abend zuvor hatte Alexandra Michailowna Material für die Internationale Sozialistische Frauenkonferenz vorbereitet, das sie am 1. August an Clara Zetkin schicken wollte. Wenige Tage später nahm die Polizei Mischa fest. Die Mutter eilte zu Karl Liebknecht, um ihn als Reichstagsabgeordneten um Hilfe zu bitten. Aber sie traf ihn nicht zu Hause an. Sophie Liebknecht*, ebenfalls ganz durcheinander, beruhigte Alexandra Michailowna und sagte zu ihr in ihrem für die Südrussen charakteristischen singenden Tonfall:

«Beruhigen Sie sich, Schura, wir werden ihn finden. Er muss im Reichstag sein.»

Alexandra Kollontai spürte Karl Liebknecht in den Wandelgängen des Reichstagsgebäudes auf. Er versuchte eine Droschke zu bekommen, um zu dem Polizeirevier zu fahren, aber vergebens; gemeinsam liefen sie durch die Strassen Berlins.

Am 3. August drangen Polizisten in die Pension in der Hubertusallee ein und verhafteten Alexandra Kollontai. Tags darauf wurde sie unverhofft wieder freigelassen. Bei der Durchsuchung hatte man ihr vom ZK der SDAPR ausgestelltes Mandat für die Internationale Sozialistische Frauenkonferenz entdeckt. Eine russische Revolutionärin konnte keine Spionin des Zaren sein. Man legte ihr jedoch nahe, Deutschland unverzüglich zu verlassen. Als sie aus dem Polizeigefängnis in die Hubertusallee zurückkehrte, waren ihre Sachen bereits auf die Strasse geworfen. Oben auf dem Koffer lag eine eben erst von Soja Schadurskaja aus Paris ge-

* Sofja Borisowja Ryss war Anfang des Jahrhunderts aus Rostow am Don an die Heidelberger Universität gekommen, um Kunstgeschichte zu studieren. Dort lernte sie Karl Liebknecht kennen und wurde bald seine Frau. Als Professor für das Studium von Fremdsprachen beim Ministerium für Auswärtige Angelegenheiten der UdSSR verstarb sie 1964 in Moskau.

sandte Ansichtskarte: «An Frau Kollontai, Berlin-Grunewald, Hubertusallee 16». Die Karte enthielt nur wenige Zeilen: «Schurotschka! Schurotschka! Man hat Jaurès ermordet. Mir ist, als hörte ich ihn eben noch reden. Eine solche Güte und Menschlichkeit ging von ihm aus. Das ist das erste Opfer des Kriegsgottes.»

Karl Liebknecht nahm Alexandra Michailownas Koffer und trug ihn zu sich nach Hause. Unterwegs beruhigte er sie und sagte bekümmert: «Der Taumel des Chauvinismus hat ihnen den Kopf vernebelt. Wir werden bis zum äussersten gegen den Völkerhass kämpfen!»

Aber wie kämpfen? Und wie konnte das deutsche Volk sich selbst in den Abgrund des Krieges stürzen? Wie konnte die deutsche Arbeiterklasse das zulassen? Alexandra Kollontai hatte an die politische Reife der deutschen Proletarier, an deren Klassenbewusstsein geglaubt. Jahre hatte sie in ihrer Mitte gelebt, hatte ihre Meinungen und Stimmungen kennengelernt. Was war geschehen? Nicht sofort fand Alexandra Kollontai eine Antwort auf diese Frage; erst 1915 veröffentlicht sie in der Zeitschrift «Kommunist» einen Artikel «Weshalb schwieg das deutsche Proletariat in den Julitagen?».

Hier ist ein Ausschnitt daraus:

«Bis jetzt bleibt es für viele ein Rätsel: Wie und warum konnte sich das deutsche Proletariat aus Klassenkämpfen in eine willfähige Herde verwandeln, die mit hängenden Köpfen in den sicheren Tod geht? Bis jetzt bleibt es ein Rätsel, dass die Massen, eben die breiten Massen, nicht die Führer, in jenem Augenblick, da in Europa der Krieg in der Luft lag, nicht einen einzigen Versuch unternahmen, ihre bisherigen Prinzipien zu behaupten, und ihre Arbeiterforts und -festungen kampfflos den Klassenfeinden überliessen. Mag der Protest, mag der Widerstand auch schon ganz am Anfang erstickt worden sein – aber wie konnte es geschehen, dass keine Empörung aufbrodelte, dass es in den unteren Volksschichten nicht gärte, nicht zu spontanen Unruhen, zu einem

Massenwiderstand kam? Wurde die Erziehung der Arbeiter in Deutschland nicht von einer Partei geleitet, die durch ihre politische Geschultheit dem Proletariat der ganzen Welt ein Vorbild war? Bedeutet das, die sozialistische Erziehung bringt nicht die Früchte, die wir zu Recht von ihr erwarten?»

Immer wieder kehrte sie später zu dem Thema des proletarischen Bewusstseins und der Verantwortung des Volkes für sein Schicksal zurück. Besonders in jenen tragischen dreissiger Jahren, als das deutsche Volk es zuliess, dass eine Bande politischer Abenteurer und Verbrecher es zum Narren hielt, das Land in eine nationale Katastrophe führte und Europa in ein Trümmerfeld verwandelte.

Und doch glaubte sie an das Volk, welches der Welt so grosse Denker und proletarische Kämpfer geschenkt hatte. Sie glaubte, dass der Tag kommen würde, da das deutsche Volk, nachdem es durch die tragischen Prüfungen gegangen sein wird, auch auf seinem Territorium eine Gesellschaft errichten würde, die die besten Ideale der Menschheit – Frieden und Freundschaft unter den Völkern – verkörpern würde.

Im September 1914 traf Alexandra Kollontai in Schweden ein und stieg in der Stockholmer Pension «Carlsson» ab. Auch in Schweden nahm sie sogleich die politische Tätigkeit wieder auf. Zusammen mit dem Sekretär der Sozialdemokratischen Partei Schwedens Fredrik Ström und dem Redakteur der Zeitung «Stormglockan» Zeth Höglund organisierte sie Versammlungen, auf denen sie die Zuhörer mit der Antikriegstätigkeit der Bolschewiki bekannt machte.

Das neutrale Schweden verhielt sich jedoch nicht gerade «neutral». Der Innenminister von Sydow ordnete an, die russische politische Emigrantin zu verhaften, und König Gustav V. unterzeichnete einen Erlass über ihre Ausweisung aus diesem Land «für immer».

Am 28. November 1914 schrieb Alexandra Kollontai aus Dänemark an Lenin: «Formal wurden meine Verhaftung und Aus-

weisung aus Schweden durch den Aufsatz ‚Über den Krieg und unsere Aufgaben‘ bewirkt, der in einer antimilitaristischen schwedischen Zeitschrift der ‚Jungen‘ abgedruckt wurde. Der wahre Anlass aber war wohl meine Rede zum gleichen Thema auf einer geschlossenen schwedischen Parteiversammlung. Zumindest habe ich Montag gesprochen und wurde schon Freitag verhaftet und durch die Gefängnisse geschleppt (Stockholm, Malmö), danach mit Polizeieskorte nach Kopenhagen abgeschoben.»

Alexandra Kollontai blieb nicht lange in Dänemark. Sie musste auch dieses Land verlassen. In Kristiania (Oslo) begann ihre erste Norwegenperiode, die, mit Unterbrechungen infolge zweier Reisen in die Vereinigten Staaten, fast drei Jahre währte.

Im Kampf gegen den Chauvinismus

Das Jahr 1915. Millionen Menschen waren bereits auf den Schlachtfeldern geblieben, aber noch war kein Ende des Krieges abzusehen. Immer mehr Krüppel tauchten auf den Strassen von Petrograd, Berlin, Paris und London auf. Die Deutschen wendeten bei Ypern erstmals Giftgase an, Tausende von Menschen verloren ihr Augenlicht, kamen ums Leben, wurden Invaliden.

In den Nächten hingen über der englischen und französischen Hauptstadt die deutschen Zeppeline. Ilja Ehrenburg beschrieb die Stimmung und das Leben der Pariser in jenen Tagen:

«Es kamen die Zeppeline. In mondklaren Nächten hing ein riesiges Luftschiff über der Stadt; es wurde beschossen, aber es rührte sich kaum – die Luftabwehr war schwach. Wir bewunderten es und schimpften. Später trieb man uns in die Metro. Zum erstenmal hörte ich Sirenengeheul; wieder frappte mich am meisten die Benennung: Die Sirenen im alten Hellas hatten die Seefahrer mit lieblichem Gesang bezirzt, und der listenreiche Odysseus hatte seinen Gefährten die Ohren mit Wachs verstopft. Die Sirenen des 20. Jahrhunderts hatten weit weniger liebliche Stimmen... In der Metro ging es lärmend zu, wie auf dem Jahrmarkt; man verkaufte chinesische Nüsse und Joffre-Bilder. Die Pärchen küssteten sich – schön dumm, wegen der blöden Zeppeline die Zeit nicht zu nützen ... Morgens sahen wir die ausgeweideten Häuser. Im Schutt lagen Familienbilder, Geschirrscherben, ein zerbeultes

Kinderbett. Die Nachbarn standen herum, beklagten die Opfer und heulten. Der Tod wurde ein guter Bekannter.»*

Berlin war keinen Luftangriffen ausgesetzt. Doch immer düsterer wurde die deutsche Hauptstadt. Viele Krüppel waren auf den Strassen zu sehen, immer weniger Lebensmittel gab es in den Geschäften.

Immer mehr verdüsterte sich auch die britische Hauptstadt. Die Zeitungen schürten nach wie vor den Chauvinismus. Die Spionomanie dauerte an. Spione suchte man überall: unter den Flüchtlingen, unter den Engländern, die einmal in Deutschland gelebt hatten, und unter den russischen Emigranten. Man beorderte die Russen zu Sammelpunkten und versuchte, sie nach Russland zu schicken, damit sie in die zaristische Armee eintraten. Aber das war, wie man sich bald überzeugen musste, eine hoffnungslose Sache.

Der Krieg ergoss über die Kolonien der russischen Revolutionäre in Europa eine Menge Unannehmlichkeiten und zerriss die Verbindung zwischen ihnen. In England und in der Schweiz blühten sich die Kolonien auf, weil die Russen aus Frankreich, Deutschland, Belgien und anderen Ländern dorthin strömten. Andere, wie Alexandra Kollontai, siedelten aus Deutschland oder Frankreich nach Norwegen über. Dort entstand eine kleine, aber überaus tatkräftige Kolonie, zu deren Zentralgestalt Alexandra Kollontai wurde. Einige der Russen liessen sich in Kristiania und in anderen Städten nieder. Alexandra Kollontai nahm in einem Vorort der norwegischen Hauptstadt – in einer Pension in Holmenkollen – Quartier.

Die norwegischen Tagebücher Alexandras Kollontais, besonders die des Jahres 1915, geben nicht nur ausgezeichnet die Stimmung ihrer Verfasserin wieder, sondern, was noch wichtiger ist, sie zeugen auch von ihrer politischen Tätigkeit, von ihrer Geistes-

* Ilja Ehrenburg, Menschen, Jahre, Leben. Memoiren, Band I, Verlag Volk und Welt, Berlin 1982, S. 174

haltung. Eben damals, in den ersten Jahren des Weltkriegs, wurde Alexandra Kollontai zur entschiedenen Anhängerin Lenins und ging endgültig auf die bolschewistischen Positionen über

Am 22. Juli 1915 trug Alexandra Michailowna in ihr Tagebuch ein:

«Ich lese die ‚Berner Tagwacht‘. Das ist im Augenblick die einzige Zeitung, die den Sozialchauvinismus bekämpft und die wirklich am Krieg Schuldigen auf beiden Seiten der Front entlarvt. Gewiss, die ‚Berner Tagwacht‘ ist bei Weitem nicht die Position Lenins, ihr mangelt es an Klarheit und revolutionärer Geradheit... Doch die Zeitung schart jene um sich, die sich nicht mit dem Krieg abfinden. Das ist ein erster Schritt.

Gestern Abend hatte ich eine Veranstaltung mit den ‚Jungen‘ (dem norwegischen Jugendverband – der Verf.). Ich habe ihnen Lenins Thesen über die Aufgaben der revolutionären Sozialdemokratie im Krieg übersetzt. Wir haben diskutiert, ich habe sie ihnen erläutert.

Je mehr man sich in dieses wichtige, fundamentale Dokument vertieft, umso klarer weisen einem die Thesen Lenins den Weg... Zunächst einmal in allen Ländern mit sämtlichen ‚Sozialpatrioten‘ brechen, und zwar ganz entschieden und schonungslos. Dann die Kräfte der Arbeiterklasse in jedem Land – und vor allem in den kriegführenden Ländern – gegen die eigene Bourgeoisie richten. ‚Keine Zusammenarbeit der Klassen‘, wie das jetzt der Fall ist, sondern gerade heftigsten, erbarmungslosen, offenen Klassenkampf. Barrikaden als Antwort auf den Krieg.

Das ist mir aus dem Herzen gesprochen. Das hätte am 4. August getan werden müssen. Das war es, was wir empfanden, als wir mit Karl Liebknecht sprachen und unsere Gedanken nicht klar auszudrücken, die Losung nicht zu finden vermochten.

Den imperialistischen Krieg nutzen und ihn in einen Bürgerkrieg umwandeln – das ist die Losung ... Die Arbeiterklasse kann



Während des ersten Weltkriegs in Norwegen mit linken Sozialdemokraten

sich nur dann gegen den Krieg erheben, wenn sie sich dessen bewusst ist, wie gegen den Krieg gekämpft werden muss.

Für Russland sind die Losungen einfach, kristallklar – demokratische Republik, Achtstundentag und Enteignung der Gutsbesitzer.

Dieser Krieg führt zwangsläufig zur sozialen Revolution, das ist klar und unausbleiblich.

In Deutschland werden die Spartakusleute verfolgt, doch sie sind rege tätig. Die Verbindung zu ihnen reisst nicht ab. Drei Namen lassen einem jetzt warm ums Herz werden – Karl, Rosa und Clara. Sie bilden ein Gegengewicht zu den chauvinistischen Vertretern wie Vandervelde, Guesde und Scheidemann.»

Lenin richtete in den Kriegsjahren seine ganze Energie gegen den chauvinistischen Wahnwitz, gegen das Völkerschlachten, entlarvte die wahrhaft Schuldigen am Krieg und wies den Weg zum wirklichen Frieden.

Alexandra Kollontai wurde in diesen Jahren zu einer der konsequentesten Propagandistinnen der Leninschen Ideen und der Leninschen Politik. Im Milieu der russischen politischen Emigration hatte sich – lange vor dem ersten Weltkrieg und besonders nach dem Abflauen der ersten russischen Revolution von 1905/07 – mitunter Pessimismus breitgemacht. Die Schwierigkeiten und die Unsicherheit des Lebens führten zu Zwistigkeiten und auch dazu, dass die wichtigsten Fragen des politischen Lebens und die sich daraus ergebenden Aufgaben aus dem Blickfeld verschwanden. Lenin wies wiederholt auf diese negativen Momente hin und drückte seine Unzufriedenheit über die endlosen unfruchtbaren Diskussionen aus.

Auch in Norwegen machten sich unter den russischen politischen Emigranten solche Erscheinungen bemerkbar. Die Tagebücher Alexandra Kollontais geben Hinweise darauf. Ihr selbst war derartiges fremd. Ihr Denken, ihre Zeit und ihre Energie konzen-

trierten sich in anderer Richtung. Gleichzeitig ist es interessant, wie sich in ihren Tagebüchern Naturbeobachtungen mit scharfsinnigen Urteilen über die Ereignisse in der Welt, über die Aufgaben der Partei, der sie angehörte, und über ihr Bemühen, zu handeln, feinfühlig verflochten. Und sie handelte.

Am 28. Juli 1915 wandte sich Alexandra Kollontai wieder ihrem Tagebuch zu:

«Ich war an meinem Lieblingsplatz mit der Aussicht auf den Fjord. Was für eine Pracht! Zu meinen Füßen wimmelten Ameisen. Sie kamen eine nach der anderen aus ihrem Ameisenhaufen gekrochen und schleppten ihre Eier fort, durchs Moos, zwischen Grashalmen hindurch, über Steinchen hinweg. Wie geschickt sie das anstellten! So klein und winzig, und doch so wundervoll organisiert.

Schlimm – die ganze menschliche Dummheit und die Macht des kapitalistischen Systems. Solche Kriege hat die Menschheit noch nicht erlebt.

In diesen Tagen habe ich hastig einiges geschrieben – einen Artikel über Jaurès (er erschien gestern im ‚Social-Demokraten‘), dann einen meines Erachtens misslungenen, gequält klingenden Artikel für die ‚Jugend-Internationale‘, und schliesslich habe ich eine – diesmal scheint mir, gelungene – Deklaration für den norwegischen Jugendverband zur zweiten Vorkonferenz der Internationalisten verfasst. Sie wurde ohne Debatte angenommen, nicht ein Wort wurde geändert. Mich interessiert, was Lenin wohl dazu sagen wird. Es ist mein ‚erster Versuch‘, so eine Deklaration habe ich bisher noch nie ausgearbeitet. Wie wird man sie aufnehmen?»

In den Kriegsjahren traten die Wesenszüge Alexandra Kollontais, ihre Fähigkeit, mit den progressiven politischen Kräften des Landes, in dem sie lebte, in Kontakt zu treten, noch stärker hervor. Sie pflegte enge Beziehungen zu den Führern der Sozialdemokratischen Partei Norwegens. Zitieren wir wieder aus ihrem Tagebuch, und zwar vom 2. August 1915:

«Abends... Ich bin gerade aus dem Volkshaus zurück. Habe sehr lange mit Olausen und Arvid Hansen die ‚Grundthesen‘ erörtert: Die Niederlage der Regierungen und der Bourgeoisie muss in jedem Land zur Losung werden. Das gleiche sagt auch Karl Liebknecht. Lenin indessen geht weiter – nicht einfach Niederlage, sondern Umwandlung des imperialistischen Krieges in den Bürgerkrieg. Das ist ein höchst revolutionärer Gedanke. Er weist den Weg zum Handeln ...

Es gehen Gerüchte um, nach denen in Deutschland unter den Arbeitern die Unzufriedenheit wächst... Ich habe auf die Norweger eingeredet, sie sollten jemanden dorthin schicken. Sie können das, denn sie sind ja neutral. Doch sie sagen, es sei jetzt für sie gar nicht so einfach, eine Reiseerlaubnis zu bekommen.

Mir ist inzwischen völlig klar, dass niemand so wirksam gegen den Krieg kämpft wie Lenin. Die Übrigen begnügen sich mit Halbheiten. Nur durch einen Schlag der Massen, durch den Willen des Proletariats kann dem Krieg Einhalt geboten werden. Und diesen Willen muss man einen durch Solidarität und Entschlossenheit zum Kampf auf den Barrikaden. Das ist unsere Aufgabe.»

Immer häufiger befasste sich Alexandra Kollontai nicht nur mit dem Geschick Russlands, sondern auch mit dem Deutschlands. Denn sie glaubte an die Arbeiterklasse dieses Landes, an ihren revolutionären Geist und ihre Entschlossenheit. Bitter war die Enttäuschung in den Augusttagen 1914 gewesen, als sie unter dem Geleitschutz der Gendarmerie ausgewiesen worden war. Der 4. August war auch ihr «Trauertag» gewesen. Ihre Gedanken über die Ereignisse zu Beginn des Krieges vertraute sie wiederum ihrem Tagebuch an:

«Heute jährt sich zum erstenmal der Tag, da im Reichstag über die Kriegskredite abgestimmt wurde. Ein schrecklicher Tag war das. Damals bin ich mit Karl Liebknecht durch den Tiergarten gegangen, und wir hatten nicht glauben wollen, was geschehen

war. An jenem Tag wurden die internationalistischen Positionen aufgegeben. Ein Abgrund tat sich auf. Es gab keinen Weg mehr.

Jetzt ist es leichter. Ich sehe und fühle das Anwachsen der Opposition der linken Kräfte und weiss, dass uns dieses Jahr, genauer gesagt Lenin, vieles gelehrt hat. Um Lenin scharen sich die Kräfte der ‚Jungen‘. Eingestürzt ist das Gebäude der ‚deutschen Schule‘, die zu erstarren begann; der Opportunismus hat in den Sumpf geführt. Doch schon regt sich der lebendige revolutionäre Geist des Suchens und tritt in Aktion.»

Im August 1915 wusste Alexandra Kollontai noch nicht, dass sie schon bald einen wichtigen Auftrag ihrer Partei ausführen sollte – nämlich die Auffassungen Lenins und der Bolschewiki über den imperialistischen Krieg an die breiten Massen des amerikanischen Volkes heranzutragen und damit in eine noch grössere Arena der politischen Tätigkeit zu treten. Talent und politische Reife und nicht zuletzt auch Rednerkunst sowie persönlicher Charme, der ja im Umgang mit den Menschen, mit einem anderen Volk nicht unwesentlich ist, mussten daher an den Tag gelegt werden.

Die Einladung an Alexandra Kollontai, die Vereinigten Staaten von Amerika zu besuchen, ergab sich unmittelbar aus der vorangegangenen politischen Arbeit der russischen Sozialdemokraten, der Bolschewiki. Sie kam von der deutschen (linken) Sektion der Sozialdemokratischen Partei Amerikas. Das Ziel der Einladung war, die amerikanische Öffentlichkeit detaillierter mit den Auffassungen der sozialistischen Kriegsgegner in Europa bekannt zu machen.

Die russischen revolutionären Sozialdemokraten hatten schon in den vorangegangenen Jahren in schwieriger und mühseliger Arbeit die gegen den Krieg auftretenden Kräfte gesammelt, die Chauvinisten entlarvt und angesichts der drohenden Gefahr eines Weltkriegs Sturm geläutet. Das war die Leninsche Linie des Friedenskampfes, die nach dem Oktober 1917 zur Grundlage der so-

wjetischen Aussenpolitik wurde, an der die Sowjetunion sowohl in den schweren Jahren vor dem zweiten Weltkrieg festhielt, als sie zur Hauptmacht des Kampfes der Völker gegen den Faschismus und dessen aggressive Politik wurde, als auch in unserer Zeit, da sie gemeinsam mit allen Kräften des Weltsozialismus die Völker zum Kampf gegen die Gefahr einer atomaren Katastrophe mobilisiert.

Das zweite Jahrzehnt unseres Jahrhunderts begann mit einem Vorspiel zu dem kommenden Weltkrieg – dem Krieg Serbiens, Montenegros, Bulgariens und Griechenlands gegen die Fremdherrschaft der Türkei (1912/13). Kurz darauf, im 2. Balkankrieg, überfällt Bulgarien Griechenland und Serbien, denen sich Rumänien anschliesst (1913). Ein chauvinistischer Taumel erfasste den Balkan und breitete sich über ganz Europa aus.

Im Herbst 1912 trat in Basel ein ausserordentlicher internationaler Sozialistenkongress zusammen. Die Kongressteilnehmer riefen in ihrer Resolution die Arbeiterklasse dazu auf, alle wirklichen Mittel zur Verhinderung des Krieges einzusetzen und, falls der Krieg dennoch ausbrechen sollte, ihn durch den «Sturz der kapitalistischen Klassenherrschaft» zu beenden. Das war auch der Standpunkt, den vor allem die Bolschewiki verfochten.

Lenin befürchtete aber, dass die rechten Führer der europäischen Sozialisten die Arbeiterklasse betrügen und verraten könnten. Er kannte sie persönlich zu gut. Er war überzeugt, dass einige von ihnen konsequent in ihrem Kampf gegen den Krieg sein würden. Doch er vertraute zum Beispiel weder dem Führer der englischen Sozialisten Hyndman noch dem der belgischen Sozialisten Vandervelde und setzte auch keine grossen Hoffnungen auf die rechten Führer der deutschen Sozialdemokratie.

Im Sommer 1913 reiste Lenin aus dem polnischen Poronin, wo

er damals lebte, in die Schweiz. Hier fand eine Versammlung der Bolschewiki statt, die aus allen Zentren der russischen politischen Emigration – aus London, Berlin, Paris, München, Brüssel und anderen Städten – dorthin gekommen waren. Wladimir Iljitsch gab eine detaillierte Einschätzung des Baseler Antikriegskongresses und legte seinen Standpunkt zur Lage in Russland dar. Er sprach davon, dass ein Krieg heraufziehe und dass man an «unsere Arbeit in Russland» denken müsse, an die neuen Bedingungen, die entstehen können und auf die man vorbereitet sein muss.

Dabei liess es Lenin jedoch nicht bewenden. Im Oktober 1913 fand in Poronin eine Parteikonferenz der Bolschewiki statt. Gründlich wurden die Aufgaben unter den neuen Bedingungen behandelt, vor allem konkrete Probleme der Parteiarbeit und die nationale Frage im Russland. Die Beschlüsse der Poroniner Konferenz sollten unverzüglich den sozialdemokratischen Parteien aller Länder zur Kenntnis gebracht und vor allem dem Internationalen Sozialistischen Büro unterbreitet werden, insbesondere der Standpunkt der Bolschewiki über den Kampf gegen die Kriegsgefahr und den Sozialchauvinismus. Die Sitzung des Büros wurde für den 1. Dezember 1913 in London anberaumt. Dorthin fuhren alle Führer der II. Internationale und der sozialistischen Parteien Europas: Jean Jaurès, Karl Kautsky, Camille Huysmans, Otto Bauer, Victor Adler, Émile Vandervelde, Edouard Vaillant und Rosa Luxemburg.

Die Führer der II. Internationale blieben jedoch taub. Mit dem Kriegsausbruch im August 1914 zerfiel die II. Internationale. Ende 1914 begannen die chauvinistischen Führer der sozialistischen Parteien der Ententeländer eine Konferenz vorzubereiten. Als dies bekannt wurde, entwarf Wladimir Iljitsch eine Deklaration der Bolschewiki zur Frage des Krieges, schickte sie an Litwinow nach London und beauftragte ihn, sie auf der Veranstaltung zu verlesen. Die Konferenz wurde am 14. Februar 1915 in London eröffnet.

Die bolschewistischen Vertreter waren jedoch nicht eingeladen. Trotzdem ging Litwinow zu dieser Konferenz und begann die Deklaration zu verlesen. Der Vorsitzende entzog ihm aber das Wort. Die Deklaration der Bolschewiki forderte, dass die sozialistischen Minister – Vandervelde, Guesde und Sembat – aus den bürgerlichen Ministerien Belgiens und Frankreichs austreten und dass die belgische und die französische sozialistische Partei den sogenannten Nationalen Block auseinanderbrechen sollten, der eine Lossage vom Sozialismus darstellte und als Rechtfertigung für die von der Bourgeoisie in Szene gesetzten chauvinistischen Orgien diene. Die Deklaration kritisierte ebenso schonungslos die rechten sozialdemokratischen Führer Deutschlands, die für die Kriegskredite gestimmt und mit den Junkern, den Pfaffen und der Bourgeoisie einen «Burgfrieden» geschlossen hatten. Diese Handlungen der Sozialchauvinisten aller Länder waren ein ungeheuerliches Verbrechen am Sozialismus und an der Internationale.

Nach langanhaltenden schwierigen Verhandlungen, an denen die Bolschewiki mit Lenin an der Spitze hervorragenden Anteil hatten, trat in Zimmerwald, einem Dorf in der Nähe von Bern, am 5. September 1915 eine Internationale Sozialistische Konferenz zusammen. An ihr nahmen sowohl konsequente Gegner des imperialistischen Krieges wie auch sozialdemokratische Politiker teil, die den Krieg zwar in Worten verurteilten, aber nichts gegen ihn unternehmen wollten. Die Delegation der Bolschewiki wurde von Lenin geleitet. Die entschiedenen Kriegsgegner, die in der Minderheit waren, schlossen sich zur «Zimmerwalder Linken» zusammen. Es gelang ihnen nach langen und stürmischen Diskussionen, durchzusetzen, dass in dem Manifest der Konferenz nicht nur dem Protest gegen Krieg und Chauvinismus Ausdruck verliehen wurde, sondern dass dort auch eine Reihe grundlegender Gedanken des revolutionären Marxismus Aufnahme fanden.

Die Kunde von Zimmerwald gelangte trotz strengster Kriegs-

zensur bis in alle Länder Europas. Von Zimmerwald erfuhr man auch jenseits des Atlantiks. Die Sozialistische Partei Amerikas, all ihre Sektionen und Gruppierungen, auch die russische Gruppierung, die seit geraumer Zeit eine merkliche Rolle in der sozialistischen Bewegung der Vereinigten Staaten spielte, zeigten grosses Interesse für die Zimmerwalder Konferenz. Einzelheiten darüber waren jedoch nicht bekannt. In Amerika wuchs die Welle des Chauvinismus. Einflussreiche Kreise der Bourgeoisie drängten darauf, in den europäischen Krieg einzutreten.

Alexandra Kollontai war schon vor der Zimmerwalder Konferenz in die Vereinigten Staaten eingeladen worden, die Vorbereitungen der Bolschewiki auf diese Zusammenkunft waren aber schon in vollem Gange. Am 10. August 1915 trug Alexandra Michailowna folgendes in ihr Tagebuch ein: «Von der deutschen (linken) Sektion der Sozialistischen Partei Amerikas ist ein Brief eingetroffen, in dem man mir vorschlägt, für vier Monate in die Vereinigten Staaten zu kommen, um etliche Bundesstaaten (mit San Francisco etwa 80 Städte) zu bereisen und gegen den Krieg zu agitieren ... Das ist so unglaublich schön, dass mir vor Freude die Luft wegbleibt und ich es gar nicht glauben kann.

Doch der Brief liegt auf meinem Tisch. Ich fand ihn vor, als ich abends von Erika* (aus Kristiania) zurückkam. Ich habe den Brief zweimal gelesen und dann ein Telegramm aufgegeben: ‚Einverstanden. Bedingungen brieflich.‘

Nun ist es Nacht geworden, doch vor Freude kann ich weder schlafen noch arbeiten. Gleich morgen werde ich bei Lenin anfragen. Das ist doch genau das, was wir jetzt brauchen – Zugang zu den breiten Massen finden, sie aufrütteln. Andernfalls kann auch Amerika eine Basis für den Krieg werden.

* Erika Rotheim, norwegische Sozialdemokratin, eine nahe Freundin A.M. Kollontais

Das ist märchenhaft schön. Das ist Glück! Das ist zum Jubeln!»

Und hier einige Zeilen aus dem Brief an Wladimir Iljitsch: «Ausgangspunkt meiner Reise nach Amerika ist das Bestreben, möglichst weit jene Ansichten zu verbreiten, die Sie mit besonderer Klarheit und Schärfe zu formulieren verstanden und die den Positionen der Revolutionäre und Internationalisten zugrunde liegen.»

Alexandra Kollontai erlebte vor ihrer Reise einen grossen inneren Aufschwung, sie durchdachte das Vergangene und analysierte ihre politische Arbeit. Vergessen waren die früheren Zweifel, der weitere Weg war klar. Sie sandte ein Telegramm nach Amerika, dass sie einverstanden sei zu fahren, und wartete auf das Geld für die Reise. Wieder vertraute sie ihre Gedanken dem Tagebuch an:

«In diesem Jahr spüre ich, dass sich meine Beziehungen zum revolutionären Flügel gefestigt haben. Als sei irgendein Rubikon überschritten... Das ist der Anschluss an den revolutionären Flügel, den man noch viele Jahre schmähen, verfluchen, verfolgen wird ... Ja, ja, auch verfolgen... Die sich dem Chauvinismus ergeben haben – sie wird man über das Köpfchen streicheln, doch uns ... Sicherlich warten auf diesem Wege viele Leiden, viel Schmerz, werden noch und noch Opfer verlangt.»

Der August nähert sich bereits dem Ende, aber eine Antwort auf das Telegramm nach New York ist noch nicht da. Der Frühherbst beginnt, bezaubernde warme Tage. Und warme Augustnächte, mondbeschieden und still. Sie schläft nicht, sie ist ganz Erwartung, glaubt, dass das Leben erst begonnen habe, die Hauptsache noch vor ihr liege. Sie möchte so schnell wie möglich dort sein, den Kampf für die Idee aufnehmen ...

Am 28. August kommen deutsche Zeitungen. Alexandra Kollontai studiert begierig die Artikel, bemüht sich, zwischen den

staatlich genehmigten Zeilen das herauszulesen, was die kaiserliche Militärzensur verheimlicht. Und trägt in ihr Tagebuch ein:

«Clara Zetkin ist trotz Krankheit im Juli verhaftet worden. Sie ist ernsthaft krank. Mich bedrückt, dass wir machtlos dagegen sind. Nicht einmal ein Protest lässt sich organisieren...

Ich denke heute an Liebknecht, an Rosa und an Otto Rühle. Sie sind jetzt die ‚Fackeln‘. Sie lassen es einem leichter ums Herz sein. Sie retten den Glauben an die ‚Macht der Idee‘.»

Am selben Tag hat sie einen Brief von Wladimir Iljitsch erhalten und vermerkt darüber im Tagebuch: «Lenin heisst meine Reise nicht nur gut, er hat mir auch einen Auftrag erteilt. Das gibt mir noch mehr Mut und Freude.» Lenin beauftragte Alexandra Kollontai, seine Broschüre «Sozialismus und Krieg» ins Englische zu übersetzen und wenn irgendwie möglich in den Vereinigten Staaten zu veröffentlichen.

Am 15. September trifft schliesslich das Geld für die Reise ein. Jetzt gibt es kein Zurück mehr:

«In die Freude mischt sich nun auch Trauer. Ich bin traurig, den Holmenkollen, meinen Zufluchtsort, das ‚rote Häuschen‘, verlassen zu müssen. Dabei ist der Herbst hier so wundervoll. Und dann werde ich noch weiter von Russland entfernt sein...

Ich werde gefragt, ob ich keine Angst hätte, dass wir torpediert werden... Ich weiss nicht, weshalb, aber ich schwanke kein bisschen, habe nicht die mindeste Angst.»

Ein paar Tage darauf erhält sie aus der Schweiz die lang erwartete Nachricht, dass die Zimmerwalder Konferenz einen Aufruf, der den Krieg verurteilt, angenommen hat. Auch Lenins Broschüre «Sozialismus und Krieg» trifft ein, von der sie sich nicht mehr losreissen kann.

Es kommen die letzten Tage vor der Abreise nach Bergen. Dort besteigt Alexandra Kollontai den Dampfer nach Amerika. Und sie macht die abschliessenden Eintragungen in ihr norwegisches Tagebuch:

«... ‚Kampf für den Frieden‘. Wie, auf welche Weise soll das geschehen? Bei Lenin ist das so klar und so real. Das Proletariat muss es einfach begreifen, muss diese Gedanken aufgreifen. Was wird man wohl zu unserem Standpunkt in Amerika sagen. Ich fahre ‚gewappnet‘ und brenne vor Ungeduld, den Chauvinisten eine Schlacht zu liefern. Unsere Plattform ist die Einzige, die das Proletariat aus der Sackgasse des Sozialchauvinismus herauszuführen vermag ...

Mein herzlicher Gruss gilt allen Genossen, die den Standpunkt der revolutionären Taktik vertreten. Der allerherzlichste Gruss aber geht an Lenin ...

Freudige Erregung hat mich ergriffen ... Aber ich komme hierher zurück. Darum nicht Lebewohl, du schönes Kristiania, sondern auf Wiedersehen!»

Am 26. September 1915 lichtete der Dampfer «Bergensfjord» den Anker und lief langsam aus Bergen aus. Zurück blieben die schweigenden felsigen Schären. Voraus war der Ozean. Voraus war Amerika, waren Kämpfe für die Idee, die diese zarte Frau in achtzig Städte der amerikanischen Grossmacht führen sollte.

Durch die Städte und auf den Bahnen Amerikas

1915 hatte zwar das kaiserliche Deutschland den schonungslosen U-Boot-Krieg auf den Meeren und Ozeanen, wie er zwei Jahre später entbrennen würde, noch nicht begonnen, aber Hunderte von Schiffen und Tausende unschuldiger Menschen waren bereits in den Weiten des Atlantiks vernichtet worden. Die «Bergensfjord» hatte Glück; einige Male gab es Alarm, der sich glücklicherweise jedesmal als unnötig erwies, und am 8. Oktober 1915 tauchte am Horizont die «Insel der Tränen» auf, dann legte der Dampfer im New-Yorker Hafen an. Und hier die erste Aufzeichnung Alexandra Kollontais aus ihrem amerikanischen Tagebuch:

«Die Freiheitsstatue ist niedergedrückt. Die Wolkenkratzer haben ihre Aureole zunichte gemacht. Nicht sie thront mehr über der Bucht der Weltstadt, nicht sie weist den Weg in den Welthafen, in die Neue Welt. Millionen Lichter aus den Fenstern der fünfziggeschossigen Wolkenkratzerbüros stellen das Licht der Freiheitsgöttin in den Schatten. Voll Spott blicken die grauen Steinmassen, die an eine kompakte Felswand erinnern, in der sich wie schmale Spalte die von den Geschäftsleuten und ihren Clerks überfluteten New-Yorker Strassen winden. Und diese kompakte Wand der Wolkenkratzer, eine sichere Zuflucht der Könige des amerikanischen Kapitals, verkörpert heute in weit stärkerem Masse den ‚Geist‘, der über dem Kontinent des Kolumbus herrscht, als die klägliche, zusammengeschrumpfte, wie verloren dastehende grüne Statue.»

Viereinhalb Monate dauerte die erste Amerikareise Alexandra

Kollontais. Sie weilte in achtzig Städten, traf mit den Führern der Arbeiterbewegung wie Eugene Debs und William Haywood zusammen, auch mit dem «schlauem Fuchs» Hillquit, wie sie ihn bald nennt, und natürlich mit den russischen politischen Emigranten.

Alexandra Kollontai schaut den vor sich gehenden Ereignissen bis auf den Grund, hört sich die Reden auf den Versammlungen an und spricht mit den Arbeiterführern. Ihre Eindrücke veröffentlicht sie später unter dem Pseudonym «Internationalist» in der «Berliner Tagwacht» in ihrem Artikel «Das Proletariat Amerikas. Die amerikanischen Arbeiter und die Massenaktionen».

Ein neuer Geist durchdringe die Arbeiterbewegung Amerikas, führt sie aus, und die alte reformistische Gewerkschaftspolitik, die vom Streben ihrer Führer nach Kompromissen und «diplomatischen Winkelzügen» gekennzeichnet sei, gehe zugrunde.

Alexandra Kollontai macht sich auch mit dem Leben der finnischen Emigranten vertraut. Hier drückt sich ihr besonders enges Verhältnis zu Finnland und den Finnen aus, denen sie schon in Russland Bücher und Aufsätze widmete. Und bald nach ihrer Ankunft in Amerika veröffentlicht sie in der Zeitung der Russischen Sektion der Sozialistischen Partei Amerikas «Nasche slowo» den Aufsatz «Die finnischen Arbeiter in Amerika und was man einst und jetzt von ihnen lernen kann».

Sie gelangte erneut zu der Überzeugung, dass es nichts Freudloseres gibt als das Leben eines Emigranten in den Kolonien der Alten oder der Neuen Welt. Diese Freudlosigkeit aber existiert nur so lange, bis in den Arbeitern der lebendige, schöpferische Geist der Klassensolidarität zu sprechen beginnt und sie sich selbst sagen: Es lohnt nicht, hier als «fremde» Neuankömmlinge zu leben in der Hoffnung, dass irgendein Wunder uns packt und in die Heimat zurückträgt... Nicht sofort sind die finnischen Arbeiter auf die richtige Bahn gelangt, nicht sofort habe sie ihren

Weg gefunden... Die Presse ist einer der wesentlichsten Stützpunkte, von wo aus die Arbeiterklasse ihren Angriff gegen den Feind führen kann – das ist die Schlussfolgerung Alexandra Kollontais.

Doch lassen wir ihr Tagebuch sprechen. Ihm vertraut sie, wie stets, ihre Gedanken an, es gibt ihre Stimmungen und ihre Zweifel, ihre Freuden und ihre Emotionen wieder. Sie hat schon viel in Amerika gesehen, ist mit vielen Menschen zusammengetroffen.

«15. Oktober. Im Zug zwischen New York und Chicago.

Heute ist es eine Woche, dass ich in Amerika bin – eine Woche angespannter, verantwortungsvoller Arbeit. Doch ich bin froh, dass ich hier bin. Ich merke und erkenne, dass ich für die Sache, das heisst von unserem linken Flügel, von den Keimen der III. Internationale gebraucht werde ...

Unterwegs nach Chicago. Morgen spreche ich in Racine. Am Sonntag zwei Versammlungen zu verschiedenen Themen und in zwei Sprachen in Milwaukee. Dann fünf Tage Chicago. Anschliessend Saint Louis, Denver (Colorado), San Francisco und Los Angeles (Kalifornien). Vor Ende November werde ich nicht nach New York zurückkehren.

Der Zug rast an einem riesigen Fluss, dem Hudson, an unbekanntenen Städten und Landschaften vorbei. Alles sehr schön, aber fremd. Seltsam, dass dies nun Amerika ist!...

29. Oktober...

Gut gesprochen habe ich nur zweimal in Chicago. ‚Mit Niveau‘. Das aber war dem Umstand zu verdanken, dass ich mich einigermaßen ausruhen und vor dem Vortrag konzentrieren konnte. An jenem Tag war es mir gelungen, mir den ganzen Vormittag freizuhalten. Dann sprach ich auf zwei Versammlungen – einmal um drei Englisch und dann um acht Deutsch, wobei ich alles gab, wozu ich fähig bin. Alles war prägnant, logisch und ‚mit Schwung‘...

Ich habe ein paarmal die russischen Genossen in Chicago gesehen..

Hier sei eine Abschweifung gestattet, um zu schildern, wer die «russischen Genossen» waren, mit denen Alexandra Kollontai in Chicago zusammentraf. Begegnungen mit politischen Emigranten aus Russland hatte sie viele, doch diese in Chicago und dann in dem kleinen Städtchen Kenosha nahe der Stadt an den Grossen Seen waren die interessantesten und denkwürdigsten. Sie fand auf der Superior Street statt in einer kleinen Villa, wo Andrej Kondratjewitsch Tschumak* mit seiner Familie lebte; zwei Zimmer im oberen Stockwerk bewohnte sein Freund Nikolai Rabiso, ebenfalls ein politischer Emigrant.

Der Arbeiter vom Donbass Andrej Kondratjewitsch Tschumak kam zu Beginn des Jahrhunderts zur revolutionären Bewegung. 1905 organisierte er den Aufstand im aserbaidshanischen Gjandsha, dem heutigen Kirowabad, und flüchtete dann vor der zaristischen Willkür nach Amerika, wo er zum Leiter der Russischen Sektion der Sozialistischen Partei Amerikas wurde.

Andrej Tschumak und seine Freunde aus der russischen Kolonie von Kenosha, alle im Sonntagsstaat, empfingen Alexandra Kollontai auf dem Bahnhof in Chicago mit einem Blumenstrauss. Alexandra Michailowna sprach an diesem Tag in Chicago und fuhr dann sogleich nach Kenosha weiter, wo sie auch die Nacht über blieb.

In der Wohnung Tschumaks in der Superior Street hatte sich die ganze russische Kolonie versammelt. Alexandra Michailowna erzählte von ihrer Reise durch Amerika und von den Briefen, die sie von Lenin erhalten hatte. Weiter berichtete sie über die Zimmerwalder Konferenz, darüber, dass viele sozialdemokra-

* vgl. S. Schejnis, Leben und Tod Andrej Tschumaks, in der Zeitschrift «Junost», 2, 1974

tische Führer den Weg des Sozialchauvinismus beschritten hätten und ihre Regierungen in diesem Krieg unterstützten.

Dann wurden ihr Fragen gestellt – welche Nachrichten es aus Russland gebe, ob die Hoffnung auf eine Revolution in der nächsten Zeit bestehe und ob in Petersburg wirklich Unruhen stattfänden, wie man hier in Amerika lesen konnte.

Solch eine lautstarke und erfreuliche Begegnung hatte es in Kenosha noch nicht gegeben. Alexandra Kollontai winkte lachend ab. «Um Gottes willen, nicht alle auf einmal, sonst komme ich ganz durcheinander.»

Auf dem Herd surrte der Teekessel, in den Tschumaks Frau, Praskowja Timofejwna, hin und wieder Wasser zugoss, und Andrej Kondratjewitsch erinnerte sie, Russisch und Englisch miteinander vermischend, daran: «Put the Teekessel on the Ofen.»

Tee tranken sie aus grossen russischen Tassen oder auch direkt aus den Untertassen und nahmen einen Imbiss dazu. Man hatte den Eindruck, als geschähe das alles nicht in der Superior Street von Kenosha, sondern vielleicht in irgendeiner Provinzstrasse in Tula oder Rjasan.

Während sie den Tee tranken, ging Nikolai Rabiso in den ersten Stock hinauf und holte aus seinem Zimmer die Gitarre, von der er sich bei all seinen Irrfahrten nicht getrennt hatte; er berührte leicht die Saiten und stimmte den «Herrlichen Baikal» an. Alle fielen ein. Sogar Tschumaks Kinder, die still in der Ecke gesessen und den Gast aus Übersee, aus dem ihnen unbekanntem Russland, angestarrt hatten, sangen leise, gedehnt und mit englischem Akzent das Lied mit. Es ergoss sich durch das geöffnete Fenster auf die Strasse der amerikanischen Stadt Kenosha, auf die Superior Street. Die Passanten blieben stehen, lauschten den unbekanntem Worten und sagten lächelnd: «Okay, very good!»

Am darauffolgenden Tag reiste Alexandra Kollontai aus Kenosha ab. Alle, einschliesslich der Kinder, gaben ihr das Geleit. Sie hatten ihr



«Nieder mit dem Krieg! Proletarier aller Länder vereinigt euch!» heisst es auf dem Transparent. Mitglieder der Russischen Sektion der Sozialistischen Partei der LISA aus Chicago haben sich in einem Gebäude versammelt, in dem auch Alexandra Kollontai auftrat.



Krautpiroggen auf den Weg mitgegeben. Und Praskowja Timofejewna hatte Wareniki mit Kirschen bereitet und sie sorgfältig in ein Säckchen gepackt. Als sie das dem Gast zum Abschied zu steckte, sagte sie: «Probieren Sie, Sie haben so etwas lange nicht gegessen, Alexandra Michailowna!»

Alexandra Kollontai setzte ihre ausgedehnte Reise auf den Schienenwegen Amerikas fort. Lesen wir weiter in ihrem Tagebuch:

«Über zwei Stunden schon schlängelt sich der Zug durch die herbstlichen öden, abgeräumten Felder des Staates Illinois. Zurückgeblieben die Weltstadt Chicago, verrusst und ewig von Lärm dröhnend, und das ordentliche und piekfeine und langweilige Saint Louis. Bevor steht Agitationsarbeit im Steinkohlenrevier...

Mit brennender Neugier blicke ich unverwandt aus dem Fenster. Doch vergebens suche ich die charakteristischen Farben der Neuen Welt.

Ist das hier wirklich Amerika?

Es ist Oktober. Die Sonne scheint matt, durch einen grauen Dunstschleier hindurch. Der Wind wirbelt Staubwolken auf und treibt sie vor sich her; er dringt durch die Ritzen des Zuges und jagt auf den Stationen trockenes Laub auf uns zu ...

Wohl zweimal fuhr unser Zug durch eine kleine Ortschaft beziehungsweise ‚Stadt‘, wie man hier sagt...

Am deutlichsten wird mir wohl ein von ‚Schwarzen‘ bewohnter Vorort von Saint Louis im Gedächtnis haftenbleiben. Aber erinnert nicht auch dies an die Vororte europäischer Städte, weniger der westeuropäischen als vielmehr gerade der russischen Städte, an Stadtviertel, in denen die Armen hausen?...

Der einzige Unterschied ist der, dass auf den morschen Stufen der Vortreppen nicht unsere russischen Frauen mit ihren Kopftüchern, sondern stämmige Negerinnen mit ihrem schwarzen Kraushaar sitzen...

30. Oktober. Staunton.

Mount Olive ist auch eine Bergarbeiterstadt. Alles Deutsche. Einst haben sie rebelliert, doch das ist lange her. Inzwischen haben sie fast alle ein Häuschen erworben und es mit der Geschmacklosigkeit des Spiessers eingerichtet – es soll nach Luxus aussehen. (Jede Hausfrau in Russland würde sie um die Spiegelschränke, die zimmergrossen Teppiche und die Nippsachen, mit denen die Stube vollgestellt ist, beneiden.) Der ‚Geist der Widerspenstigkeit‘ hat die Leute in Mount Olive verlassen...

Ich bin ihres kleinbürgerlichen Geistes, ihrer Selbstzufriedenheit und des Fehlens jedweder revolutionärer Bestrebungen überdrüssig...

Heute habe ich die Nacht in der Hütte eines Bergarbeiters verbracht. Ein wundervolles Publikum, es steht uns viel näher.

4. November

Während meiner ganzen Reise habe ich nur ein einziges Mal richtige Freude empfunden – als auf einer Versammlung in New York die Resolution über den Anschluss an Zimmerwald angenommen wurde. Als ich mir die Resolution dann allerdings genau angesehen habe, war es aus mit der Freude. Sie war nicht eindeutig, nicht klar genug, nicht das, was ich mir gedacht hatte. Das ist noch kein Anschluss an die neue, die III. Internationale.

Die Lebenserfahrung, die ‚Weisheit‘, lehrt das Herz, nicht vor Freude zu jubeln – das Gefühl der Freude beruht so oft (wie auch bei jener Resolution) auf falschen Eindrücken. Solche Fälle sind lehrreich, doch sie können einen auch übervorsichtig und misstrauisch machen ...

In diesen Tagen bedauerte ich besonders oft die kleinen Kinder der Arbeiter. Wie grausam ist das, was sich jetzt Erziehung unter elterlicher Aufsicht, in der Familie nennt! Und wie unvernünftig das alles, wie dumm!... Um wieviel *menschlicher* ist es da, diesen

unwissenden, noch mädchenhaften Müttern ihre Kleinen wegzunehmen, um sie in Krippen, Kindergärten usw. zu erziehen. Nun, wenn schon nicht wegnehmen (das sei ‚grausam‘ gegenüber den Müttern, sagen sie, obwohl die Mehrheit die Mutterschaft als lästig empfindet), dann zumindest alle gesellschaftlichen Kräfte anspannen, um den Müttern die entsprechenden Kenntnisse zu vermitteln. Auch das reicht nicht aus! Die Bedingungen! Die Lebensbedingungen müssen verändert werden!... Mich erzürnt es, wenn sich die Mütter ‚im Namen der Mutterschaft‘ vor der gesellschaftlichen Erziehung drücken, als ob sie nicht sehen, dass die Kleinen unter ihrem dummen ‚sorgsamem Mutterauge‘ zugrunde gehen!... Sie überfüttern sie oder füttern sie nicht genug ..., sie legen sie stumpfsinnig zu Bett, lassen sie nicht an die frische Luft... Ach! Es ist bedrückend, auch nur daran zu denken!»

Hier, wie wir sehen, bewegen Alexandra Kollontai schon die Gedanken, die sie zwei Jahre (nur zwei Jahre) später, sogleich nach ihrer Ernennung zum Volkskommissar für staatliche Fürsorge in der Regierung Lenins, zu entwickeln und zu realisieren beginnt. Vorerst aber reist sie noch durch die Städte und über die Strassen Amerikas.

«5. November. Im Zug von Denver nach Salt Lake City.

... Seltsam, wie sehr sich doch die Landstriche gleichen. Teilweise wurde ich auch an das Gouvernement Simferopol erinnert, an jene Gegend, wo man sich der Krim nähert. Doch inzwischen hat sich das Bild gewandelt, und ich finde es schade, dass die Dämmerung einsetzt und ich mir die Wüste nicht mehr ansehen kann.

Wenn ich einen weisshaarigen, würdevollen Greis mit feinen Händen wie bei meinem Vater sehe, krampft sich mir das Herz zusammen. Heute noch habe ich Sehnsucht nach meinem Vater, und mich überkommt dann immer Zärtlichkeit für das, was einmal war. Wenn mir ein junger Mann begegnet, der Mischa äh-

lich sieht, freunde ich mich rasch mit ihm an. Drollig, dass all diese ‚Grünschnäbel‘ etwas Gemeinsames an sich haben! Wann werde ich meinen lieben Struwelkopf Wiedersehen? ...

22. November. Im Zug zwischen Seattle und Minneapolis.

... Dieser Tage habe ich den Krieg und seine Schrecken besonders deutlich empfunden. Ich habe gelesen, nachgedacht, den Krieg miterlebt. Er lastet auf einem, drückt einen nieder. Mich ärgern diese gelassenen, satten, zufriedenen Leute, die nicht wissen und nicht fühlen, was Krieg bedeutet.

Oftmals möchte ich, wenn ich zu einer Versammlung gehe, meine ganze Empörung mit Donnerstimme hinausschreien, um die Gemüter aufzuwühlen und zum Protest zu bewegen. Doch liegt es nun an meiner Unfähigkeit oder an der Gleichgültigkeit und Ruhe der Zuhörer, die den Kampf nicht suchen, jedenfalls kommt es statt zur zornsprühenden Kampfreden, statt zum leidenschaftlichen, donnernden, drohenden Appell immer wieder zu jenem ‚Argumentieren‘ gegen den Krieg und gegen die ‚Verteidigung des Vaterlandes‘, das ich selbst schon satt habe. Das ist ganz und gar nicht das, was ich möchte! Und mögen die Zuhörer auch klatschen, mögen sie auch sagen, sie seien ‚ergriffen‘, mögen sie mich danach auch umringen und mir die Hände drücken, trotzdem ist es nicht das richtige ...

Soviel ich mich auch prüfe, ich habe keinen ‚Patriotismus‘ in mir... Jetzt, im gegenwärtigen Entwicklungsstadium des Kapitalismus, glättet sich das politische Regime.

Leben die revolutionären Arbeiter im ‚freien‘ Amerika sehr viel freier? Ob preussisches, russisches oder französisches Regime – da ist kein grosser Unterschied. Das machen sich die Regierungen zunutze. Sie lassen die Deutschen Angst vor den Franzosen und die Franzosen Angst vor den Deutschen haben ...

Ich fühle mich innerlich einfach allen Völkern verbunden, un-

ter denen ich gelebt und gearbeitet habe. Jedes von ihnen mag ich auf besondere Weise ...

10. Dezember. Im Zug zwischen Indianapolis und Louisville (Kentucky).

... Ich spreche fast jeden Tag. Inzwischen bin ich 62 Tage in Amerika und habe auf 53 Versammlungen gesprochen! Manchmal glaube ich, einfach nicht mehr sprechen zu können, und möchte flehen – lasst mich doch gehen!

Ich beobachte mich und stelle fest, dass ich, sobald ich in den Saal schaue, weiss, wie ich reden werde – ob gut oder schlecht. Ich mag es, wenn es mich heiss überläuft. Doch es kommt auch vor, dass ich den Saal betrete, die selbstzufriedenen Spiesser sehe und am liebsten kehrtmachen und fortgehen möchte. In solchen Fällen suche ich im Publikum typische Proletariergesichter, Leute ohne gestärkte Hemdbrust, ohne diesen Ausdruck von unversöhnlicher Wut, von Misstrauen im Gesicht...

Von Mischa ist ein Brief gekommen. Ich trage ihn bei mir, freue mich. Doch es wird mir noch schwerer, so abgeschnitten zu sein.

Von Soja ist nichts zu hören. Ich habe Heimweh, zuweilen heftig, zuweilen als dumpfes Gefühl. Und ich kann es gar nicht erwarten, aus Amerika wegzukommen, näher bei den Meinen zu sein. Wenigstens Briefe zu bekommen!

11. Dezember. Wieder im Zug.

... Was für ein trister Winter jetzt hier ist! Ohne Schnee. Ein langer, kahler, trübseliger, grauer, nasser Herbst! Ich möchte mich im Kissen vergraben und weinen, immerzu weinen.

Es quält mich, dass ich von Soja keine Nachricht habe. Von niemandem! Wie geht es Lenin? Was macht die Partei?

Hier weiss man überhaupt nichts. Ich möchte zurück nach Europa, nach Europa. Nicht etwa, weil mir Amerika nicht gefiele,

sondern weil ich hier in eiserner Umklammerung, nicht ‚frei‘, nicht ungebunden bin. Ich bin von Dreyfus* ‚gemietet‘ ...

22. Dezember. Im Zug von Toledo nach New York.

Der erste Teil meiner Reise durch Amerika ist beendet.

Ich fahre für zwölf Tage nach New York, um mich zu erholen.

Ende Dezember. New York.

Ich war den ganzen Tag unter Menschen: Interviews, ein Frühstück mit amerikanischen Journalistinnen, ein Spaziergang mit deutschen Genossen und Briefe, viele Briefe von den Meinen – von Mischa, von Sanja und Soja, von Lenin und von anderen ... Ein guter Brief von Lenin ...

In 73 Tagen habe ich 65mal gesprochen und fast 17 volle Tage auf der Bahn zugebracht. Jetzt kann ich mich bis zum 5. Januar ausruhen, dann geht es weiter! Alle scheinen mit den Ergebnissen meiner Reise zufrieden zu sein. Wenn sie es nur wirklich wären!

In diesen Tagen spüre ich erneut die Macht des Krieges. Es ist Weihnachten. Doch es wird einem bewusst, dass dies für Europa nur eine Verschärfung der alltäglichen Leiden bedeutet. Wieviel Blut wird vergossen, wie viele Verbrechen werden täglich, ja stündlich begangen...

Die Regierungen kennen alle kein Mass mehr. Es geht immer mehr bergab mit ihnen. Möge das doch zu revolutionären Auseinandersetzungen in den einzelnen Ländern, zum Bürgerkrieg führen!...

Es gilt, die gesamte Taktik in diese Bahn zu lenken, die gesamte Arbeit der Sozialisten auf die Umwandlung des imperialistischen Krieges in einen Krieg für die Befreiung der Arbeiterklasse, in einen Bürgerkrieg zu konzentrieren!

* der Veranstalter und Geldgeber ihrer Reise

23. Januar 1916

Gestern passierte auf einer Versammlung etwas Typisches. Ich hatte vorgeschlagen, Liebknecht wegen seines Ausschlusses aus der Fraktion eine Grussbotschaft zu senden. Da sprang Spargo plötzlich auf, begann Einwände zu machen, zu protestieren: Warum? Wozu? Vielleicht sei er gar nicht ausgeschlossen worden?... Natürlich fiel ich mit aller Leidenschaft über ihn, diesen Feigling, her – er habe Angst, sich offen auf die Seite der Internationale zu stellen.

25. Januar. New York.

Vor freudiger Aufregung konnte ich nicht schlafen. Ich habe Nachricht erhalten, dass Mischa wahrscheinlich hierherkommt. Ich hätte weinen können vor Freude ... Es hat mich gefreut, dass Mischa darum gebeten hat, ihm Arbeit mit Automobilen und nicht bei der Herstellung von Geschossen zu beschaffen. Freilich, viel hat das nicht zu bedeuten, auch die Automobile werden ja für das blutige Werk eingesetzt, und dennoch ... Hier hat sich das ‚Herz‘ meines Mischulja gezeigt! Sein liebes, weiches Herz!

Ein schreckliches Gefühl des Losgerissenseins bemächtigt sich meiner in Amerika. Das äussere Leben ist das gleiche wie dort. Die gleichen Theater, die gleichen Geschäfte, Hotels, Zeitungen ... Und doch ist hier eine völlig andere Welt, als sei ich von dem alten Planeten losgerissen und auf einen neuen getragen worden.

Ich spreche Tag für Tag in der Umgebung von New York.

28. Januar. Im Zug nach Boston.

Gestern Abend hatte ich ganz unerwartet eine angenehme Stunde – eine Sozialistinnenversammlung. Ich war nur ungern hingegangen, hatte gehört, bei ihnen gebe es Streitigkeiten. Doch ich fand Arbeiterinnen vor, amerikanische Arbeiterinnen, so sympathisch und vertraut; abgearbeitet, haben sie doch ein Ziel, kämpfen wie

überall. Mir klopfte richtig das Herz. Wie beim Stelldichein mit dem Liebsten ...

29. Januar

Alte Freunde und Bekannte – in Boston die Dermans, in Pittsburgh die Ostroumows. Die beiden Dermans liebe und achte ich. Sie sind feinfühlig und warmherzig. Und mutig.»

In Alexandra Kollontais Tagebüchern wurde etwas Wesentliches ausgelassen. Ihre Gedanken über die Rede in New York am 14. Februar 1916, kurz vor ihrer Abreise aus Amerika, vertraute sie nicht dem Papier an. Das aber tat für sie, und dazu überaus gewissenhaft, ein Agent des Geheimdienstes.

Die zaristische Regierung war beunruhigt über die bolschewistische Aktion in Amerika und liess die Reise Alexandra Kollontais durch eine Beobachtungsagentur verfolgen. Der Beamte für besondere Aufträge vom Polizeidepartement schickte folgenden Bericht nach Petrograd:

«Streng geheim.

Ich habe die Ehre, Eurer Exzellenz darzulegen, dass nach erhaltenen Agenturangaben am 14. Februar (neuen Stils) dieses Jahres in der New-Yorker Arlington Hall sich fünfhundert russische und jüdische Arbeiter versammelten, um eine Rede der bekannten Sozialdemokratin Alexandra Kollontai anzuhören, die aus London nach Amerika gekommen ist (so im Text – der Verf.).

Die gesamte Rede der Kollontai war der Frage gewidmet, wie die internationale Solidarität zu verwirklichen sei, und lief auf das Folgende hinaus: Das Proletariat in allen Ländern ist betrogen und verdummt worden durch die herrschenden Klassen, die den Krieg für ihre räuberischen Interessen angezettelt haben. Die Sozialisten sind, ebenso wie die Arbeitermassen, durch Betrug eingeschüchtert worden, wozu viel die in der Sozialistischen Interna-

tionale herrschende Unklarheit in der Frage des Vaterlands beitrug. Diese Frage gilt es zu revidieren. Die dritte sozialistische Internationale muss erneuert werden als Organisation der sozialistischen Arbeiter, welche die Interessen der internationalen Solidarität im Kampf gegen den internationalen Feind – das Kapital – höher achten als die Interessen des Vaterlands, das es für die Arbeiter nicht gibt und nicht geben wird ...

Staatsrat Krassilnikow»

Vergeblich waren alle Kniffe des russischen Geheimdienstes, der die Reise Alexandra Kollontais durch die USA verfolgte. Die Agenten konnten diese Reise weder verhindern noch stören. Alexandra Kollontai erfüllte ihre Aufgabe, sie erreichte das gestellte Ziel und machte viele Amerikaner mit der Haltung ihrer Partei gegen Sozialchauvinismus und Krieg bekannt, sie publizierte Lenins Broschüre «Sozialismus und Krieg», traf mit Landsleuten zusammen und lernte deren Gedanken und Stimmungen kennen. Jetzt konnte sie nach Europa zurückkehren.

Am 21. Februar 1916, 6 Uhr abends, machte sie die letzte Eintragung in ihr amerikanisches Tagebuch:

«Soeben haben wir die letzten Festungswerke von New York passiert. Vor uns der Ozean, hinter mir das lärmerefüllte, mit Arbeit angefüllte Leben dieser viereinhalb Monate in Amerika. Wieder fahre ich mit der ‚Bergensfjord‘, die ich nun schon kenne. Sogar zwei oder drei jener Passagiere, mit denen ich bereits nach New York gereist bin, sind wieder mit dabei.

Meine Stimmung ist jedoch anders. Ich habe meinem Leben eine weitere Seite abgewonnen, hinter mir liegt eine Zeit voller Arbeit und Verantwortung.

Kein Bedauern, dass ich Amerika verlasse. Eher Freude. Was erwartet mich? Wem werde ich begegnen? Gibt es doch auch dort

Einsamkeit. Aber ich werde allen, die ich liebe, näher sein...

Leb wohl, Amerika!

Ich blicke unverwandt aus dem Fenster, kann mich kaum losreißen. Welch erhabene Schönheit! Wie sie einem das Herz erfreut und nach dem Lärmen und der Hast von New York beruhigt...»

Am 14. März 1916 sandte Alexandra Michailowna aus Kristiania ihren ersten Brief nach der Rückkehr von Amerika an Lenin und Nadeshda Krupskaja:

«... Im Grossen und Ganzen bin ich mit meinem Aufenthalt in Amerika zufrieden; ein kleiner Nutzen gleichsam im Sinne der Klärung der Geister vom chauvinistischen Nebel. Natürlich macht sich eine gewisse Müdigkeit bemerkbar, denn in viereinhalb Monaten habe ich 123 Referate in vier Sprachen gehalten ... Nach Amerika erkennt man leichter die historischen Schicksale der Menschheit, schaut man in die Ferne der Jahrhunderte, in die Zukunft. Nun, alles, alles Gute! Ich freue mich sehr, dass ich Ihnen wieder näher bin.

Einen ganz innigen und herzlichen Gruss an Sie beide.

Alexandra K.»

Die zweite Reise über den Atlantik

Nicht lange blieb Alexandra Kollontai in Norwegen. Vier Monate nach ihrer Rückkehr aus Amerika reiste sie erneut in die Vereinigten Staaten.

Der Anlass für diese zweite Reise über den Ozean war rein familiärer Natur. Im Sommer 1916, das heisst bald nach ihrer Rückkehr aus den USA, erhielt sie aus Petrograd einen Brief von ihrem Sohn. Michail war indessen dreiundzwanzig Jahre alt. Er hatte ein technisches Institut absolviert, sprach fliessend Englisch, und die Militärverwaltung schickte ihn in der Eigenschaft eines Abnahmebeauftragten von Automobilen für die russische Armee in die Vereinigten Staaten. Er bat seine Mutter darum, zusammen mit ihm nach Amerika zu reisen.

Den Entschluss Alexandra Kollontais, der Bitte ihres Sohnes nachzukommen, begünstigte eine überaus delikate Situation. Auf der Heimkehr nach Europa, wieder an Bord der «Bergensfjord», schrieb sie in ihr Tagebuch:

«Meine Mission bezüglich Mischunjas habe ich erfüllt. Mische ist geistig gefestigt, seine Gesundheit ist besser. Jetzt braucht er mich nicht mehr.

Dass ich mich entschloss, mit ihm zu reisen, dazu bewog mich erstens eine seltene Gelegenheit, die Gelegenheit, ein paar Monate mit ihm zu verbringen, was in der augenblicklichen komplizierten Weltlage besonders wertvoll ist, und unsere in den letzten zwei Jahren merklich geschwächten inneren Bande neu zu festigen.

Zweitens, ihm meine Wärme zu geben, ihn zu umsorgen, ihm

zu helfen, aus dem ersten ‚Herzents Sturm‘ nicht zerbrochen, nicht mit verlorenem Glauben wieder ins Leben zu treten.

Was er in diesem Jahr nach der ersten Prüfung, nach den ersten Frühlingsstürmen des Herzens durchlebt hatte – das wusste ich aus den Briefen Marussja Kollontais*. Er brauchte mich jetzt. Nur deshalb willigte ich ein, mit ihm in Amerika zu leben und nicht selbst aktiv aufzutreten. Eine Ausweisung meinerseits (diese Frage war auf meiner Agitationsreise bereits aktuell gewesen) würde auch eine Ausweisung für ihn bedeuten. Selbst wenn ich es nicht vermocht habe, in seine Seele einzudringen (wie alle ‚Mamas‘ – darin sind wir alle hilflos), selbst wenn er zu mir nicht offen war, wie er zu Marija Ipatjewna K. ist, so habe ich ihn doch mit Wärme umgeben. Mit meiner ganzen Zärtlichkeit und Sorge. Das hat er gespürt, und er ist vor meinen Augen aufgelebt.»

Von dem «Herzents Sturm» Michails hatte Alexandra Michailowna durch Marija Ipatjewna erfahren, in Andeutungen vielleicht, verschleiert. Ein fester Knoten musste zerschlagen werden. Und das veranlasste Alexandra Michailowna zu ihrer zweiten Reise in die Vereinigten Staaten von Amerika.

Der Entschluss, während ihrer zweiten Reise «nicht aktiv aufzutreten», widersprach ihrem ureigenen Charakter. Auch die Ereignisse selbst zwangen ihre aktive Natur zum Handeln. Die politische Situation in den USA hatte sich Ende 1916 wesentlich kompliziert. Das Land bereitete sich offen auf einen Eintritt in den Weltkrieg vor.

Die Neutralität, die die USA zu Beginn des Weltkriegs wahrten, war nicht von friedliebenden Absichten, sondern von ganz konkreten Ursachen diktiert.

* Marija Ipatjewna Kollontai war die zweite Frau Wladimir Ljudwigowitsch Kollontais. Michail lebte eine Zeitlang in der Familie des Vaters, wobei sich Marija Ipatjewna sehr herzlich zu ihm verhielt.



Mit dem Sohn Michail vor der zweiten Reise nach den USA in Kristiania (Oslo), 1916

In den kriegerischen Konflikt zwischen der Entente und Deutschland entschloss sich nunmehr auch der USA-Imperialismus einzugreifen.

Aus den Ländern der Entente flossen Aufträge über die Lieferung von Waffen und anderem Kriegsmaterial in die Vereinigten Staaten. So entstand ein brennendes Interesse des amerikanischen Kapitals am Sieg seiner Schuldner. Ende 1916 bereiteten die USA bereits die Entsendung eines Expeditionskorps nach Europa vor.

Die Gefahr einer möglichen sofortigen Ausweisung missachtend, wandte sich Alexandra Michailowna gleich nach ihrer Ankunft mit einem Flugblatt «An alle Arbeiter Amerikas»: «Der Krieg ist in eine neue Phase eingetreten, in die Phase der diplomatischen Geheimabmachungen, des unverfrorenen Schachers, der schmachvollen Aufteilung der Beute zwischen den kriegführenden imperialistischen Mächten. Folgen wird eine Periode geheimer Verhandlungen und neuer Bündnisgruppierungen der Staaten zu dem Zweck, hinter den Gruppierungen der nationalen Kapitalisten die Klassenherrschaft zu bewahren.»

Das Flugblatt rief zur unverzüglichen Beendigung des Krieges auf. «Das muss das Proletariat tun. Wilson und das offizielle Washington sind ein Spielzeug in den Händen der Wall Street.»

Es kam zu keiner Ausweisung; diese Wochen in Amerika aber waren für Alexandra Michailowna nicht leicht. Sie liess sich in der kleinen Stadt Paterson nieder und unterbrach für einige Zeit ihre propagandistische Tätigkeit. Am 1. November 1916 schrieb sie in ihr Tagebuch:

«Zwei erfolglose und triste Monate. Vielleicht die erfolglosesten in meinem ganzen Leben. Der einzige Trost, dass Mischulja ein kleines bisschen besser aussieht. Doch geistig sind wir uns nicht um eines Fingers Breite nähergekommen. Was denkt Chochlja? Wie lebt er? Ich weiss es nicht.

Ich bin alt, dick und hässlich geworden. Alles hängt bei mir von der Stimmung ab. Im Juli straffte ich mich plötzlich wieder, als gewönne ich die Reize zurück, rief die Jugend wieder herbei. Jetzt aber bin ich erneut schwerfällig, erloschen, und komme mir vor wie sechzig.»

Alexandra Kollontai blieb nicht lange «in der Stille von Pater-son». Wieder gab es stürmische Diskussionen mit amerikanischen Sozialistenführern und russischen politischen Emigranten. Sie nannten sich Führer, waren aber nicht zu aktivem Handeln bereit. In Alexandra Michailownas Tagebuch lesen wir:

«Die Frage des Kampfes um die ‚Nichteinmischung‘ der Vereinigten Staaten in den Krieg wurde brennend aktuell. Man brachte Lauret (den Vorsitzenden der deutschen Linken in den USA – der Verf.) auf die Beine. Es mussten ‚diplomatische‘ Verhandlungen selbst mit diesem Fuchs Hillquit geführt werden. Hillquit musste praktisch zugeben, dass das ‚notwendig‘ sei, in Wirklichkeit tat er aber nichts. Dafür wurde die Abgrenzung klarer.

Folgender Plan wurde vorgesehen: Die nationalen Förderationen erlassen ein Manifest mit der Losung des Kampfes für die ‚Nichteinmischung‘ Amerikas, einen Aufruf an die amerikanischen Arbeiter, Druck auf die amerikanische Regierung auszuüben, dass die ‚Preparedness‘ (Kampfbereitschaft – der Verf.) abgebrochen wird usw. Das Manifest liessen sie mich vorbereiten. Ich entwarf es. Gelesen und erörtert wurde es von Rutgers, Bersin, Tschud(nowski), Lauret und mir. Kurz, dem ‚linken Zimmerwald‘ und den mit uns Sympathisierenden.»

Indessen verstärkte sich die chauvinistische Kampagne in Amerika. Die Rüstungsmonopole rafften immer höhere Profite. Lesen wir weiter in dem Tagebuch:

«Was wurde aus Amerika in diesen letzten zwei Monaten! Kein einziges Protestmeeting, kein einziger Aufruf der Sozialdemokratischen Partei! Sie sind schon in Defensivstellung abgeglitten, be-

finden sich bereits in der Gewalt des Sozialchauvinismus und des Krieges.

Seit Wilson seine staubaufwirbelnde Rede im Senat gehalten hat (Frieden ohne Siege, von welcher Seite auch immer), hat die deutsche Föderation entschieden die Front gewechselt. Diejenigen, die so eifrig gegen den Krieg, den Chauvinismus wetterten, sie warten jetzt ab, befürchten, eine Kampagne gegen die 'Preparedness' zu entfachen, um, sieh mal an, der Politik Wilsons nicht in den Rücken zu fallen. Was für eine Kurzsichtigkeit! Was für eine politische Naivität oder schlimmer noch – was für ein Verrat. Hier muss gehandelt werden.»

Aber von was für einem Handeln konnte damals die Rede sein? Die chauvinistische Propaganda veranlasste viele Amerikaner zum Frontwechsel. Wilson bereitete sich darauf vor, Deutschland den Krieg zu erklären und ein Gesetz über die Zwangsrekrutierung zu erlassen. Wenige Monate später rissen sich viele Amerikaner, angestachelt von der Propagierung eines Krieges «zur Rettung der Demokratie», danach, auf die Schlachtfelder der Alten Welt zu gelangen. Im Banne dieser Propaganda eilte auch der siebzehnjährige Ernest Hemingway dorthin. Nachdem er an der italienischen Front zweihundertsiebenunddreissig Splitterverletzungen erhalten hatte und in einem Mailänder Lazarett mehrfach operiert worden war, damit er kein Krüppel blieb, gingen ihm die Augen auf. Doch erst viele Jahre später, schon als angesehener Schriftsteller, verurteilte er den Krieg und jene, die die zwei Millionen amerikanischen Soldaten im Namen des Profits der amerikanischen Finanzbosse nach Europa geschickt hatten. Mit erbarungsloser Ironie brachte er seine Einstellung zum Krieg in der Erzählung «So, wie du niemals sein wirst» zum Ausdruck. Als ein italienischer Soldat den an der italienisch-österreichischen Front kämpfenden Amerikaner Nick Adams fragt: «Aber wieso sind Sie jetzt hier?», antwortet dieser: «Ich führe die amerikanische Uniform vor... Halten Sie das nicht für höchst bedeutsam?

Der Kragen ist ein bisschen eng, aber bald werden Sie ungezählte Millionen diese Uniform tragen sehen, die wie Heuschrecken umherschwärmen.»*

Ende 1916 war für Alexandra Michailowna die weitere Arbeit in Amerika sinnlos geworden. Obwohl Michail noch dort blieb, kehrte sie mit der «Bergensfjord» nach Europa zurück. In der Beilage zur Zeitung «Social-Demokraten» (März 1917) schildert sie ihre Abreise:

«Abschied von den Genossen, ein letzter Händedruck, Ratschläge für die Genossen in Europa, und das Fallreep, das unser Schiff mit dem Ufer verbindet, wird hochgezogen ...

Auf dem Dampfer ein paar russische Frauen, die nach Russland zurückkehren, darunter eine junge Tänzerin, Olga Spessiwzewa... Ein Alter mit langem Bart und typisch russischem Gesicht...

Was verheißt uns der geheimnisvolle Ozean? Welche Möglichkeiten, welche Gefahren erwarten uns auf unserer Reise zu den schneebedeckten Gestaden Norwegens?»

Doch auch diesmal war der Atlantik wohlwollend zur «Bergensfjord» und zu ihren Passagieren. Am Abend, im Letter writing, dem Raum zum Briefeschreiben, sitzend, trägt Alexandra Kollontai die letzten Sätze in ihr Tagebuch ein: «Wieder nach Holmenkollen. In das hübsche kleine Touristenhotel ... Nach ihm habe ich mich in Paterson gesehnt. Wieder der wundervolle Blick hinunter auf Kristiania, auf den Fjord.»

Die zweite Amerikareise lag hinter ihr. Jetzt konnte sie Bilanz ziehen. Bilanz gezogen wurde auch viele Jahre später, ihr Werk durchdenkend und neu aufgefundene Dokumente verwertend. Hier soll eine Einschätzung ihrer Tätigkeit während des ersten Weltkriegs wiedergegeben werden, die der erfahrene und seriöse Forscher G.D.Petrow gab: «Der ganze Kern der Sache ist, wie

* Ernest Hemingway, 49 stories, Aufbau-Verlag, Berlin 1963, S. 443.

der Sache ist', wie Lenin schrieb»dass es nicht leicht ist, in der Epoche des furchtbaren imperialistischen Krieges wirklicher Internationalist zu sein. Solche Menschen gibt es wenige, aber *nur* sie sind die ganze Zukunft des Sozialismus, *nur* sie sind die *Führer der Massen* und nicht Verführer der Massen.' Diese Worte Lenins kann man mit vollem Recht auch auf die politische Tätigkeit A.M. Kollontais in den USA beziehen. Während der beiden Reisen durch dieses Land zeigte sie sich als echte Agitatorin für den Internationalismus. Ihre propagandistische Arbeit in den USA hatte grosse Bedeutung für die Klärung der Plattform der Zimmerwalder Linken, für die Popularisierung der Leninschen Taktik und des Programms der Revolution in Übersee.»*

* G.D. Petrow, Die politische und wissenschaftlich-publizistische Tätigkeit A.M. Kollontais während des ersten Weltkriegs und in der Vorbereitung der Grossen Oktoberrevolution, Moskau 1973, S. 22 (russ.)

Am Vorabend der Revolution

Drei Tage nach ihrer Ankunft in Holmenkollen setzt Alexandra Kollontai ihre Tagebuchaufzeichnungen fort. Sie ist noch gar nicht wieder zu sich gekommen, schon versucht sie sich in den Ereignissen zurechtzufinden. Nachrichten aus Russland gelangen jedoch nicht sogleich nach Holmenkollen, der Vorstadt von Kristiania.

«12. Februar

... Häufig sitze ich im Café Folkets Hus, um jemanden zu treffen. Meine Stimmung ist noch immer unbewusst niedergedrückt. Ich erinnere mich an meine Mutter. Sie hatte in ihren letzten Lebensjahren ebenfalls solch eine unbewusste Sehnsucht, war voll Unruhe, verfiel in eine nervöse Melancholie. Vielleicht komme ich jetzt in das ‚kritische Alter‘? Nein, ich sehe keine Gespenster, alles ist normal. Ich sehne mich plötzlich nach Verwandten. Beneide ich die, die eine Mutter, Schwestern, einen Mann haben? Nein, am wenigsten glaube ich, dass ein Mann seelische Wärme zu geben vermag, ohne dafür eine Absage an die Freiheit zu fordern. Ein Mann nicht, doch ein Freund kann es.

Aber ich habe jetzt hier keinen Freund ...

Die Berichte über Russland sind eher ermutigend: In der Armee herrscht grosse Unzufriedenheit, die Offiziere bilden revolutionäre Zirkel.

18. Februar

Gestern schrieb ich einen langen Brief an Lenin. Es ging um die

Frage der ‚Selbstbestimmung‘. Dieser Punkt darf keinen Fussbreit Raum für eine Zusammenarbeit mit der Bourgeoisie öffnen. Unsere Aufgabe ist es hier, Klarheit zu schaffen, die Köpfe von patriotischem Müll zu reinigen. Die Arbeiterklasse in der ganzen Welt muss von dem Bewusstsein durchdrungen sein, dass für sie jetzt nur ein Kollektiv existiert – das Proletariat als Klasse ...

19. Februar

Ich setze meine Aufzeichnungen im Wartezimmer des Zahnarztes fort.

Ein goldener Sonnenuntergang. 5 Uhr abends ...

Das erste Mal entschloss ich mich, auf unseren Wegen in den Wald zu gehen. Ich kämpfte mich durch den Schnee zu unserer kleinen Hütte durch, die Bänke sind mit Schnee bedeckt ...

Ich sehne mich nach Mischutka. Ich weiss, dass auch er mich von ganzem Herzen ruft. Er glaubt noch, wenn es im Leben schwer wird, dann kann die Mutter den Weg für ihn glätten ...

25. Februar

Ich lese im Manuskript Lenins Artikel über die Selbstbestimmung. Er enthält Antworten auf viele unserer Zweifel und Streitgespräche ... Lenin hat unbedingt recht im Grundlegenden und Wichtigen: der Fragestellung nach dem Bürgerkrieg und der Taktik. Jede andere Fragestellung führt in den Sumpf des Versöhnertums und der Tatenlosigkeit...

Abend. Der Winterabend birgt gleichzeitig Zauber und eine eigenartige Wehmut...

28. Februar

Ich war mit Erika in einem wunderbaren Konzert in Aule. Was für eine herrliche Sängerin ist diese Cally Monrad. Sie sang Ro-

manzen von Grieg. Das Publikum applaudierte begeistert. Und sie war unzufrieden – nein, so habe ich nicht gesungen.

Wir hatten Stehplätze, weil die Sitzplätze teuer sind. Aber ich habe nicht gemerkt, dass ich drei Stunden gestanden habe...

Ich dachte an Sojetschka, an unsere Jugend. Die Abende in der Podjatscheskaja. Der ‚kleine Professor‘ N.N. Soja, die Eine, die Eine!

Damals war ich für alle die Eine ...»

Damit bricht das Tagebuch ab. Was ist geschehen? Ist sie weggefahren, ist sie krank geworden? Nein, sie sitzt die Nächte hindurch, arbeitet an einer Broschüre und betitelt sie sehr klar und präzise: «Wer braucht den Zaren und kann man ohne ihn auskommen?»* Sie schreibt bewundernswert schnell, schneller als gewöhnlich. Ihre Gedanken geben ihr keine Ruhe, von Weitem, viele hundert Meilen von Russland entfernt, empfindet sie die Schmerzen ihres Volkes und antwortet auf seine geheimsten Fragen.

Der Stil der Broschüre ist erstaunlich. Das ist nicht der gewohnte Stil Alexandra Kollontais, das sind nicht die gegen den politischen Gegner gerichteten polemischen Sätze voll vernichtendem Sarkasmus. Sie befindet sich sichtlich unter dem Einfluss Saltykow-Schtschedrins, der seine Werke, welche die russische Leibeigenschaft mit ihrer tierischen Grausamkeit und Habgier blossstellten, in die Form von Märchen kleidete, um sie vor der zaristischen Zensur zu retten.

Wenige Jahre vor seinem Tode sagte Saltykow-Schtschedrin über sich und seine Werke: «Ich bin nicht nur Schriftsteller, sondern auch Journalist, ein Parteimensch.»

Genauso, als Parteimensch, als Vertreter der bolschewistischen Partei, schrieb Alexandra Kollontai ihre Broschüre in den Febru-

* Damals wurde die Broschüre nicht veröffentlicht, da der Zar inzwischen gestürzt worden war. Die Schrift ist in dem 1972 erschienenen Sammelband «Ausgewählte Aufsätze und Reden» (russ.), A.M. Kollontais enthalten.

arnächten des Jahres 1917 im Städtchen Holmenkollen bei Kristiania.

Sie beginnt auch im schtschedrinschen Geiste, mit einem Märchen:

«Es waren einmal zwei junge Burschen – der eine war arm, hungerte und fror, lernte Gewalt und Schläge kennen; der andere war ein Prinz, ein kleiner Herrscher über ein kleines Volk. Diese jungen Burschen ähnelten wie ein Tropfen Wasser dem anderen.»

Und eine Situation aufgreifend, die von einem anderen grossen Satiriker, Mark Twain, in seinem Märchen «Der Prinz und der Bettelknabe» beschrieben wurde, fährt sie fort:

«Wenn du in Zarenkleidern auf dem Throne sitzt, kennen dein Wille und deine Wünsche keine Grenzen, ist alles übrige Dreck für dich. Kleide dich aber in Lumpen, stell dich als Bettler hin – und vorbei ist es mit deiner Zarenherrlichkeit.»

In einem kurzen Kapitel erläutert sie, warum der Zar das Volk hinters Licht führt, und verdeutlicht das mit Zahlen, die das letzte analphabetische russische Bäuerlein versteht:

«Gehalt des Zaren – 25 Millionen Rubel im Jahr, dazu die Abgaben von seinen Bauern (wobei die Zarenfamilie 8½ Millionen Dessjatinen Land besitzt). Weiter die Fabriken und Werke...

Der Zar ist nicht nur Zar, sondern auch Grossgrundbesitzer und ausbeutender Grossfabrikant. Jetzt nagt in Russland das Volk am Hungertuch, der Zar mit seiner Familie aber hungert bestimmt nicht...

Und wieviel dem Volk gehörendes Geld wird für den Schutz des Zaren aufgewandt? 1965 Millionen und mehr!

Für die Schulen gibt es kein Geld, für die Krankenhäuser reicht es nicht, nicht für Hebammen, nicht für die Alten...

Sollen die Arbeiter und Bauern darüber nachdenken, ob sie den Zaren brauchen...

Es genügt nicht, ihn zu beseitigen. Man muss jenen die Macht entreissen, die durch den Zaren gedeckt werden – den Bürokraten,

Beamten, Gutsbesitzern, Kapitalisten –, und die Macht dem Volke geben ...»

Anfang März 1917 war die Broschüre «Wer braucht den Zaren?» fertiggestellt, und Alexandra Kollontai wandte sich wieder ihrem Tagebuch zu:

«12. März

Ich schrieb während eines Monats einen Artikel für ‚Stormklockan‘, für ‚Klassenkampen‘, für ‚Arbetarpolitiken‘ und für ‚Day‘. Zwei Artikel für die ‚Berner Tagwacht‘, zwei für Holland, einen für ‚The Labour Leader‘, einen für ‚Natschalo‘ und einen für ‚Social-Demokraten‘ – insgesamt vierzehn Artikel, etwa fünf bis sechs Druckbogen.

Ich organisierte den Transport nach Amerika. Richtete ein ‚Informationsbüro‘ für den ‚Berner Kurier‘ ein unter Beteiligung norwegischer und schwedischer Genossen. Die internationale Verbindung bedarf vor allem einer richtig durchgeführten Information. Nach Bern muss die Korrespondenz aus allen Ländern zusammenfließen: Von hier müssen summarische Mitteilungen an die uns nahestehenden Zeitungen und Zeitschriften geliefert werden. Anderenfalls ist es nicht möglich, zu einer Einheitlichkeit der Reden, einer Planmässigkeit der Aktionen zu gelangen. Was herauskommen wird, weiss ich noch nicht. Aber ich habe angepannt gearbeitet.

Von Lenin erhielt ich einen Brief. Er teilt mit, dass Zimmerwald ‚offensichtlich Bankrott gemacht‘ habe. Grimm tendiert entschieden nach rechts. Merrheim unterstütze die Sozialpazifisten ... Zimmerwald ist zu einem Symbol geworden, und man muss meines Erachtens alles tun, damit Unsere es retten unter der Flagge des ‚linken Zimmerwald‘.*

14. März

In Russland reift etwas heran, wie sehr die Zeitungen auch zen-

* vgl. W.I. Lenin, Briefe, Berlin 1967, Band IV, S. 392

siert werden – das lässt sich nicht verbergen... Ich schreibe an Wladimir Iljitsch ...»

Alexandra Kollontai wusste noch nicht, dass es zwei Tage später nachts plötzlich an ihre Tür klopfen und die Büroangestellte des Hotels, Fräulein Dundas, ihr aus dem Korridor zuschreien würde: «Der Zar ist gestürzt!»

«Hanecki* ist gekommen und mit ihm Parvus**. Man kann es nicht bestreiten – Parvus ist ein Schlaukopf. Doch umso gefährlicher. Ein absoluter Chauvinist, ein deutscher. J.B.*** mag mich nicht. Weshalb? Wegen des ‚Äusseren‘? Sie ist trocken und kalt.»

In Alexandra Kollontais Tagebuchnotizen der Monate Februar und März 1917 lesen wir des Öfteren: «Schrieb einen Brief an Wladimir Iljitsch», «Erhielt einen Brief von Wladimir Iljitsch». Es handelt sich um sachliche, kurze Mitteilungen von höchster Wichtigkeit, die uns die Rolle von Alexandra Kollontai in den Tagen der grossen Ereignisse erkennen lassen. Beschäftigt war Wladimir Iljitsch, wie stets, im Übermass. Hier die Chronik dieser Tage in Zürich, wo die Uljanows damals lebten: Lenin arbeitet in der Bibliothek über die Frage der Stellung des Marxismus zum Staat, schreibt den Aufsatz «Geschichte einer kleinen Periode einer sozialistischen Partei», redigiert das Blatt Nr. 1 der Schweizer Gruppe der Zimmerwalder Linken, lässt dieses Blatt in andere Sprachen übersetzen und verbreiten und ist mit weiteren wichti-

* Hanecki, Jakob (Fürstenberg), 1879–1937, leitender Funktionär der Sozialdemokratischen Partei Polens und Litauens. Schon in der Emigration stand er Lenin nahe. 1917 spielte er eine wesentliche Rolle bei der Information der internationalen Öffentlichkeit über die Oktoberrevolution. Bekleidete viele Jahre hohe diplomatische Funktionen der UdSSR.

** Parvus (A. L. Helphand), 1869–1924, ehemals Theoretiker des Marxismus, emigrierte in den neunziger Jahren aus Russland nach Deutschland, wo er aktiv an der Arbeit der deutschen Sozialdemokratie teilnahm. Zusammen mit L. D. Trotzki entwickelte er die Theorie der «permanenten Revolution», die von Lenin entschieden verurteilt wurde. Während des ersten Weltkriegs war er radikaler deutscher Chauvinist, spekulierte mit Militärlieferungen für die deutsche Armee. Nach der Novemberrevolution in Deutschland trat er von der politischen Bühne ab.

*** Gemeint ist Jewgenija Borissowna Bosch, 1879–1925, Mitglied der Partei seit 1901. Sie hielt sich während des ersten Weltkriegs in der Schweiz und in Skandinavien auf.

gen Dingen beschäftigt. Dennoch schreibt er häufig an A.K. Kollontai.

Am 17. Februar fragt Wladimir Iljitsch, ob es möglich sei, eine Verbindung zu den schwedischen linken Sozialdemokraten herzustellen und an ihrer Zeitung mitzuarbeiten. Drei Tage darauf erteilt er in einem Brief konkrete Anweisungen über Massnahmen für einen Zusammenschluss der Linken.

Nach dem Ausbruch der Februarrevolution gibt Wladimir Iljitsch in mehreren Briefen an Alexandra Kollontai eine Einschätzung der Ereignisse und skizziert die Taktik der Bolschewiki. Und als er erfährt, dass Alexandra Kollontai nach Russland zurückkehren wird, schickt er ihr seine beiden ersten «Briefe aus der Ferne» – diese für die Partei so wichtigen Arbeiten, in denen den Bolschewiki eine Richtlinie für ihr Handeln in Russland gegeben wird.

Ist das alles nur Zufall? Nein, gewiss nicht. Lenin, der ausgezeichnet die politischen und fachlichen Qualitäten seiner Genossen kannte, schätzte besonders Präzision und Sachlichkeit und wusste, dass man Alexandra Kollontai auch die wichtigsten Parteaufträge anvertrauen konnte. Er hatte eine hohe Meinung von ihrem Verstand, ihrem politischen Feingefühl und ihrer Ergebenheit für die Sache.

Seit dem Tag, da Alexandra Kollontai nach Ausbruch des Krieges in Norwegen weilte, stellte er die Verbindung zu Russland in vielen, wenn nicht in den meisten Fällen über sie her, denn über eine direkte Verbindung verfügte er nicht. Es ist bezeichnend, dass er sich zwischen Ende 1914 und Anfang 1917 über achtzigmal an Alexandra Kollontai wandte oder sie in seinen Briefen und anderen Materialien erwähnte. Hier soll zurückblickend nur auf die wesentlichen Fakten eingegangen werden.

Im September 1915 entwirft Lenin einen Plan für die Herausgabe einer Serie gegen den Krieg gerichteter Hugblätter, redigiert Alexandra Kollontais Broschüre «Wer braucht den Krieg?», schickt ihr fünfhundert Exemplare der deutschen Ausgabe seiner

Broschüre «Sozialismus und Krieg» nach Norwegen, damit sie diese in Skandinavien verbreitet und, wie wir bereits wissen, ihre Veröffentlichung in den USA vorbereitet.

Im November 1915 beauftragte Lenin Alexandra Kollontai in Norwegen, die «Internationalen Flugblätter Nr. 1» und den «Entwurf einer Resolution und eines Manifestes» der Zimmerwalder Linken ins Englische zu übersetzen und in einer Broschüre zu veröffentlichen sowie Massnahmen zu ergreifen, dass diese in Amerika, England, Schweden, Norwegen und in anderen Ländern verbreitet wird. Weiter schickt er ihr die Thesen «Die sozialistische Revolution und das Selbstbestimmungsrecht der Nationen», damit sie die schwedischen und norwegischen Sozialisten damit bekannt macht.

Anfang März 1917 sendet Lenin wiederum einen Brief mit sehr wichtigen und eiligen Aufträgen, wie gewöhnlich, nach Norwegen:

«Liebe A.M. Zeitungsmeldungen zufolge wurde für den 12. V. ein Kongress der Jungen in Schweden einberufen, auf dem eine neue Partei nach ‚Zimmerwalder Prinzipien‘ gegründet werden soll...

Wirklich, wir (wir alle, die Linken in Schweden und die, die mit ihnen in Verbindung treten können) müssen uns zusammenschliessen, müssen alle Kräfte anspannen und helfen, denn im Leben der schwedischen Partei, der schwedischen *und skandinavischen* Arbeiterbewegung ist das ein *entscheidender* Augenblick...

Ich bin überzeugt, dass Sie sehr vieles tun. Es wäre gut, die Linken zusammenzuschliessen und zu vereinigen, um den Schweden in diesem so schwierigen Augenblick ihres Lebens beizustehen.»*

Alexandra Michailowna erfüllte stets akkurat die Aufträge Lenins.

* W.I. Lenin. Briefe. Band IV. Berlin 1967. S. 392

Im Umgang mit Lenin überprüfte sie die Richtigkeit ihrer Handlungen, ihre Einschätzung der Ereignisse und fragte ihn um Rat, wie sie handeln solle, denn nur in ihm sah sie den wahren Führer der Partei, die berufen ist, Russland auf einen neuen, wahrhaft revolutionären Weg zu führen.

Zürich und Kristiania waren in jenen Tagen durch unsichtbare Fäden miteinander verbunden. Am 17. März (neuen Stils) 1917 telegraphierte Alexandra Kollontai an Leiiin und Nadeshda Krupskaja:

«Liebe Freunde ...

Ich beeile mich, kurz mitzuteilen: 1. was wir gegenwärtig hier tun, 2. wie die Lage und die nächsten Aufgaben der Arbeiter zu verstehen sind ...

Wir wollen vor allem eine lebende Kette Russland – Finnland, Stockholm oder Kristiania – Schweiz einrichten, solange Sie dort sind ... Ohne Ihre Direktiven, darauf bestehe ich, soll niemand fahren. Der Augenblick ist zu verantwortungsvoll, als dass man getrennt handeln könnte. In dieser Hinsicht bin ich vorsichtig und umsichtig, und Sie können sich da auf mich verlassen. In eben-solchen Augenblicken ist ‚Disziplin‘ nötig, ich verlange sie auch von anderen.

Weiter: Wir hoffen, dass Sie einen Appell oder einen Aufruf senden oder überhaupt ein Dokument, das man auszugsweise hier abdrucken und den Text gleichzeitig auch nach dort schicken könnte ... Notwendig ist jetzt Literatur für Russland. Ich sende Ihnen den Entwurf für eine populäre Agitationsbroschüre, einen Aufruf ‚Brauchen wir den Zaren?‘ oder ‚Wer braucht den Zaren?‘ zur Durchsicht. Wenn Sie sie billigen, telegrafieren Sie, dann geben wir sie in Druck...

Jetzt zu der Frage, wie ich die Lage einschätze und in welchem Geist ich hier für die Information in der Presse und der Partei arbeite.

Der Um'schwung, die Revolution in Russland (vorerst nur die ‚bürgerliche‘), wurde deshalb möglich, weil die Partei, die offi-

zielle Partei, seit Kriegsbeginn der Stuttgarter Resolution gefolgt ist. Ihre Losung hiess: ‚Bürgerkrieg‘, sie schreckte auch vor dem Schreckgespenst der Niederlage nicht zurück.

Die Revolution führte die Arbeiterklasse durch, nur der Ansturm dieser mächtigen Kraft zwang die Kadetten und die übrigen Wortführer des Imperialismus, sich zu aktiven Schritten zu entschliessen. Doch die neue, die Provisorische Regierung ist gegenwärtig keine ‚Volks‘regierung – es sind Vertreter ebenjener Elemente der Gesellschaft, die an der imperialistischen Politik und an einem ‚Krieg ohne Ende‘ interessiert sind...

Aufgabe der Sozialisten bleibt nach wie vor die Erringung der politischen Macht durch die Arbeiterklasse ...

Das ist nicht das Ende, sondern erst der *Anfang* der Revolution.»

Dies ist der erste Brief, den Alexandra Kollontai nach der Februarrevolution an Lenin schrieb. Der Inhalt und der Standpunkt der Verfasserin sind völlig klar: Sie steht voll und ganz auf den Leninschen Positionen, begreift haargenau die Aufgaben der bolschewistischen Partei, ist voll Entschlossenheit und unbezähmbarer Energie, alles zu tun für die Erfüllung der historischen Aufgabe – der Vorbereitung der sozialistischen Revolution.

Also, ans Werk!

Vom Februar zum Oktober

Notizen Alexandra Kollontais auf losen Zetteln ergänzen die Informationen über die Ereignisse jener Zeit, spiegeln ihre Stimmung wider, zeigen die Situation, in der sie sich befand.

Die erste Notiz:

«Reise Haneckis aus Stockholm und Parvus' aus Berlin zu mir nach Kristiania in den ersten Märztagen 1917 (nach der Abdankung des Zaren) zu Gesprächen betreffs der Rückkehr Lenins aus der Schweiz über Deutschland nach Russland.»

Die zweite Notiz:

«Begegnung in Petrograd. Am 18. März empfangen mich Tanetschka und ihr Mann* sowie ein Mitglied des Exekutivkomitees des Sowjets der Arbeiter- und Soldatendeputierten.

Tanetschka ist unverändert bezaubernd und lieb zu mir. Nikolai Borissowitsch ist schön und beeindruckend, doch sein Gesicht ist eingefallen – der Krieg hat auch ihm seinen Stempel aufgedrückt.

Und das Mitglied des Sowjets ... voll Energie und Leben. Wir umarmten uns. Er erlaubte es nicht, dass der Zollbeamte mein überaus bescheidenes Gepäck kontrollierte: ‚Genossin Kollontai ist auf Grund der Amnestie zurückgekehrt. Im Namen des Petrograder Sowjets ist es nicht gestattet, ihr Gepäck zu öffnen.‘

Der Zollbeamte grüßte ehrerbietig ...

Wir fuhren zu Tanjas Wohnung.

* Der Mann von Tatjana Lwowna Schtschepkina-Kupemik, Nikolai Borissowitsch Polynow, war zur damaligen Zeit ein bekannter Petersburger Advokat.

„Wie schön es bei dir ist, Tanetschka, ich fühle, dass ich endlich wieder zu Hause bin, in Petersburg“, entfuhr es mir.

„In Petrograd, Alexandra Michailowna“, unterbrach mich Nikolai Borissowitsch mit einem Lächeln. „Das Wort Petersburg kennen wir nicht mehr.“

Tanja lud uns zu Tisch. Doch ich bat um die Erlaubnis, vorher telefonieren zu dürfen. Tanja führte mich zum Telefon, ich rief Genossen Molotow in der >Prawda< an und sagte ihm, dass ich soeben zurückgekehrt sei.

Molotow fragte: „Werden Sie für uns schreiben?“

Ich antwortete: „Und ob!“

Danach ging ich mich waschen – nach vier Tagen in staubigen Waggons.

„Ob das klug war, gleich in der ‚Prawda‘ anzurufen?“ meinte Tanja. „Die Provisorische Regierung ist sehr erbost auf die Bolschewiki... Die Revolution ist noch nicht beendet.“

„Ebendeshalb bat ich, in der morgigen Nummer (für mich Platz zu lassen – der Verf.) und mich als Mitarbeiterin der ‚Prawda‘ zu betrachten.“

„Du bist noch genauso rastlos.“ Tanja lachte und führte mich, meine Schulter umfassend, zum Tisch, der mit allem Möglichen vollgestellt war.»

Tatjana Schtschepkina-Kupemik teilte am Abend Alexandra Kollontai etwas mit, was sie nicht sofort hatte sagen wollen, weil sie nicht wusste, wie diese sich zu der Nachricht verhalten würde. «Schura, in Petrograd hält sich Wladimir Ljudwigowitsch Kollontai auf.»

«Sieh an. Wo denn?»

«Näheres kann dir Nikolai Borissowitsch erzählen.»

Nikolai Borissowitsch erzählte ihr alles, was er wusste: Wladimir Ljudwigowitsch hatte sich in den Rang eines Generalmajors hinaufgedient und gehörte zum Personalbestand der 3. Armee. Aber er hatte eine grosse Unannehmlichkeit mit dem Frontkom-

mando gehabt. Er war schwerkrank und befand sich in Petrograd. Seine genaue Adresse: Militärlazarett, 3. Stock, Zimmer 449.

«Gibt es dort Telefon?»

«Ja.»

«Danke, Nikolai Borissowitsch, ich werde ihn anrufen.»

Einige Details, entdeckt in den «Handbüchern zur Geschichte des vorrevolutionären Russlands. Erinnerungen und Tagebücher des XVIII. bis XX. Jahrhunderts». In diesen Handbüchern befinden sich unter den unveröffentlichten Manuskripten auch die Tagebücher Wladimir Ljudwigowitsch Kollontais.

Hier ein paar Auszüge daraus:

«24. März 1917. AM rief an, sie ist am 11. März angekommen, versprach, mich zu besuchen. Von Mischunja weiss sie nichts...

28. März. Bedrückte Stimmung. Von Mischunja nichts ... Marussja ist zu AM auf die Kirotschnaja gefahren (zu Schtschepkina-Kupernik, wo Alexandra Michailowna wohnte – der Verf.).

2. April. Der unablässige Gedanke, was mit Mischunja ist. Wo steckt er?... Zwischen 11 und 12 Uhr erwarte ich AM ... Ich glaube, sie wird nicht kommen. Es fahren keine Verkehrsmittel. Gegen 1 Uhr kam sie unerwartet und mit ihr verschiedene Bekannte ... Zeitweise war ein solches Geschrei, dass man unmöglich herausfinden konnte, wer was sagte .. .»*

Zwischen der Trennung und der Wiederbegegnung dieser beiden Menschen, die einander längst fremd geworden waren, lag eine ganze Epoche: die russischen Revolutionen und der Weltkrieg.

Alexandra Kollontai stürzte sich sofort in den Strudel der Er-

* Handbücher zur Geschichte des vorrevolutionären Russlands. Erinnerungen und Tagebücher des XVIII. bis XX. Jahrhunderts. Unveröffentlichte Manuskripte. Mitteilung in: Verlag Kniga, 1971

eignisse. Sie übergab der «Prawda» die ihr von Lenin übersandten Artikel «Briefe aus der Ferne», Brief 1 und 2*, und publizierte dort auch ihre eigenen Arbeiten «Die Arbeiterinnen und die Konstituierende Versammlung» und «Unser Gedenken den Kämpfern für die Freiheit».

Sie hatte sich umgesehen, fand sich schon in den Ereignissen zurecht und teilte Lenin ihre Eindrücke mit.

«Petrograd, 26. März (8. April) 1917

Lieber Wladimir Iljitsch und liebe Nadeshda Konstantinowna!

Nun ist es schon eine Woche her, seit ich mich am Wendepunkt des ‚neuen Russlands‘ befinde, die Eindrücke sind so stark und prägnant, dass ich sie gar nicht erst wiederzugeben versuche und mich daher zunächst auf kurze Notizen beschränke.

Das Volk ist berauscht von der grossen Tat, die es vollbracht hat. Ich sage ‚das Volk‘, weil im Vordergrund jetzt nicht die Arbeiterklasse steht, sondern eine verschwommene, verschieden gartete Masse, in Soldatenmäntel gekleidet. Die Stimmung diktiert gegenwärtig der Soldat, er schafft auch die eigenartige Atmosphäre, wo sich die Grösse der klar ausgesprochenen demokratischen Freiheiten, das erwachende Bewusstsein der gleichen Bürgerrechte und das völlige Nichtbegreifen der Kompliziertheit des Augenblicks, den wir durchleben, miteinander vermischen. In dem fieberhaften Getümmel, in dem Bestreben, etwas Neues zu schaffen und zu errichten, das sich von dem Vorhergegangenen unterscheidet, erklingt zu laut der Anflug eines schon erreichten Triumphes, als sei die Sache bereits getan, beendet. Nicht nur der sich verborgen haltende, aber natürlich längst nicht zerschlagene ‚innere Feind‘ wird unterschätzt, sondern es fehlt den Unseren, besonders dem Sowjet der Arbeiter- und Soldatendeputierten

* W.I. Lenin, Werke, Band 23, S. 311-333

(Exekutivkomitee) zweifellos auch an Entschlossenheit und politischem Feingefühl, um das Begonnene fortzusetzen und die Macht der Demokratie zu festigen.»

Im Grunde genommen ist dieser Brief das politische Credo Alexandra Kollontais. Er enthält eine Analyse der Ereignisse und die klare Formulierung der Aufgaben. Alle persönlichen Dinge sind beiseite gerückt. Sie existieren für sie nicht. Alexandra Michailowna trifft auch nicht mehr mit Wladimir Kollontai zusammen. In dem Militärlazarett fand die erste und zugleich die letzte Begegnung der beiden in den Jahren nach ihrer Trennung statt. Diese Seite des Lebens ist längst und für immer umgewendet.

Alexandra Kollontai ist ein Mensch geblieben – der geliebte Sohn. Er muss jederzeit aus den Vereinigten Staaten zurückkommen. Ihn erwartet sie mit der Ungeduld der liebenden Mutter, sie sorgt sich um ihn und versucht diese Gedanken im Wirbel der Ereignisse zu verscheuchen. Noch immer wohnt sie bei Tatjana Schtschepkina-Kupemik, aber sie verbringt ihre Zeit bald in der Redaktion der «Prawda», bald im Exekutivkomitee des Petrograder Sowjets der Arbeiter- und Soldatendeputierten, wo sie Mitglied der bolschewistischen Fraktion geworden ist, und bald in den Werken und Fabriken, wo sie die Stimmung der Menschen zu ergründen trachtet. Und sie wartet auf die Rückkehr Lenins.

Die Rückkehr Lenins aus der Emigration am 3. April 1917, seine Reden, sein Auftreten geben der gesamten Partei der Bolschewiki die Orientierung, lassen hinter der bürgerlichdemokratischen die proletarische Revolution hervorblicken. Das erweckt den Zorn nicht nur der bürgerlichen Parteien, sondern auch der Menschewiki. Es ist überaus wichtig, sich ins Gedächtnis zu rufen, wie sich Alexandra Kollontai in dieser komplizierten Situation verhält. Auf der Gesamtrossischen Beratung der Sowjets der Arbeiter- und Soldatendeputierten – der Bolschewiki und der

Menschewiki – verteidigt sie bedingungslos die Leninschen Aprilthesen. Später sagt sie über diese Periode:

«Seit diesem Tag zogen die bürgerlichen Zeitungen gegen mich zu Felde, schrieben sie nicht nur gehässige Artikel über mich, sondern auch ironische Feuilletons; die Korrespondenten nannten mich eine ‚Walküre der Revolution‘. Zurückschauend weiss ich jetzt – das war einer der entscheidenden und hervorragenden Tage nicht nur in meinem Leben, sondern für die gesamte Menschheit.»

In jenen Tagen leitet Alexandra Kollontai einen Streik von viertausend Petrograder Wäscherinnen. Sie führt auch eine riesige Demonstration von Soldatenfrauen, die Brot für ihre Kinder und die Rückkehr ihrer Männer von den Fronten des Weltkriegs fordern.

Die «Prawda» berichtete über ihre Rolle bei diesem Ereignis:

«Durch die Strassen Petrograds bewegte sich eine fünfzehntausendköpfige Kolonne von Soldatenfrauen, die auf ihre Transparente geschrieben hatten: ‚Genossen Arbeiter und Soldaten, unterstützt unsere Forderungen!‘, ‚Wir verlangen eine Erhöhung der Zuteilung an die Soldatenfrauen auf 20 Rubel!‘

Die Frauen zogen zum Petrograder Sowjet der Arbeiter und Soldatendeputierten in der Annahme, dass man sie dort unterstütze. Doch das erste gewählte Organ der Arbeiter und Soldaten befand sich in den Händen der Menschewiki und Sozialrevolutionäre, daher auch die ‚abgeschmackte Antwort‘ der Vertreter des Exekutivkomitees des Sowjets, die den gequälten Müttern der hungrigen Kinder vorschlugen, ‚zu warten ... bis zum Sieg‘.

‚Geben Sie mir das Wort!‘ hörte man aus der Menge die Stimme von Alexandra Kollontai.

‚In welchem Sinne werden Sie sprechen?‘ fragte der Menschewik Dan.

‚Im Sinne der Partei, der ich angehöre‘, antwortete sie.

„Dann erteilen wir Ihnen nicht das Wort“, versetzte schroff der Menschewik Dan.

Alexandra Kollontai überlegte nicht lange und bestieg einen Erdhügel am Zaun neben dem Tor, von dort aus sprach sie zu der viele Tausende zählenden Menge der Soldatenfrauen:

„Nicht als Bittstellerinnen sollten die Soldatenfrauen an diesem Tor stehen, sondern als Kämpfer für die schnellstmögliche Beendigung des blutigen Krieges, für die neue, sozialistische Ordnung...“

Aus der Menge ertönten zustimmende Rufe.

Einen Mann, der anschliessend mit einer Rede für die Vaterlandsverteidigung auftreten wollte, liess man nicht zu Wort kommen:

„Hinweg mit ihm! Wenn du für den Krieg bist, dann heisst das, du bist bestochen ..

Angesichts der Popularität, die Alexandra Kollontai in vielen Ländern Europas genoss, übertrug das ZK ihr eine Reihe von Auslandsaufträgen.

Im Juni nahm sie als Delegierte des ZK der Bolschewiki am Parteitag der finnischen Sozialdemokraten teil und setzte sich dort für die Leninsche Linie ein.

Kurz darauf sollte in Stockholm die III. Zimmerwalder Konferenz stattfinden. Wieder entsandte das ZK der Bolschewiki auf Lenins Vorschlag Alexandra Kollontai. Gemeinsam mit Wazlaw Wazlawowitsch Worowski sollte sie eine völlige Trennung von den «Vaterlandsverteidigern» – den Anhängern einer Fortführung des Krieges – erreichen.

Die Beratung in Stockholm fand jedoch nicht unter vollständiger Beteiligung statt, da die Vertreter der deutschen Sozialdemokratie abreisten.

Der Juli begann mit einem wichtigen Ereignis, einem Umschwung in der Revolution. Das Volk war gegen die Fortsetzung des imperialistischen Krieges, auf der die Provisorische Regie-

rung beharrte. Am 3. Juli (alten Stils) begannen im Wyborger Stadtbezirk spontane Demonstrationen der Arbeiter Petrograds und der Garnison, die sich ihnen angeschlossen hatte. In den nächsten zwei Tagen wurden sie zu einer allgemeinen Demonstration gegen die Regierung Kerenskis.

Die Partei der Bolschewiki war nicht der Ansicht, dass die Zeit für einen allgemeinen Aufstand schon herangereift sei, doch sie stellte sich an die Spitze der Demonstration, um ihr einen friedlichen Charakter zu verleihen.

Die Arbeiter- und Soldatenmassen wurden auf Befehl der Kerenski-Regierung mit Gewehrsalven auseinandergetrieben. Gegen die Bolschewiki ging man mit Terror und Repressalien vor. Die «Prawda» und andere bolschewistische Organe wurden verboten. Die führenden Parteifunktionäre verfolgte die Polizei. Lenin und die übrigen ZK-Mitglieder mussten in die Illegalität gehen, ihnen drohte die Ermordung. Alexandra Kollontai wurde verhaftet und in das Wyborger Frauengefängnis eingeliefert.

Diese Tage und Wochen waren für sie nicht leicht. Es quälte sie, dass sie nichts über das Schicksal Lenins und über die Lage in Petrograd wusste.

Was sie persönlich durchlebte, zeigt ein Brief aus dem Gefängnis an Soja Schadurskaja, die nach langen Jahren der Emigration aus Stockholm zurückgekehrt war.

«Gefängniszelle, 4 Uhr nachmittags, 11. August 1917.

Du meine unendliche Liebe, Teure, mir Nächste! Eben erst bist Du von mir weggegangen, der Festtag, das Wiedersehen mit Dir, ist vorbei. Doch meine Seele ist verworren, mir scheint, als hätte ich auch nicht die Hälfte dessen gesagt, was ich wollte, liesse Dich nicht verstehen und fühlen, wie ich mich gefreut habe, Dich zu sehen, wieviel Glück allein darin liegt, dass Du in meiner Nähe bist, in derselben Stadt. Sojuschka, meine Vertraute! Was hätte ich gemacht, wenn Du nicht hier wärest? Spürte ich doch vom ersten Tag an Deine Sorge und hatte immer das Gefühl: Jemand,

der mir nahe steht, sorgt sich um mich, denkt an mich, tut alles, was er vermag ...

Die ersten Tage schien es mir, als spielte ich in einem amerikanischen Film, denn darin wird oft ein Gefängnis dargestellt ... Die ersten Tage schlief ich viel, schlief mich wohl aus für all die Monate angespannter Arbeit... Mein Seelenzustand ist schwer wiederzugeben. Mir scheint, das Schlimmste war in jenen Tagen das Gefühl, als sei ich nicht nur von der Welt abgeschnitten und isoliert, sondern auch vergessen.»

Die Partei aber hatte sie nicht vergessen. Auf dem VI. Parteitag der SDAPR (B), der illegal vom 26. Juli bis 3. August stattfand, wurde Alexandra Kollontai zum Mitglied des Zentralkomitees gewählt.

Ende August 1917 wurde sie auf Ersuchen Maxim Gorkis gegen eine Kaution von fünftausend Rubel aus der Haft entlassen, jedoch sogleich unter Hausarrest gestellt. Das aber konnte sie kaum von der Teilnahme an den grossen Ereignissen im Herbst des Jahres 1917 abhalten.

In ihren Aufzeichnungen über die Geschehnisse am Vorabend des Oktober spürt man die ganze Kompliziertheit der Zeit, den Atem der Epoche und das Bestreben, in die Zukunft zu blicken: «24. Oktober. Ein trüber Herbsttag. Im Smolny berät das Zentralkomitee. Die Beschlüsse sind gefasst: Alle Mitglieder des Zentralkomitees sind verpflichtet, ständig im Smolny anwesend zu sein. Es ist offiziell beschlossen, mit dem paktiererischen Zentralexekutivkomitee zu brechen. Die Wachen im Smolny sind zu verstärken, Maschinengewehre aufzustellen. Dzierzynski ist zum Post- und Telegrafenam abzukommandieren, um der Revolution diese überaus wichtigen Punkte der Nachrichtenverbindung zu sichern. Bolschewistische Kontrolleure sind an den Eisenbahnliesen aufzustellen. In der Peter-Pauls-Festung ist ein Reservestab zu bilden für den Fall, dass der Smolny gestürmt werden soll.

Das ist der Stand der Dinge. Er beweist deutlich, dass der bewaffnete Aufstand im Kampf für die Macht der Sowjets eine greifbare Tatsache ist...

Wladimir Iljitsch traf in der Nacht zum 25. Oktober (7. November) im Smolny ein ...

Nur wenige Stunden später ging Lenin offen zur Sitzung des Petrograder Sowjets.

Wer dabei war, wird niemals die Minuten vergessen, in denen wir ängstlich um Iljitsch bangten ...

Ich erinnere mich an das Zimmer im Smolny, mit den Fenstern auf die Newa hinaus. Es war Abend, ein dunkler Abend. Von der Newa blies ein scharfer, böiger Wind herüber. Die Glühbirne über dem kleinen quadratischen Tisch verbreitete nur trübes Licht im Raum. Am Tisch hatten sich die Mitglieder des Zentralkomitees versammelt, die auf dem VI. Parteitag gewählt worden waren ...

Lenin war hier, Lenin war unter uns. Das gab uns Mut und Siegesgewissheit...

Wenn man mich fragte, welche die grösste und denkwürdigste Stunde in meinem Leben gewesen sei, würde ich ohne Zögern antworten: Das war jene Nacht, als das russische Proletariat in Stadt und Land durch die Stimmen seiner Deputierten auf dem Zweiten Kongress ganz Russland erklärte: Die Provisorische Regierung ist gestürzt... Der Kongress beschliesst: Die ganze Macht geht allerorts an die Sowjets der Arbeiter- und Bauerndeputierten über, die die wahre revolutionäre Ordnung zu gewährleisten haben ...

Viele begriffen in jener Stunde noch nicht, dass alle Schwierigkeiten erst begannen, der lange, sich über Jahre hinziehende Kampf gegen die Konterrevolution, für den Sozialismus ...»

„Begriff“ sie die ganze Kompliziertheit und Schwierigkeit des bevorstehenden Kampfes? War sie sich über ihren Platz in diesem grossen Kampf im Klaren?

In Lenins erster Regierung

Zwei Tage nach den Oktoberereignissen sagte Wladimir Iljitsch zu Alexandra Kollontai: «Fahren Sie gleich los, und übernehmen Sie das Ministerium für staatliche Fürsorge.»

Alexandra Kollontai fuhr sofort zum Ministerium. Aber der Pförtner liess sie nicht hinein. Nach ein paar Tagen drang sie doch in die Arbeitsräume durch und erliess als erstes das «Dekret des Volkskommissars für staatliche Fürsorge, 17. November 1917

Für die Arbeit im Volkskommissariat werden eingestellt: A. N. Appus, I.I. Petrow, P.N. Wassiljew, S.S. Alexejew, N.G. Saglowskaja...» Den ersten Mitarbeitern wird ein Gehalt von 150 bis 300 Rubel im Monat gewährt.

Der Personalbestand des Volkskommissariats wurde mühevoll zusammengesucht. Alexandra Kollontai berief Frauen aus den Fabriken und Werken, bolschewistische politische Emigrantinnen, Männer, die aus den Schützengräben des Weltkriegs kamen – mobilisierte alle, die sie nur mobilisieren konnte. Und schrieb Dekrete, eins nach dem anderen, schrieb sie selbst: auf der Sitzung des Volkskommissariats, bei sich im Zimmer, nachts in einem alten Automobil auf der Fahrt ins Volkskommissariat, in einer Korridorecke des Smolny. Der Stil der Dekrete ist «oktoberhaft», revolutionär. Im Dekret mit der Nummer 1247 vom 31. Januar 1918 heisst es:

«Zwei Millionen Kinder starben jährlich in Russland durch die Unwissenheit und Stumpfsinnigkeit des geknechteten Volkes, durch die Trägheit und Gleichgültigkeit des Klassenstaates. Zwei Millionen leidende Mütter tränkten jährlich mit bitteren Tränen



Volkskommissar für Soziale Fürsorge A.M. Kollontai im Kreise von Mitarbeitern

die russische Erde, wenn sie mit ihren schwieligen Händen die frühen Gräber der sinnlos gestorbenen unschuldigen Opfer einer missgestalteten Gesellschaftsordnung zuschütteten. Das jahrhundertlang nach Wegen suchende menschliche Denken ist endlich herausgetreten in die lichte, strahlende Epoche, da die Arbeiterklasse sich selbst frei solche Formen des Schutzes der Mutterschaft errichtet, die dem Kind die Mutter und der Mutter das Kind bewahren.»

Im weiteren unterzieht sie die bisherigen Erziehungshäuser und das Ammenwesen, durch das unglückliche proletarische Mütter in melkbare Tiere verwandelt wurden, einer vernichten-

den Kritik. «All diese Schrecken der bedrückenden Macht wurden, zum Glück für Russland, durch den Sieg der Arbeiter und Bauern in die schwarze Finsternis der Vergangenheit versenkt. Ein Morgen ist angebrochen, klar und licht wie die Kinder selbst.»

Es folgen mehrere Seiten praktischer Aktionen: zum Schutz von Mutter und Kind, über die Aufgaben der Ärzte, Hebammen und Pädagogen. Und dann ein gesonderter Punkt über die Errichtung eines Palastes für Mutter und Kind in Petrograd. Der Palast wurde wirklich geschaffen, ein grossartiges Gebäude, es wurde alles organisiert, die Kinder wurden dorthin gebracht, wurden beköstigt, gewaschen, gekleidet. Aber die Sache erwies sich als nicht so einfach. Erzürnte Bürgerfrauen, von Popen und Frömmelinnen angestiftet, setzten den Palast in Brand und versuchten Alexandra Kollontai zu lynchen, rissen ihr die Kleider vom Leib, zertrten sie an den Haaren. Arbeiter und Matrosen befreiten sie schliesslich von den rasenden Furien.

Auch die Popen leisteten ihren Beitrag zur Hetzjagd auf Alexandra Kollontai – in der Kasaner Kathedrale in Petrograd verhängten sie den Bannfluch über sie «wegen Schändung der Rechtgläubigen Kirche». Alexandra Michailowna erzählte Lenin davon. «Ich gratuliere», erwiderte er lachend. «Da sind Sie mit Tolstoi, Stenka Rasin und Jemeljan Pugatschow in keiner schlechten Gesellschaft.»

An jenem «klaren und lichten Morgen», als die vertierten Kleinbürgerinnen sie zu töten versuchten, arbeitete Alexandra Kollontai ein Programm praktischer Massnahmen aus. Spät in der Nacht beim Schein des flackernden, hin und wieder verlöschenden Lämpchens, blickt sie in die Zukunft und macht erste Vorarbeiten zu einem Artikel «Über das Schöpfertum der Frauen und über die Mutterschaft, über die Mutterschaft in der zukünftigen kommunistischen Gesellschaft, über die Aufgaben zur sozialen Erziehung der heranwachsenden Generation».

Dieser Artikel wurde so nie veröffentlicht. Man sollte an das Dokument jedoch erinnern, denn es enthält Gedanken, die Alexandra Kollontai auch später noch propagierte, in der irrigen Annahme, dass die Familie auf einer bestimmten Stufe ein Überbleibsel der alten sozialen Ordnung sei. Sie legte hier ihre Ansichten über die Beziehung von Mutter und Kind dar und stützte sich im Wesentlichen auf das, was sie schon in ihren amerikanischen Tagebüchern sagte und in Zukunft noch mehrfach sagen wird: Die Kinder sollen von den Eltern getrennt erzogen werden.

«Die Mutter verhält sich mit grösster Zärtlichkeit zu ihrem Kind, solange es klein ist. Ist es dann aber sechs, sieben Jahre alt und beginnt sich zu einer Persönlichkeit zu entwickeln, so reizt es sie schon jedesmal, wenn sie in ihm seine Individualität, sein ‚Ich‘ wahrnimmt... Natürlich liebt sie auf ihre Weise auch noch den schnurrbärtigen Wanja und die ergrauende Nadenka, tut es ihr schmerzlich weh, wenn es ihnen schlecht geht, und sie unterstützt sie. Aber wenn sie bis in die tiefste Seele aufrichtig zu sich ist, begreift sie, dass die organische Verbindung, die Bande zwischen ihr und Wanetschka oder Nadja nur so lange existiert haben, wie diese sich als Minderjährige an ihre Knie schmiegen, wie sie ein Teil ihrer selbst waren. Dem widerspricht keineswegs die Erscheinung, dass die Mütter vor Kummer dahinsiechen und sterben können, wenn ihr erwachsener Sohn oder ihre Tochter ums Leben kommen.»

Während ihres Amerikaaufenthaltes begriff und spürte Alexandra Kollontai, wie schmerzlich es ist, wenn die Beziehungen zum eigenen Sohn schwächer werden, doch sie missachtet diese Erfahrung und fährt fort, ihre Idee zu verteidigen. In der Praxis indes handelt sie so, wie es das Leben erfordert.

Am Tag nach der Brandstiftung im Palast erlässt Alexandra Kollontai noch das Dekret «Über die Einrichtung eines Mütter-sanatoriums in Utsch-Dere im Schwarzmeergouvernement». Sie ordnet an, ein paar



Feier zum ersten Jahrestag der Oktoberrevolution auf dem Roten Platz in Moskau (7. November 1918). In der Mitte vor der Kremelmauer W.I. Lenin, unten rechts (mit Stock) M. M. Litwinow, der soeben nach zehnjähriger Emigration aus London zurückgekehrt ist



ehemalige herrschaftliche Villen in Kindersanatorien umzugestalten, und beauftragt ihre Mitarbeiter, dieses Dekret in die Praxis umzusetzen, denn selbst kann sie sich nicht mehr damit befassen. Das Zentralkomitee der Partei hat ihr aufgetragen, mit überaus bedeutsamen politisch-diplomatischen Aufträgen unverzüglich ins Ausland zu reisen.

Dieser Reise aber gehen wichtige Ereignisse in ihrem persönlichen Leben voraus.

Dybenko – eine schroffe Wendung

Um die Beziehungen zwischen Alexandra Kollontai und Pawel Jefimowitsch Dybenko – diesen beiden Kämpfern der Revolution – ranken sich Gerüchte, Legenden und auch Verleumdungen, wobei sich besonders ausländische Autoren hervorgetan haben.

Der Verfasser verfolgt hier nicht das Ziel, die ganze Geschichte ihrer Beziehungen wiederzugeben, sondern er möchte sich auf einige Dokumente und Tatsachen beschränken.

Alexandra Kollontai wurde einmal gefragt: «Wie kamen Sie dazu, Ihr Leben mit einem Mann zu verbinden, der siebzehn Jahre jünger war als Sie?»

Mit der ihr eigenen Gedankenschärfe antwortete sie darauf: «Wir sind jung, solange wir lieben.»

Doch darüber später. Jetzt erst kurz zur Geschichte ihrer Bekanntschaft.

Das erstmal begegneten sich Alexandra Kollontai und Pawel Dybenko im Frühjahr 1917. Das ZK der Bolschewiki schickte Alexandra Michailowna auf ein Schlachtschiff, wo sie vor den Matrosen sprechen und sie dazu gewinnen sollte, für eine bolschewistische Resolution zu stimmen.

Aufmerksam schauten die Matrosen auf die Frau im langen Tuchkleid und Hut, die das Fallreep emporklomm – die Seemannstradition besagte: Eine Frau an Bord bringt Unglück.

Nur einer trat zu ihr, begrüßte sie freundschaftlich und erklärte, dass sie die erste Frau sei, die das Deck des Schiffes betre-

te. Er stellte sich vor: Matrose Dybenko, Vorsitzender des Zentralkomitees der Baltischen Flotte.

Nach der Rede Alexandra Kollontais stimmten die Matrosen für die bolschewistische Resolution.

Dybenko selbst fuhr sie im Kutter zurück, nahm sie in die Arme und trug sie ans Ufer.

Nachdem die Sowjetregierung nach Moskau übergesiedelt war, schlossen Alexandra Kollontai und Pawel Dybenko eine standesamtliche Ehe und zogen ins Erste Haus der Sowjets, das heutige Hotel «National».

Sechs Jahre verbrachten sie gemeinsam, sofern die Situation es gestattete; doch es geschah wohl nur einmal, dass sie sich für mehrere Monate täglich sahen. Das war an der Südfront, im Kampf gegen Baron Wrangel. Hinzu kamen die spärlichen Tage und Wochen, da sie zusammen nach Kislowodsk zur Erholung fuhren, und einmal nahm Dybenko sie mit in das Dorf zu seinen Eltern, wo die alte Bauernkate zum Tempel ihres Glückes wurde (wie wir noch zeigen werden). Die übrige Zeit lebten sie voneinander getrennt. Die erste Trennung erfolgte schon 1918.

Hier einige Dokumente aus dem Protokoll der Sitzung des Zentralexekutivkomitees vom 22. Dezember 1917:

«§ 8. Über die Friedensdelegation.

Um eine enge Verbindung zwischen allen werktätigen Elementen Westeuropas herzustellen, wird eine Delegation nach Stockholm entsandt.

Diese Delegation wird beauftragt, alle Massnahmen zu ergreifen, um die Einberufung einer internationalen Konferenz der Vereinigung von Zimmerwald und Kienthai vorzubereiten und ein Sowjetisches Informationsbüro in Stockholm einzurichten.»

Am 29. Januar bestätigt das Präsidium des Zentralexekutivkomitees die Zusammensetzung der Delegation. Ihr gehören Jan Anto-



Inmitten von Kindern und Jugendlichen, die durch Krieg und Bürgerkrieg heimatlos geworden sind und in einem Heim aufgezogen werden.

nowitsch Bersin und andere bekannte Parteifunktionäre an. Zur Leiterin wird Alexandra Kollontai ernannt. Die Delegation macht zunächst in Helsingfors Station und fährt von dort aus mit dem Schiff weiter nach Schweden.

Aus dem Tagebuch der Delegation:

«18. Februar ...11.15 Uhr Ankunft in Helsingfors. Um 3 Uhr spricht Genossin Kollontai bereits auf einer Kundgebung im überfüllten Saal des Mariinpalais, wettet beiläufig gegen die Anarchisten, klärt Missverständnisse und Zweifel...»



Die sowjetische Delegation zur Stockholmer Konferenz vor der Abreise; in der Mitte die Delegationsleiterin Alexandra Kollontai (1918).

Weiter entwickeln sich die Ereignisse folgendermassen (laut Aufzeichnung eines Delegationsmitglieds):

«26. Februar. Die Eisschollen bedrängen unsere ‚Mariograf gleich Ratten. Wir sind eingeklemmt. Es ist dunkel, ein Sturm erhebt sich und wird stärker. Einsam ragt unsere Nusschale in einem Feld von Minensperren hervor. Der Wind nimmt zu. Rechts von uns, etwa einen halben Kilometer entfernt, detoniert die erste Mine. Die hohe Säule fällt lautlos zusammen und verschwindet.»

In Stockholm wird Alexandra Kollontai vom sowjetischen Botschafter Wazlaw Wazlawowitsch Worowski erwartet. Es gibt jedoch keine Verbindung, und die schwedische Presse hat schon den Untergang der Delegation gemeldet. Worowski schickt am 1. März 1918 ein Telegramm an Pawlow ins Exekutivkomitee von Mariehamn (Älandinseln): «telegrafieren sie einzelheiten über Untergang der mariograf stop war die kollontai mit genossen an bord»

Worowski weiss nicht, dass die Delegation versucht hat, durch das Eis des Finnischen Meerbusens nach Schweden zu gelangen, ein Schneesturm sie aber zur Landung auf den Älandinseln zwang.

Über diese Ereignisse berichtet Alexandra Kollontai später in der Zeitschrift «Proletarskaja rewoljuzija»:

«Unser Dampfer geriet in ein Eisfeld, wurde von den Eisschollen eingeklemmt und bekam ein Leck. Wir mussten auf den Älandinseln landen, wo wir um ein Haar in die Hände finnischer Weissgardisten gerieten, und von dort wieder flüchten. Ein Mitglied unserer Delegation, ein finnischer Genosse, der ihnen in die Hände fiel, wurde auf der Stelle erschossen.»

Bis zum 2. März, als ein schwedisches Bataillon auf den Älandinseln eintraf, hielten die Weissgardisten den Hafen von Mariehamn besetzt. Das erschwerte sehr die Lage der Delegation. Solange sich die Delegationsmitglieder auf dem Dampfer befanden, der Exterritorialität genoss, rührte man sie nicht an. Sobald

sie jedoch ans Ufer gingen, würde man sie verhaften, und sie erwartete das Schicksal ihres finnischen Genossen.

Nach Eintreffen des schwedischen Bataillons änderte sich die Lage. Jetzt konnten sie sich, bis der Dampfer repariert war, in einem Hotel von Mariehamn einquartieren. Doch auch hier liess man sie nicht in Ruhe. Die Soldaten erhielten den Befehl, die Koffer der Delegationsmitglieder zu überprüfen. Darüber berichtet in seinem 1965 in Stockholm erschienenen Buch der ehemalige Chef des Verteidigungsstabes Schwedens Carl August Ehrenswärd, der 1918 das auf den Älandinseln eingesetzte schwedische Bataillon befehligt hatte.

«Als die Soldaten mit den Koffern weggingen, machten sie mit ihren genagelten Stiefeln ziemlichen Lärm. Madame Kollontai, schön und erzürnt, öffnete die Tür ihres Hotelzimmers. Sie nahm an, dass wir das Diplomatengepäck der Delegation konfiszieren wollten, und erhob Protest, der mit den folgenden Worten endete: ‚Wie darf man das verstehen? Ist das ein Krieg zwischen Schweden und Russland? Wenn es noch keiner ist, so kann er gleich beginnen ...‘

Viele Jahre später, als Madame Kollontai Botschafter in Stockholm war, wurde ich als Chef des Verteidigungsstabes zu einem Empfang in die sowjetische Botschaft geladen. Bei Tisch sass ich neben Alexandra Kollontai, und ich erinnerte sie an die Episode auf den Älandinseln. Da lachte sie von ganzem Herzen über ihre Kriegsdrohung.»

Anfang März ist die Reparatur des Dampfers abgeschlossen, und er verlässt die Älandinseln. Am 10. März trifft die Delegation wieder in Petrograd ein. Alexandra Kollontai begibt sich sofort zusammen mit der sowjetischen Regierung nach Moskau. Doch hier erwartet sie schon ein neuer Auftrag Wladimir Iljitschs. Sie reist nach Helsingfors und weiter nach Kopenhagen, wo sie die Verbindung mit den sozialistischen Parteien Westeuropas herstellen und ihnen die Ziele und Aufgaben der Sowjetmacht erläutern soll. In dieser Zeit beginnen die deutschen Armeen den Vorstoss



Mit einer Gruppe skandinavischer Sozialdemokraten (1918).

auf Petrograd. Im Zentralkomitee der KPR (B) führt Lenin einen harten Kampf für den unverzüglichen Abschluss eines Friedensvertrags mit dem kaiserlichen Deutschland, um Sowjetrußland eine Atempause zu verschaffen und vor dem Zusammenbruch zu retten. Zu denen, die sich gegen den Brester Frieden wenden, gehört Pawel Dybenko. Jetzt muss unverzüglich auch Alexandra Kollontai Stellung nehmen. Ihre Lage ist nicht einfach.

Als Delegierte des Zentralkomitees der KPR (B) nimmt sie in den ersten Märztagen 1918 am VII. Parteitag teil. In einer Rede wendet sie sich gegen den bereits abgeschlossenen Friedensvertrag. Nach dem Parteitag tritt sie als Volkskommissar für Staatliche Fürsorge zurück. Sie widmet sich nun ganz der Parteitätigkeit und leistet im Auftrag des ZK Agitations- und Propagandaarbeit im Wolgagebiet.

In den schweren Tagen zuvor, als das Schicksal Sowjetrußlands sich ausserordentlich kompliziert hatte, musste sie endgül-

tig ihren Standpunkt zu dieser brennenden Frage festlegen. Davon zeugen wiederum Dokumente mit erbarmungsloser Klarheit.

Aus den Gesprächen über Direktverbindung zwischen Pawel Dybenko und Alexandra Kollontai, die sich in Helsingfors aufhält, wo die Hauptkräfte der russischen Flotte stationiert sind:

«Helsingfors. Kollontai am Apparat.»

«Petrograd. Am Apparat Dybenko.»

«Ich habe heute gemeinsam mit Ustinow in Helsingfors auf einer Versammlung gesprochen», berichtet Alexandra.

Dybenko bittet: «Komm nach Petrograd zurück.»

«Wenn morgen die Frage über die Reise nicht entschieden wird..., so komme ich vielleicht nach Petrograd zurück oder erwarte dich hier, sofern du nicht später als übermorgen eintriffst.»

Dybenko antwortet: «Wenn du nicht nach Kopenhagen fährst, so schlage ich dir vor, vorübergehend in Helsingfors zu bleiben. Morgen können wir um fünf Uhr abends miteinander sprechen.»

Das nächste Gespräch:

«Helsingfors. Kollontai am Apparat.»

«Dybenko. Guten Tag, Schura. Um drei war eine Sitzung des Volkskommissariats, auf der ein Beschluss beider Parteien gegen zwei Genossen – mich und Algassow – gefasst wurde ...»

Dybenko teilt Alexandra Michailowna mit, dass er «gegen den Brester Frieden» ist, und sagt: «Ich bleibe bei meinem Prinzip, einen Partisanenkrieg zu führen... Ich bitte dich, wenigstens für zwei Stunden von Helsingfors nach Petrograd zu kommen.»

Aus einem Telegramm Dybenkos an Alexandra Kollontai: «Im Zusammenhang mit dem Angriff der Deutschen fand gestern eine externe Sitzung des Rates der Volkskommissare statt. Mein Bericht wurde nicht gebilligt, sondern zurückgestellt bis zum ZK-Beschluss. Um 7 Uhr früh wurde ein Telegramm nach Berlin ge-

schickt, dass wir den Friedensbedingungen zustimmen und unterzeichnen. Um 3 Uhr wird wieder eine Sitzung aus Anlass des nach Berlin gesandten Telegramms sein. Mit dem Telegramm bin ich absolut nicht einverstanden, und wenn es wiederum gebilligt wird, lege ich meine Vollmacht nieder.»

Aus einem Telegramm Alexandras an Dybenko:

«Bin eben vom Schiff zurückgekommen. Es war eine grosse stürmische Versammlung auf der ‚Petropawlowsk‘ – meine Resolution billigte die Minderheit, die Mehrheit aber war für die Resolution, die der Sowjetmacht das Vertrauen ausspricht ... Nach der Abstimmung habe ich sie so ausgeschimpft, dass sie beschlossen umzustimmen. Daraufhin bin ich gegangen ... Es wäre sehr gut, wenn Du sofort herfahren könntest, um in der Flotte zu arbeiten und die Delegation zu informieren. Wenn Du kommst, so bitte Fenja, Dir mein schwarzes Tuchkleid mit den Ärmeln zu bringen, und nimm es mit.»

Aus einem weiteren Gespräch über Direktverbindung: «Helsingfors. Kollontai am Apparat. Ich antworte dir auf die Frage des Austritts aus dem Rat der Volkskommissare – und wiederhole noch einmal: Es ist nicht verwunderlich, dass du in der Minderheit geblieben bist. Gib jetzt keine Erklärung. Sprich mit Raskolnikow. Er hat Parteierfahrung und Gespür. Am besten warte mit der Erklärung, bis du in Helsingfors bist, und regele die Sache hier. Mein Eindruck ist, dass deine Anwesenheit hier viel glätten und in Ordnung bringen könnte ... Kannst du nicht in der Nacht kommen?»

Das ist die Geschichte jener Tage. Alexandra Kollontai ist nicht so entschieden gegen den Brester Frieden wie andere, sie nimmt eine vorsichtigeren Haltung ein, ahnt, wie recht Lenin hat. Dennoch schwankt sie. Möglicherweise spielt Dybenko bei der Bestimmung ihrer Position eine Rolle. Das sind die Tatsachen. Aus einem Lied kann man kein Wort herauslassen, und wenn, dann setzen Vermutungen und Verfälschungen ein.



A.M. Kollontai neben W.I. Lenin auf der Sitzung der Konstituierenden Versammlung in Petrograd am 5. Januar 1918.

Doch verfolgen wir die weitere Tätigkeit Alexandra Kollontais in jenen unermesslich schweren Jahren der Revolution bis zum X. Parteitag.

Ihre Einstellung zum Brester Frieden ändert nichts daran, dass sie sich weiterhin voll und ganz der Parteiarbeit widmet. Auf Beschluss des Zentralkomitees fährt sie in die Zentren der Textilindustrie bei Moskau, und im November 1918 nimmt sie am Ersten Gesamtrussischen Arbeiterinnenkongress teil. Sie hält dort ein Referat zum Thema «Die Familie und der kommunistische Staat».

Vielleicht offenbarte sich niemals mit solcher Stärke ihr Talent als Parteitribun wie in jenen ersten Jahren der Revolution. Das Zentralkomitee der KPR (B), das seine Kader ausgezeichnet kannte, schätzte diese Vorzüge Alexandra Kollontais und nutzte sie im Parteiinteresse.

Alexandra Michailowna lehnte entschieden eine gekünstelte «Volkstümlichkeit» ab, sie blieb immer so, wie sie im Leben war. Das bewährte sich besonders bei einer komplizierten Situation 1918 in Moskau.

Damals geschah folgendes: In einer Konfektionsfabrik – ihr wurde später der Name «Clara Zetkin» verliehen –, die für die Rote Armee arbeitete, kam es zu einem Skandal: Die Arbeiterinnen legten die Arbeit nieder, weil in dem Lebensmittelgeschäft bei der Fabrik verfaultes Pferdefleisch verkauft wurde. Das kam der Direktion zustatten, in der Gegner der Sowjetmacht am Werk waren.

Auf dem Platz vor der Fabrik versammelte sich eine Menge, die Lage war zum äussersten gespannt. Erfahrene Agitatoren, die sofort dorthin geschickt wurden, brachten es nicht fertig, die Arbeiterinnen zu beruhigen. So rief man aus dem Moskauer Parteikomitee nach Alexandra Kollontai. Sie eilte unverzüglich zur Fabrik, wie stets elegant gekleidet und gepudert.

«Haben Sie den Verstand verloren?» Die entsetzten Agitatoren versuchten sie zurückzuhalten. «In solch einem Aufzug wollen Sie vor der in Wut gebrachten, hungrigen Menge erscheinen? Man wird Sie kein Wort sprechen lassen. Nehmen Sie unverzüglich den Pelz ab, und wischen Sie sich den Puder vom Gesicht..

Alexandra Kollontai lächelte, schob die Agitatoren sanft beiseite und ging nicht, sondern flog auf die improvisierte Tribüne – ein Bretterpodest.

Ein Mann, der diese Ereignisse miterlebte, berichtete davon: «Ihre wahrheitsgemässen, aufrichtigen, ungewöhnlich überzeugenden und einfachen Worte frappierten die Menschen, verzauberten sie buchstäblich. Sie schlug vor, eine Kommission aus Arbeiterinnen zu wählen, die alles überprüfen und das Resultat dem Fabrikkollektiv darlegen sollte. Dieser Vorschlag wurde angenommen. Der Zwischenfall war beigelegt. Und die Direktion wurde gründlich ‚gesäubert‘.»

1918 wehte ein Sturmwind über Westeuropa. Der Krieg und die russische Revolution lösten eine Kettenreaktion aus: Zwei weitere Throne stürzten in der Alten Welt. Im November vollzog sich die Revolution in Deutschland. Für Alexandra Kollontai war das ein besonderer, fast ihr persönlicher Feiertag. Es zerbrach die Monarchie, der Kaiser floh nach Holland. Gleichzeitig zerfiel die Doppelmonarchie der Habsburger. Dann wurde Ungarn von einer Revolution erschüttert. Moskau und Petrograd schmückten sich mit roten Fahnen.

Der Kommunismus ging schon lange nicht mehr als Gespenst in Europa um. Der Zar, Metternich und Guizot gehörten der Vergangenheit an. Doch gegen die Revolution wüteten andere Kräfte. Die Revolutionen in Deutschland und danach in Ungarn wurden im Blut ertränkt.

Nach dem 15. Januar 1919 kam die erschütternde Nachricht nach Russland: Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg sind in Berlin bestialisch ermordet worden. Die Henker Scheidemann, Ebert und Noske hatten ihr blutiges Werk vollbracht.

Bald gelangte diese Nachricht auch an die Front des Bürgerkriegs, wohin Alexandra Kollontai im Auftrag des Zentralkomitees gefahren war.

Eine Trompete erklang und rief die Soldaten zum Trauermee-ting. Sie versammelten sich auf dem Schlachtfeld nach schwerem Kampf. Wieder erhob sich ein Bretterpodest in der Menschenmenge, und alle Augen waren auf Alexandra Kollontai gerichtet. Wie auf einer Filmleinwand blitzten vor ihr die Bilder der Vergangenheit auf: August 1914. Zusammen mit Karl eilt sie durch die Strassen Berlins und hört gleichsam seine Stimme: «Der Taumel des Chauvinismus hat ihnen den Kopf vernebelt.»

Sie nahm alle Kraft zusammen und begann zu sprechen: «Liebknecht ist tot! Gefallen von Verräterhand. Ermordet, weil er standhaft und furchtlos die Sache der Arbeiter verteidigte, weil

er nicht gemeinsame Sache mit den Ausbeutern, mit der Bourgeoisie machte. Liebknecht sagte als erster der Arbeiterklasse: ‚Macht Schluss! Dieser Krieg ist nicht unser Krieg!‘ Wo ist ein Arbeiter, ein Bauer, dessen Herz nicht erbebt vor Schmerz und Trauer über diese erschreckende Nachricht!»

Wenige Tage später schrieb sie einen Artikel, der in den entferntesten Gegenden des revolutionären Russlands gelesen wurde:

«Liebknecht war das Herz der Spartakusbewegung, Rosa Luxemburg deren Gehirn ... Mit dem Tod von Karl Liebknecht hat die Arbeiterklasse der ganzen Welt einen grossen Führer mit flammendem Herzen, einen Freund und Genossen mit verständnisvoller Seele verloren ... Mit dem Tod von Rosa Luxemburg ist die revolutionäre Avantgarde der III. Internationale ärmer geworden. Die Menschheit hat einen Verlust erlitten, die Wissenschaft ist beraubt worden. Durch die Hand der Mörder wurde die Arbeit des starken, theoretisch schöpferischen Geistes der Roten Rosa jäh ausgelöscht. Ermordet wurde nicht nur ein Führer und Politiker, sondern auch ein Denker. Und dieses schwerste Verbrechen an der Wissenschaft wird die Menschheit den Scheidemännern in alle Ewigkeit nicht verzeihen.»

Das war ihr Requiem für die unendlich teuren Freunde, Mitkämpfer und Gesinnungsgenossen.

Über diesen Schmerz musste sie hinwegkommen. Die Zeit verlangte aktives Handeln. Treffen musste man den Feind nicht nur mit dem Bajonett, sondern auch mit der Feder. Vielleicht widmete sich Alexandra Kollontai ebendeshalb mit so unbezähmbarer Energie der Tätigkeit als Parteischriftstellerin. Ihre Artikel wurden in der «Prawda» und «Iswestija» veröffentlicht. Es erschienen ihre Bücher «Die neue Moral und die Arbeiterklasse» und «Die Arbeiterin im ersten Jahr der Revolution» sowie die Skizzen über die Stuttgarter und die Kopenhagener Konferenz; als Einzelbroschüre publiziert wurde auch ihr Referat vom Ersten

Gesamtrussischen Arbeiterinnenkongress «Die Familie und der kommunistische Staat».

Die Parteiarbeit blieb jedoch nach wie vor ihr Hauptbetätigungsfeld. Sie sprach auf dem Ersten Kongress der III. Internationale und war Delegierte des VIII. Parteitages, wo sie ein Referat zur Arbeit unter den Frauen hielt.

Nachdem Inès Armand in Naltschik an Cholera gestorben war, wurde Alexandra Kollontai zur Leiterin der Frauenabteilung beim Zentralkomitee der KPR (B) ernannt.

Jetzt musste sie ihre ganze Zeit zwischen Moskau und den Fronten des Bürgerkriegs aufteilen, wohin sie immer wieder fuhr. Dennoch lassen die bruchstückhaften Archivskizzen ihr Wirken auch in diesem ihr vom Zentralkomitee übertragenen wichtigen Bereich der Parteiarbeit erkennen. Sie bereitete eine gesamtrussische Beratung der Leiter der Gouvernementsabteilung für die Arbeit unter den Frauen vor und hielt dort auch das Referat.

Die Frauenabteilung des ZK der KPR (B) befasste sich unter anderem mit dem Schutz von Mutter und Kind, mit dem Kampf gegen die Prostitution und nicht zuletzt mit der Frauenbewegung im internationalen Massstab.

Diese Frage erörterte Alexandra Kollontai mit ihrer langjährigen Freundin Clara Zetkin, die aus Berlin gekommen war. Clara Zetkin hatte die Absicht, mehrere Artikel über die Frauenbewegung zu veröffentlichen, und Alexandra Michailowna versprach ihr, dass sie diese, wenn sie nur ein wenig Zeit fände, selber ins Russische übertragen wollte.

Auf der Beratung wurden zahlreiche Fragen erörtert: die Tätigkeit der Frauenabteilung in den von der Roten Armee befreiten Gebieten des Landes, die unlängst veranstaltete «Woche des Kindes» und die Arbeit des Agitationszugs, der mit Ärzten, Hebammen und Agitatoren viele Wochen lang durchs Land gefahren war.



Alexandra Kollontai mit ihrem Mann Pawel Dybenko bei dessen Eltern auf dem Dorf; rechts Dybenkos Schwester mit Kind.

Alexandra Kollontai berichtete von der Arbeit der Frauenabteilung, besonders von ihrer Arbeit unter den Frauen des Ostens. Einige Zahlen und Fakten aus ihrem Referat:

Die Frauenabteilung stellte Verbindung mit Kirgisien, Baschkirien, mit der Tatarischen Republik, mit Turkestan, Aserbaidschan und der tschuwaschisch-mordwinischen Bevölkerung der Gouvernements her.

«Genossen, ich bin glücklich, Ihnen mitteilen zu können», sagte Alexandra Kollontai, «dass die Arbeit unter den muslimischen Frauen den toten Punkt überwunden hat. In Baku wurden zwei Schulen für sie eröffnet sowie ein Klub und ein Leseraum, in Astrachan zwei Schulen. In Turkestan haben sich Sartinnen* und Kirgisinnen über alle sie bindenden Vorurteile hinweggesetzt, haben mit den jahrhundertealten Sitten gebrochen und besuchen jetzt die Versammlungen. Am leichtesten gelingt es den Abteilungen zur Arbeit unter den Frauen, die Orientalinnen für die Fragen der Bildung zu gewinnen. Sie handeln gemeinsam mit den Volkskommissariaten für Bildungswesen. Und hier kann ich Ihnen erfreuliche Zahlen nennen: Gegenwärtig sind in verschiedenen Städten des Ostens Handwerker-Genossenschaften geschaffen worden, in denen Frauen arbeiten und die sie auch leiten. In Taschkent haben sich in diesen Genossenschaften zweitausend, in Samarkand fünftausend Frauen zusammengeschlossen. In Turkestan sind sechs Schulen für kirgisische Frauen, zwei für Sartinnen, zwei Klubs für muslimische Frauen und eine turksprachige Schule eröffnet worden.»

Im Saal wurde kräftig applaudiert. Die Frauen in ihren ungewöhnlichen orientalischen Gewändern sprangen, etwas rufend, von ihren Plätzen auf und liefen auf die Bühne, wo das Präsidium der Beratung sass. Dort warfen sie Parandsha (Mantel mit Gesichtsschleier) und Schleier auf den Fussboden und traten mit den Füßen darauf.

* Sarten – verächtlicher Name für die Usbeken, der sich unter der Zarenherrschaft eingebürgert hatte.

Die Leiterin der Frauenabteilung beim ZK der Bolschewiki sagte: «Genossinnen, nach der Beratung wollen wir diese schändlichen Beweise für die Knechtung der Frauen des Ostens verbrennen.»

Der Rechenschaftsbericht Alexandra Kollontais über die Tätigkeit der Frauenabteilung des ZK wurde als dünne Broschüre auf grauem Packpapier veröffentlicht – andere Möglichkeiten hatte man damals nicht – und in die gesamte Russische Sowjetrepublik verschickt; durch spezielle Verbindungsleute gelangte sie auch in die noch von den Interventen und Weissgardisten besetzten Gebiete.*

Etwa ein Jahr leitete Alexandra Kollontai die Abteilung zur Arbeit unter den Frauen beim Zentralkomitee der KPR (B). Der Bürgerkrieg riss sie von der geliebten Tätigkeit, von Dybenko und von ihrem Sohn wieder fort. Pawel Jefimowitsch wurde zum Studium an die Militärakademie delegiert, damit er sich politisches und militärisches Wissen aneigne, doch auch ihn hielt es nicht in Moskau, und er ging an die Front. Alexandra Kollontai aber wurde vom ZK der Partei in die Ukraine entsandt, an eine der wichtigsten Fronten im Kampf gegen die ausländischen Interventen und die weissgardistischen Armeen, wo der Sturm auf das letzte Bollwerk der konterrevolutionären Armee Barons Wrangel bevorstand.

Alexandra Kollontai traf in Kiew gerade an dem Tag ein, als in der Stadt eine Armee-Parteikonferenz eröffnet wurde. Den Saal betrat eine Frau in elegantem weissem Kostüm und luftig weissem Hut und nahm seitlich beim Eingang Platz.

Man begann sich nach ihr umzudrehen. Ins Präsidium wurde ein Zettel gereicht: «Hier sind Parteilose anwesend.» Das Präsidium der Konferenz verfügte, unverzüglich eine allgemeine Überprüfung der Parteidokumente vorzunehmen. Die Türen wurden geschlossen, damit niemand hinauskonnte, und die Genossen

* vgl. den Bericht über die Tätigkeit der Abteilung zur Arbeit unter den Frauen beim ZK der KPR, gehalten von Genossin Kollontai auf der Dritten Gesamtrussischen Beratung d. er Leiter der Gouvernementsabteilungen zur Arbeit unter den Frauen, Moskau 1920, S. 1-7 (russ.)

aus dem Präsidium gingen, von bewaffneten Rotarmisten begleitet, durch die Reihen. Sie kamen auch zu der Frau im weissen Kostüm.

«Mein Dämchen, Ihre Dokumente», bat der Prüfer nervös. So sprach man sie häufig an: «Mein Dämchen!»

Die Frau wies ihr Mitgliedsbuch sowie ihr Mandat als Vertreter des Zentralkomitees der KPR (B) vor.

Jetzt ging die leichte Panik in Verwirrung über. Der Genosse aus dem Präsidium wurde puterrot und rief: «Warum führen Sie uns an der Nase herum, Genossin Kollontai? Kommen Sie ins Präsidium.»

«Ich bin nicht ins Präsidium gewählt worden», entgegnete Alexandra Michailowna.

Und noch ein Zeugnis aus dieser Zeit:

«Es war der heisse Sommer des Jahres 1919. Auf die Hauptstadt der Ukraine zu bewegten sich in einem Umgehungsmanöver die weissen Armeen.

Im Halbdunkel des düsteren, nach Pferdeschweiss, Stallung und Moder riechenden Zirkusgebäudes hatten sich vor ihrer Entsendung an die Front Rotarmisten, Arbeiter und Kiewer Komsolzen versammelt.

Die Ansprache sollte, wie wir wussten, ein Mitglied der ukrainischen Regierung halten. Unvermittelt stieg eine schwächliche, schlanke Frau in elegantem blauem Kleid und mit riesigem Strohhut auf das Podest. Ein rauchfarbener, durchsichtiger Schal wand sich um den Hut und hing lässig herab. Energisch zog die Frau eine lange Haarnadel heraus, nahm den Kopfputz ab und legte ihn auf einen Stuhl, schüttelte das dunkelblonde Lockenhaar und begann zu sprechen. Befremdet und beinahe missbilligend sahen die roten Kämpfer zu ihr hin.

„Wer ist denn das?“

„Der Volkskommissar für Agitation und Propaganda der Ukraine“, hörte ich jemanden flüstern.

Es waren erst wenige Minuten vergangen, aber der Saal war

ganz Ohr, alles drängte weiter nach vorn, bezaubert von der aussergewöhnlichen Rednerin. Die kräftige Stimme, an den Klang eines Violoncellos erinnernd, die schauspielerische Diktion, die klugen und verständlichen Worte, in die die Gedanken gekleidet waren, und die beeindruckende Rednergabe setzten alle in Erstaunen ...

Sie sprach vom sicheren Sieg über den Feind der Sowjetmacht, von dem Land, das die Bauern erhalten würden, von dem Kampf für das Glück der Werktätigen und von der Zukunft, die schön sein würde wie nie zuvor. Ich blickte dem neben mir stehenden Soldaten in die Augen und sah in ihnen ein Licht, das aus dem tiefsten Innern kam.

Alexandra Kollontai fand das Hauptsächliche, was von einem Redner verlangt wird – den Schlüssel zum menschlichen Herzen.»

So der Bericht eines damaligen Mitglieds des Gouvernementskomitees des Kiewer Komsomol, der künftigen Schriftstellerin Galina Serebrjakowa.

Aus Kiew begab sich Alexandra Kollontai nach Belorussland, das von den Weissen bedroht wurde. Darüber berichtet die Komsomolzin Bassja Kogan aus dem Städtchen Lojew:

«Alexandra Kollontai kam zu uns nach Lojew mit einem Agitationsdampfer auf dem Wege von Kiew nach Gomel. Es war Markttag, viel Volk war versammelt. Sie ging gleich vom Dampfer aus auf den Marktplatz, fragte einen in der Nähe stehenden Bauern, ob sie seinen Wagen besteigen dürfe, und sprach von da aus zu den Versammelten.

Es war eine unruhige Zeit, die Polen griffen uns an. Wir alle lauschten ihrer Rede mit Erregung. Sie beruhigte uns und sagte, wir sollten nicht den Mut verlieren. ‚Der Rückzug ist nur zeitweilig, wir müssen aushalten‘, waren ihre Worte. ‚Wartet auf uns, wir kommen wieder!‘

Sehr klar und für alle verständlich charakterisierte Alexandra

Kollontai die Lage, sprach so überzeugend und ergreifend, dass vielen von uns die Tränen kamen. Sie wurde von allen Seiten umringt, jeder wollte ihr die Hand drücken.

Ich stand dicht neben ihr, und noch jetzt sehe ich sie vor mir, lebhaft, überzeugt, überzeugend. ‚Wartet auf uns, wir kommen wieder!‘ Diese ihre Worte blieben mir für immer in Erinnerung. Uns alle verblüfften ihre Schönheit und ihre Geradheit. Es war So leicht, mit ihr zu reden.

Der Bauer, dem der Wagen gehörte, liess nicht zu, dass sie zu Fuss zur Anlegestelle zurückkehrte; er fuhr sie auf seinem Wagen. Das Pferd ging im Schritt, und wir alle, die riesige Menge, begleiteten sie zum Dampfer. Wir verabschiedeten uns von ihr wie von einem nahestehenden Menschen.»

Der Waffenlärm war verstummt. Die Rote Armee hatte den weissgardistischen General Denikin aus der Ukraine vertrieben. Und obwohl es ringsum noch genügend Feinde gab und in den Wäldern bald hier, bald dort die Banden der Grünen, der Gelbblauen und anderer nationalistischer Atamane ihr Unwesen trieben und die Erde mit dem Blut des ukrainischen Volkes tränkten, zog es Pawel Dybenko mit unbezwingbarer Kraft nach Hause, in sein Heimatdorf. Er hatte seine Eltern seit Beginn des Weltkrieges, als er an die Front ging, nicht mehr gesehen. Jetzt war er so nahe bei seinem Vaterhaus, dass er beschloss, für ein paar Tage hinzufahren und die alten Leutchen mit seinem Besuch zu erfreuen.

Alexandra Michailowna konnte sich nicht einmal vorstellen, dass sie plötzlich alle Dinge in Moskau und an der Front im Stich lassen könnte, sie konnte sich nicht vorstellen, dass sie dem Strudel der Ereignisse, jenem brodelnden Kessel, in dem sie sich seit dem Augenblick ihrer Rückkehr nach Sowjetrussland befand, entringen konnte, um einmal auszuspannen von der Arbeit. Doch als Pawel Jefimowitsch ihr sagte, dass er für ein paar Tage zu seinen Eltern fahren wolle, und ihr vorschlug mitzukommen, ja, dass er

darüber bereits mit dem Oberkommandierenden Michail Wasiljewitsch Frunse gesprochen hätte, willigte sie sofort ein.

Nach dem Dorf, in dem Dybenkos Eltern lebten, reisten Pawel Jefimowitsch und Alexandra Michailowna mit der Bahn. Über vierundzwanzig Stunden schleppte sich der Zug durch die mit Wunden überzogenen Städte der Ukraine. Häufig hielten sie auf den Stationen – es war kein Brennmaterial vorhanden, die alte Lok stiess hilflos ihren letzten Dampf aus, wartete, bis der Tender wieder mit Holz oder zufällig erbeuteter Kohle beladen war. Einmal brachten Banditen den Zug zum Halten und drangen in die Waggons ein. Dybenko wartete begierig auf den Kampf. Er umklammerte, entschlossen, sich bis zum Letzten zu verteidigen, wütend den Revolver in seiner Hand. Zum Glück eilte rechtzeitig eine Gruppe Rotarmisten auf einer Draisine herbei und vertrieb die Banditen mit dem Maschinengewehr.

Das Dorf erreichten Dybenko und Alexandra Kollontai an einem klaren Spätsommerabend, als sich die Bäume unter den goldenen Gaben der Natur niederbeugten und ringsum solch eine Stille herrschte, als gäbe es keinen Krieg, kein Töten, kein Leid und keine Tränen.

Die beiden Alten schauten verwirrt auf den schönen stattlichen Burschen in Militärbluse und keck aufs Ohr gesetzter flacher Pelzmütze und mit akkurat gestutztem Bart und Schnurrbart. Und auf die Frau, die er, zärtlich um die Schultern gefasst, in die Hütte führte. Er verneigte sich, wie es einem gehorsamen Sohn zukommt, und sagte: «Liebe Mama, lieber Papa, empfängt die Gäste!»

In das Dorf zu Dybenkos Eltern waren verworrene Gerüchte gelangt, dass ihr Sohn Paschka, den man vor Jahren in die Uniform des Zaren gesteckt hatte, ein hohes Tier geworden wäre. Es wurde alles Mögliche erzählt. Bald faselte einer, dass man Paschka getötet hätte, bald, dass er in Petersburg in einem grossen steinernen Haus wohnte.

Die Mutter schwankte, wie jede Mutter, zwischen Verzweif-

lung und Hoffnung, glaubte aber, dass sie ihren Sohn doch noch einmal zu sehen bekäme. Der Vater, der den Russisch-Japanischen Krieg mitgemacht hatte, schwieg zumeist, er begriff, dass im Krieg so vieles geschehen konnte – aber im tiefsten Herzen hegte er ebenfalls die Hoffnung, dass der Sohn zurückkehren möge. Woher sollten die alten Leute wissen, dass ihr Sohn Paschka, der auf der Dorftrift das Vieh geweidet hatte und in die Nachbargrundstücke geklettert war, um Äpfel zu stehlen, wirklich ein «grosser Chef» geworden war, Vorsitzender irgendeines unbekanntes «Zentrobalt» und Mitglied der Regierung Sowjetrusslands, und dass sein Name in den Zeitungen stand. Zeitungen kamen, Gott sei's gedankt, nicht bis hierher, und wenn ihnen wie durch ein Wunder irgendein Papierfetzen, aus der Stadt hergeflogen, in die Hände geraten wäre, so hätten sie ihn behutsam in gleichmässige Streifen gerissen und Selbstgedrehte mit Tabak «Marke Eigenbau» daraus gefertigt.

Als die Mutter, die Augen vom Sohn auf die schöne, gepflegte Frau wendend, die ihr Paschenka so unerwartet in die Hütte gebracht hatte, mit dem Herzen fühlte, dass das seine Braut wäre, stürzte sie in die Heiligenecke, nahm die Ikone ab und drückte sie dem Alten in die Hände: «Segne die jungen Leute...»

Drei Tage – drei Tage und drei Nächte nur – verbrachten Pawel Dybenko und Alexandra Kollontai in dem Dorf.

Das war nicht Kuusa mit seinem Herrenhaus und seinen schönen schattigen Alleen, wo die Diener jeder Bewegung Schuras – Alexandras, Alexandra Michailownas – aufmerksam folgten.

Das war ein Dorf, eine Dorfkate mit Fussboden aus gestampftem Lehm und angrenzendem kleinen Hof, über den die Hühner liefen und wo im angebauten Stall ein Ferkel grunzte – Kleinvieh, das wie durch ein Wunder nicht in den Suppentopf der durch das Land ziehenden Banden geraten war. Doch vielleicht ist sie niemals in ihrem ganzen Leben so glücklich gewesen wie in jenen

schnell vorbeihuschenden, ihr vom Schicksal geschenkten Tagen und Nächten.

Ein in den Wirren des Bürgerkriegs am Leben gebliebener und in das Dorf geratener Fotograf schleppte einen riesigen hölzernen Apparat auf einem Dreifuss herbei, setzte die Eltern Dybenkos und ihre Tochter mit dem Kind auf dem Arm umständlich auf eine Bank, stellte Pawel Jefimowitsch in Tscherkessenrock und Pelzmütze dahinter und neben ihn Alexandra Michailowna in weisser Bluse, hiess das junge Paar, die Köpfe aneinanderzulehnen, und sagte mit feierlicher Stimme: «Nicht bewegen!» – und klickte mit dem Verschluss. Dann zog Alexandra Michailowna die bestickte ukrainische Bluse von Pawels Schwester an. Und der Fotograf nahm ein zweites Bild von Alexandra und Pawel auf. So blieben sie uns für immer auf den wie durch ein Wunder unversehrten Fotografien erhalten.

Nach drei Tagen setzten sich Dybenko und Alexandra Kollontai auf einen mit einem alten Gaul bespannten Wagen, warfen ihre paar Habseligkeiten hinein und fuhren zur nächsten Bahnstation. Gemeinsam mit ihnen reiste Dybenkos Schwester nach Moskau. Die Alten begleiteten den Sohn bis an den Rand des Dorfes und blieben schweigend stehen, bis die Fuhre in den Staubwolken verschwunden war.

An den Fronten des Bürgerkriegs kämpfte Alexandra Kollontai mit Pawel Dybenko in der Armee Frunses, bis die letzte Bastion der Konterrevolution zerschlagen war. Pawel Jefimowitsch als Divisionskommandeur der Südfront, Alexandra Michailowna als Leiter der Politabteilung dieser Division.

Zu der Armee des schwarzen Barons Wrangel waren, noch während der Kämpfe in der Südukraine, Teile der zerschlagenen Denikinkorps gestossen, die wütend um sich schlugen.

Dybenkos Division nahm eine Reihe ehemaliger Denikinleute gefangen, es gab auch Überläufer. Alexandra Kollontai unterhielt

sich mit ihnen und machte sich vom moralischen Zustand des Gegners ein Bild.

Der Bürgerkrieg ging zu Ende: Die Interventen waren vertrieben, die weissgardistischen Armeen zerschlagen. Das Land aber lag in Trümmern. Die Jahre des Wiederaufbaus standen bevor.

Am 8. März 1921 wurde in Moskau der X. Parteitag der KPR (B) eröffnet. Dringende Aufgaben der Volkswirtschaft harrten der Lösung. Man musste, wie wir heute sagen würden, vom Punkt Null beginnen. Die industrielle Produktion hatte sich im Vergleich zum Vorkriegsjahr 1913 auf weniger als ein Fünftel verringert. Auf den mit Unkraut überwucherten Bahngleisen standen demolierte Lokomotiven und Waggons. Der Ernteertrag war auf die Hälfte gesunken, bei vielen Kulturen sogar auf ein Zehntel oder Fünfzehntel. Und wenn das Getreide eingebracht worden war, so lag es grösstenteils in den Kornkästen und Geheimspeichern der wohlhabenden Bauernschaft. Anfang 1921 war die Versorgungslage in Sowjetrußland ausserordentlich schwierig.

All das komplizierte die politische Situation Sowjetrußlands. Die Ablieferungspflicht – die Zwangsbeschlagnahme von Getreide bei den Bauern, hauptsächlich den Kulaken – führte zu einer allgemeinen Unzufriedenheit auf dem Lande. Auch inmitten der Arbeiterklasse wuchs die Unzufriedenheit. Viele Betriebe und Fabriken hatten die Arbeit noch nicht wieder aufgenommen. Ein Prozess der Deklassierung des Proletariats war im Gange. Ein Teil der Arbeiter, der mit dem Dorf verbunden war, unterlag immer stärker dem Einfluss der kleinbürgerlichen Ideologie. Das beunruhigte das ZK der KPR (B) und die Sowjetregierung zutiefst.

Unmittelbar vor dem X. Parteitag hatte es ein Ereignis gegeben, das die politische Situation im Land noch mehr verschärfte und im Lager der in- und ausländischen Konterrevolution Hoffnungen hervorrief. Dieses Ereignis war die Meuterei in Kronstadt.

Erinnern wir uns, was in Kronstadt, dem Seekriegsvorhafen Petrograds, vor sich ging.

Am 1. März wurde auf einem Matrosenmeeting auf Vorschlag des Schreibers Petritschenko eine Resolution angenommen, in der die Matrosen die Einführung des freien Handels, die Aufhebung der gegen die Lebensmittelspekulanten zu Felde ziehenden Sperrabteilungen und die Legalisierung der Partei der Sozialrevolutionäre forderten. Die Meuterei griff rasch um sich. Es wurde ein Provisorisches Revolutionskomitee unter der Leitung Petritschenkos gebildet. Den zaristischen General Koslowski ernannte man zum Kommandeur der aufständischen Einheiten. Leicht vorstellbar, welche Hoffnungen das im Westen auf eine Wiederherstellung des Kapitalismus in Russland erweckte. Die bürgerliche Presse schrieb schon, dass die Tage der Regierung Lenins gezählt seien.

Am 5. März wandte sich die Sowjetregierung an die Aufständischen mit der Forderung, die Waffen niederzulegen. Als diese sich weigerten, begannen Einheiten der Roten Armee den Sturm auf Kronstadt, doch der erste Versuch, die konterrevolutionäre Meuterei niederzuschlagen, endete mit einem Misserfolg. Am 17. März, gleich nach Beendigung des X. Parteitags, gingen kommunistische Abteilungen zum Sturm gegen die aufrührerische Festung vor, unter ihnen dreihundert Parteitagsdelegierte, wie beispielsweise auch der zwanzigjährige Alexander Fadejew, der künftige Schriftsteller, Verfasser der Romane «Die Neunzehn» und «Die junge Garde». Die Meuterei von Kronstadt wurde zerschlagen. Ihre Anführer flohen nach Finnland und in andere Länder.

Die politische Lage erforderte unverzügliche Massnahmen. Auch aus der Kronstädter Meuterei mussten Lehren gezogen werden. Das geschah auf dem X. Parteitag, wo Lenin im politischen Bericht ausführte:

«Deshalb müssen wir es verstehen, unsere Tätigkeit so mit den Klassenverhältnissen in unserem Lande wie in den anderen Län-

dem in Einklang zu bringen, dass wir... imstande sind,... wenn auch allmählich, alle die Nöte und Krisen zu heilen, die über uns hereinbrechen.»* Und er zog die Schlussfolgerung, «dass die Diktatur des Proletariats nicht anders als durch die kommunistische Partei möglich ist».

Der X. Parteitag fasste auch den grundlegenden Beschluss über die Neue Ökonomische Politik (NÖP). Unter anderem wurde die Ablieferungspflicht durch eine Naturalsteuer ersetzt und der Konterrevolution damit eine gefährliche Waffe aus der Hand geschlagen.

Der X. Parteitag ging noch durch ein weiteres wichtiges Ereignis in die Geschichte ein: Auf ihm wurde die «Arbeiteropposition» zerschlagen.

Was stellte die «Arbeiteropposition» dar, was waren ihre Ziele? Und welche Rolle in ihr spielte Alexandra Kollontai auf und nach dem Parteitag?

Unweit Moskaus, dort, wo elf Kilometer von dem jetzt um die Hauptstadt herumführenden Autobahnring entfernt eine Chaussee von der nach Südwesten verlaufenden Magistrale abzweigt, stösst man beim Dorf Walujewo auf ein Metallgitter und dahinter, in der Tiefe, auf eine weitflügelige Schlossanlage mit Säulen und verschiedenen Wirtschaftsgebäuden. Solche Paläste errichteten sich im Russland des 18. Jahrhunderts hochgestellte Adlige. Sie ahmten damit Versailles und Peterhof nach. Dieser Palast gehörte einstmals dem Grafen Mussin-Puschkin, danach ging er auf unbekanntem Wege an einen Kaufmann und Millionär über. Dieser flüchtete natürlich nach der Revolution, und in dem Palast wurde ein Erholungsheim eingerichtet.

In der ersten Februarhälfte des Jahres 1921 fuhr Alexandra Kollontai nach Walujewo, um dort die Thesen für den Vortrag «Über die kommunistische Moral auf dem Gebiet der ehelichen

* W.I. Lenin, Werke, Band 32, S. 179, 200

Beziehungen» auszuarbeiten, den sie bald darauf an der Kommunistischen Swerdlow-Universität in Moskau halten sollte.

Zu dem Thema werden wir noch zurückkehren, wenn wir uns näher mit ihren damaligen Ansichten über Ehe und Familie beschäftigen. Alexandra Michailowna arbeitete in Walujewo jedoch ausserdem an einer Broschüre über die «Arbeiteropposition». Diese wurde bald darauf in Moskau gedruckt und als Manifest der Gruppe um Alexander Schljapnikow, Sergej Medwedew und Alexandra Kollontai – der Führer der «Arbeiteropposition» – dem X. Parteitag vorgelegt.

Die Plattform der «Arbeiteropposition» verlangte die Übergabe der staatlichen Funktionen bei der Lenkung der Industrie in die Hände der Gewerkschaften. Höchstes Organ der Leitung der Volkswirtschaft sollte ein Gesamtrussischer Kongress der Produzenten sein. Eben damit sollte der Staat von der Leitung der Wirtschaft entbunden werden, was unweigerlich zu einer Trennung zwischen Arbeiterklasse und Bauernschaft führen und die Hauptprinzipien, auf denen die Sowjetmacht basierte, untergraben würde. Auch die Arbeiterklasse selbst würde damit dem Sowjetstaat entgegengestellt werden. Die Plattform der «Arbeiteropposition» versuchte praktisch unter den Bedingungen Sowjetrusslands die Ideen der Anarcho-Syndikalisten zu realisieren.

Auf dem X. Parteitag unterzog Lenin die Plattform der «Arbeiteropposition» einer vernichtenden Kritik. «So kann man nicht arbeiten», sagte er über die von Alexandra Kollontai verfasste Broschüre, «denn das ist Demagogie, auf der die anarchistischen Machnoschen und Kronstädter Elemente basieren.» – «Auf Grund all dessen verwirft der Parteitag der KPR entschieden diese Ideen, in denen sich die syndikalistische und anarchistische Abweichung äussert, und erkennt als notwendig an

erstens, unaufhörlich und systematisch den ideologischen Kampf gegen diese Ideen zu führen;

zweitens erklärt der Parteitag die Propaganda dieser Ideen als unvereinbar mit der Zugehörigkeit zur KPR.»*

Alexandra Kollontai trug schwer an den Meinungsverschiedenheiten mit Lenin und im Grunde genommen der ganzen Partei. Sie analysierte ihre Fehler und Verirrungen, aber sie fand nicht sofort die Kraft, sich von ihnen loszusagen.

Nach dem X. Parteitag setzte sie ihre Parteiarbeit fort, ausserdem hielt sie einen Vortragszyklus an der Swerdlow-Universität. Im Juni 1921 sprach sie auf der in Moskau stattfindenden II. Internationalen Konferenz der Kommunistinnen über die Formen und Methoden der Arbeit unter den Frauen und wurde zur stellvertretenden Leiterin des Internationalen Frauensekretariats beim Exekutivkomitee der Komintern gewählt.

Am 22. Juni 1921 wurde in Moskau der III. Kongress der kommunistischen Internationale eröffnet. Das ZK der KPR (B) beauftragte Alexandra Kollontai, wiederum ein Referat über die Arbeit der kommunistischen Parteien unter den Frauen zu halten. Sie erfüllte den Auftrag, entschloss sich aber, das weltweite kommunistische Forum zu nutzen, um ihre vom X. Parteitag verurteilten oppositionellen Auffassungen darzulegen. Sie versuchte sogar, dafür den «Segen» Lenins zu bekommen, und bat ihn, den Text ihres Referats zuvor durchzulesen.

Als Alexandra Kollontai viel später, auf einer Versammlung der sowjetischen Kolonie in Stockholm, über Lenin als Führer der Revolution, als Denker und Mensch sprach, führte sie aus: «Er verstand es, ja, er liebte es sogar, Einwände zu hören. Das half ihm, die eigenen Gedanken weiter zuzuspitzen. Er lehnte die Einwände nicht gänzlich ab, er entnahm ihnen das Richtige, selbst wenn es nur ein Körnchen war.» Doch an diesem Junitag, als sie Lenin ihre Thesen reichte, antwortete er ruhig und entschieden,

* W.I. Lenin, Werke, Band 32, S. 208, 252



Auf der Zweiten Internationalen Konferenz der Kommunistinnen, Moskau 1921.

dass es, um gegen die Parteidisziplin zu verstossen, keiner Zustimmung bedürfe.

Alexandra Kollontai sprach dennoch so, wie ihre Gesinnungsgenossen es verlangten. Die Kongressteilnehmer indes lehnten die Plattform der «Arbeiteropposition» ab. Im Grunde genommen war das die letzte Krise, die Alexandra Kollontai in ihrer Parteitätigkeit überwinden musste. Wusste sie damals aber, dass – von anderer Seite allerdings – sie bald noch ein zweites schweres Problem erwartete, das die Beziehung zu dem geliebten Mann zerstörte?

In den Materialien über Leben und Wirken Alexandra Kollontais

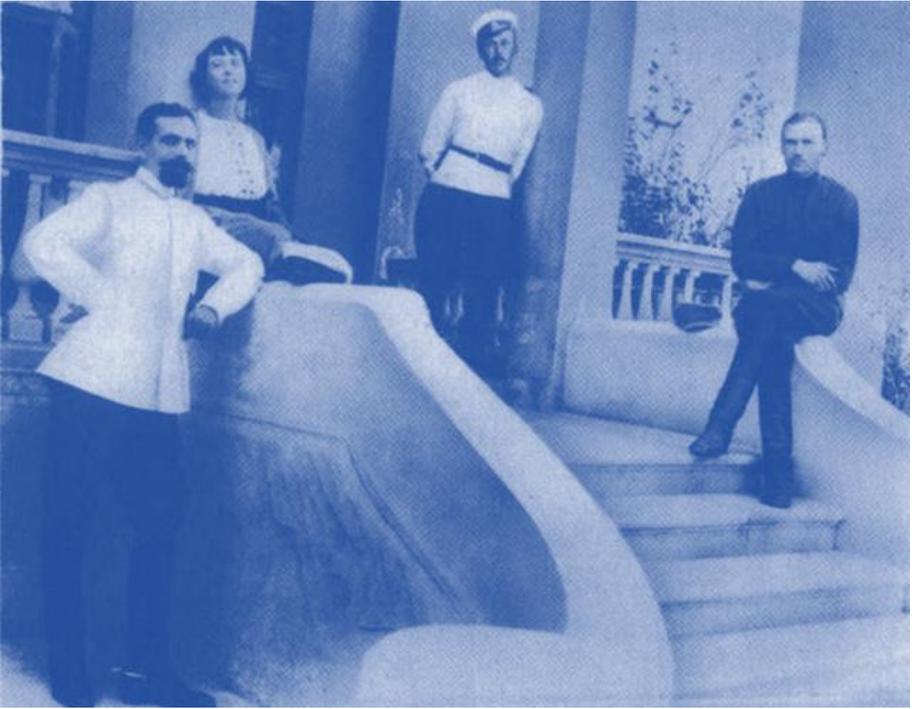
gibt es einen grossen weissen Fleck. Wo war sie, was tat sie zwischen dem III. Kongress der Kommunistischen Internationale, der im Juli 1921 endete, und den ersten Novembertagen 1922, als sie in diplomatischer Mission nach Norwegen fuhr?

Auch in diesen Monaten leistete sie eine wichtige Partearbeit. Im Dezember 1921 wurde sie auf dem IX. Gesamtrussischen Sowjetkongress wieder zum Mitglied des Gesamtrussischen Zentralexekutivkomitees gewählt. Sie gehörte damit dem höchsten Staatsorgan des Landes an. Wenn sie an diese Zeit zurückdachte, erinnerte sie sich häufig an Lenin, sie sprach von seinem Verhältnis zu den Menschen, und meint damit auch sein Verhältnis zu ihr, die in diesen für das Sowjetland so schweren Jahren gegen die Parteidisziplin verstossen hatte.

«Lenin war erstaunlich einfach und blieb zeit seines Lebens einfach und natürlich im Umgang mit den Menschen. Für ihn gab es keinen Unterschied, mit wem er verkehrte – ob mit einem ausländischen Botschafter oder dem Bauern aus der tiefsten Provinz, der von ihm Fürsprache erbat, damit er das Pferd zurückerhielt, das ihm unter der Provisorischen Regierung requiriert worden war... Grobheit, Grausamkeit – solche Eigenschaften gehörten nicht zu Lenins geistigem Gepäck. Prinzipienfestigkeit – das war etwas anderes.»

Sie wusste die Prinzipienfestigkeit zu schätzen, die Wladimir Iljitsch während des X. Parteitags und während der Arbeit des Kominternkongresses bekundet hatte. In jenen Julitagen des Jahres 1921 reiste Alexandra Kollontai in sehr nachdenklichem Zustand von Moskau nach Odessa.

In einer mit Platanen bepflanzten stillen Strasse Odessas bewohnte Pawel Jefimowitsch Dybenko eine zweigeschossige Villa, die einmal einem hohen Würdenträger gehört hatte. Nach Absolvierung der Moskauer Militärakademie war er zum Chef des Militärbezirks Odessa ernannt worden und im Sommer 1921



Pawel Dybenko und Alexandra Kollontai in Odessa (1901).

dorthin übergesiedelt. Als der III. Kongress der Komintern beendet war, fuhr Alexandra Kollontai zu ihm.

All die letzten Jahre – in den schweren Tagen von Brest, als Dybenko, der Lenins genialen Plan, Sowjetrußland vor einer deutschen Invasion zu retten, nicht begriff und aus dem Rat der Volkskommissare ausschied, und in der darauffolgenden Zeit, als Alexandra Kollontai nicht in erforderlicher Weise die Haltung und die Fehlerhaftigkeit der «Arbeiteropposition» einzuschätzen vermochte und gegen die Parteidisziplin verstieß – hatte sich in den Beziehungen zwischen den beiden Revolutionären nichts ge-

ändert, und es schien, dass sie auch jetzt noch dieselben waren wie in den ersten Jahren ihres gemeinsamen Lebens.

Aber dem war nicht so. Alexandra Michailowna fühlte sich in Odessa nicht wohl. Sie war unangenehm berührt von dem Luxus, mit dem Pawel Jefimowitsch sich umgeben hatte: den teuren Möbeln, Teppichen, Equipagen. Obwohl sie in den mondänen Petersburger Kreisen aufgewachsen war, brauchte sie nichts weiter als einen Schreibtisch, einen Stoss Papier und Bücher. Sie war überzeugt, dass ein Kommunist nicht das Recht auf ein besseres Leben hat als andere. Sie konnte Dybenko, der einer armen Bauernfamilie entstammte, nicht mehr begreifen. Als sie ihn fragte: «Wozu brauchst du das alles?», erwiderte er nichts und zuckte nur die Schultern.

Alexandra Kollontai konnte in Odessa nicht nur die Frau Dybenkos sein. Tag für Tag befasste sie sich mit schöpferischer Arbeit und bereitete sich auf Vorträge vor. Einige Auszüge aus ihren Aufzeichnungen im Juli und August 1921 belegen dies:

«Bemerkungen über Saint-Simon und seine ‚Doctrines‘. Interessant seine Analyse der Umwandlung der freien Markgenossen in Vasallen, Im neunten Jahrhundert herrschte noch völlige Selbständigkeit der Markgenossen (freien Landbesitzer). Im zehnten Jahrhundert bildete sich schon ein strenges Verwaltungssystem heraus, entstand die feudale Hierarchie.»

Am 1. Juli 1922 sprach Alexandra Kollontai im Odessaer Diskussionsklub über die Parteiethik. Die Thesen zu dem Vortrag unter der Überschrift «Die Moral als Waffe der Klassenherrschaft und des Klassenkampfes» drücken klar ihre Gedanken aus:

«1. Ethik, Moral oder Sittlichkeit bilden die Normen des Zusammenlebens, aufgestellt durch ein soziales Kollektiv oder in seinem Interesse.

2. Sittliche Begriffe sind keine dem Menschen angeborenen Vorstellungen oder Empfindungen. Sie werden anerzogen und dringen durch das soziale Milieu in den Menschen ein.

4. Die sittlichen Begriffe oder Normen bilden einen Teil der Ideologie des gesellschaftlichen Kollektivs, das unter bestimmten ökonomischen Bedingungen und in einer bestimmten Epoche lebt.

5. Die Moralauffassung der bürgerlichen Philosophen (Kant, Fichte u.a.). Der marxistische Standpunkt von der Moral nicht als von einem Gesetz, das dem Menschen von der Natur in die Seele gelegt wurde, sondern als etwas aus den ökonomischen Verhältnissen Abgeleitetes, als von einem Bestandteil des Klassenbewusstseins ...

37. Von der Heuchelei und dem Zaum der bürgerlichen formalen Sittlichkeit zur inneren Freiheit des neuen schöpferischen Menschen.»

Der riesige Saal des Diskussionsklubs war an jenem Sommertag des Jahres 1922 bis auf den letzten Platz gefüllt. Es war heiss und stickig. Doch wer lässt einen Vortrag von Alexandra Kollontai aus? Allenfalls die neu aufgetauchten NÖP-Leute, aber auch die strömen in den Saal, um «Madame Kollontai» zu sehen, hauptsächlich ihre Toilette, denn über den Stil ihrer Kleidung gehen schon lange Legenden um.

Der Vertreter des Gouvernementskomitees der Kommunistischen Partei der Ukraine, Genosse Mende, eröffnet die Veranstaltung mit einer kurzen Einleitung und erteilt Alexandra Kollontai das Wort.

In ihren letzten Lebensjahren schrieb Alexandra Michailowa in ihr Tagebuch:

«Jener Enthusiasmus, von dem ein Agitator besessen ist, der eine neue Idee oder These propagiert und dafür kämpft – das ist ein Seelenzustand, fast so süß wie Verliebtsein... Ich selbst war entflammt, und mein Entflammtsein übertrug sich auf die Zuhörer. Ich erbrachte keine Beweise, ich versetzte sie in Begeisterung. Die Versammlung verliess ich unter donnerndem Beifall, taumelnd vor Müdigkeit. Ich hatte dem Auditorium einen Teil meiner selbst gegeben und war glücklich.»

Derartig entflammt sprach sie an jenem Julitag des Jahres 1922

von der Tribüne des Diskussionsklubs in Odessa. Ihren Vortrag über die Parteietik und Moral des Menschen der neuen Gesellschaft schloss sie mit den folgenden Worten:

«Sehr häufig muss man beobachten, dass ein Mensch, der sich im Augenblick der Revolution als Held hervortat, der Grosses an Selbstaufopferung und Tapferkeit vollbrachte, jetzt, in der Periode des friedlichen Aufbaus, sich von einer ganz anderen Seite zeigt, als kleine, feige Person, als Karrierist und Egoist, zu Handlungen fähig, die einem revolutionären Helden absolut nicht angemessen scheinen.»

Alexandra Kollontai beendete den Vortrag unter stürmischem Applaus, antwortete auf Fragen und kehrte nicht im Wagen des Chefs des Militärbezirks, sondern zu Fuss nach Hause zurück. In dem Zimmer im Erdgeschoss fand sie auf dem Tisch einen Zettel in einem Umschlag vor und nahm an, dass Pawel Jefimowitsch ihr eine Mitteilung hinterlassen hätte.

Die Nachricht war aber nicht an Alexandra Kollontai gerichtet, sondern an Dybenko. Es war ein Liebesbrief von einem jungen Mädchen.

Eine kleine Abschweifung:

1920 waren die Überreste der Wrangelschen Truppen, von der Roten Armee zerschlagen, aus Sewastopol ins Ausland geflohen. In dem wilden Gedränge war von einem der Dampfer, der die Anlegestelle verliess, ein neunzehnjähriges Mädchen ins Meer gestossen worden. Ihre Eltern waren auf dem Dampfer geblieben. Fischer hatten das Mädchen gerettet, und bald gelangte sie nach Odessa...

Als Dybenko spätabends nach Hause zurückkam, sagte Alexandra Michailowna ihm ruhig, dass sie durch Zufall von seinem Verhältnis zu Walja – ebendiesem Mädchen – erfahren habe und dass von jetzt an zwischen ihnen beiden alles aus sei. Sie werde von ihm weggehen und rate ihm, wenn er Walja wirklich liebe, sein Leben mit dem ihren zu verbinden.

Dybenko stieg schweigend in den ersten Stock hinauf. Ein paar

Sekunden später ertönte ein Schuss. Mit durchschossener Lunge wurde er ins Krankenhaus eingeliefert. Die Wunde erwies sich als gefährlich, doch nicht als tödlich.

Alexandra Michailowna verliess Odessa nicht sofort, sondern wartete, bis Pawel Jefimowitsch wiederhergestellt war. Dann wiederholte sie, dass ihr Entschluss feststehe und sie sich für immer von ihm trennen werde.

In Odessa konnte Alexandra Michailowna jedoch nicht bleiben. Und nach Moskau wollte sie nicht. Nach allem, was geschehen war, fühlte sie sich auch dort nicht wohl. Sie dachte immer häufiger über die Vergangenheit und über ihre Fehler nach, sie durchlebte eine tiefe seelische Krise. 1918 hatte sie in ihr Tagebuch geschrieben, dass sie sich ein Leben ohne Parteiarbeit nicht vorstellen könne. Jetzt war die Zeit gekommen, da sie entscheiden musste, wie sie weiterleben wollte. Es blieb nur ein Weg: die Partei zu bitten, sie zu einer anderen Tätigkeit zu delegieren. Aber wen sollte sie darum bitten? Wladimir Iljitsch war krank. So beschloss sie, ans Zentralkomitee zu schreiben, und bat, ihr eine Arbeit weit von Moskau entfernt zuzuweisen. Sie war auch bereit, ins Ausland zu fahren, und sei es als Korrespondent der Russischen Telegrafagentur.

Der erste weibliche Diplomat

Angesichts der Wirtschaftskrise, die eine Einengung der Märkte hervorgerufen hatte, sahen sich die Ententemächte veranlasst, in Genua eine Wirtschafts- und Finanzkonferenz aller europäischen Staaten, einschliesslich der Sowjetunion und des besiegten Deutschlands, einzuberufen, angeblich mit dem «Ziel, die wirtschaftliche Wiedergeburt Europas zu fördern».

Diese Einladung Sowjetrusslands nach Genua war von westlicher Seite durchaus kein Akt des guten Willens. Aber die bewaffneten Feldzüge der Entente hatten mit einem Misserfolg geendet, und die fünfjährige Periode der Nichtanerkennung, das Fehlen ökonomischer Beziehungen zu einem so grossen Land wie Russland hatten der europäischen und der Weltwirtschaft merklichen Schaden zugefügt. England spürte das eher als die anderen; sein Handel mit Russland hatte stets einen wichtigen Platz in den aussenwirtschaftlichen Beziehungen eingenommen. Ebendeshalb brachte der britische Premierminister Lloyd George 1920 im Obersten Alliierten Rat den Beschluss ein, die Blockade Sowjetrusslands aufzuheben, und lud eine russische Handelsdelegation nach London ein.

Den ersten Riss bekam die aussenpolitische Blockade allerdings erst 1921, nach der Zerschlagung des dritten Feldzuges der Entente, der von französischen Reaktionären, dem bürgerlich-gutsherrschaftlichen Polen und von deren Schützling, dem zaristischen Baron Wrangel, organisiert worden war. England folgten dann weitere Staaten – Deutschland, Italien, Norwegen, Österreich, Schweden und die Tschechoslowakei –, die alle wirtschaft-

liche und politische Verträge mit Sowjetrussland unterzeichneten. Bis zur vollen Anerkennung war es trotzdem noch weit, und die Regierung Wladimir Iljitsch Lenins musste noch viele Hindernisse aus dem Weg räumen.

Im September 1921 fand in Brüssel eine Konferenz zur Frage der sogenannten Russlandhilfe statt. Der erste Punkt der Resolution lautete, dass die Konferenz einhellig die Organisierung einer umfassenden Hilfe für die Sowjetrepublik billige, und zwar nicht nur im Kampf gegen den Hunger, sondern auch in der schnellen Wiederherstellung der von Weltkrieg und Bürgerkrieg zerrütteten Volkswirtschaft. Aber das waren leere Worte, hinter denen nichts steckte. Die Konferenz erklärte schliesslich, dass eine solche Hilfe im notwendigen Ausmass nur in dem Fall erwiesen werden könne, wenn die sowjetische Regierung die zaristischen Schulden anerkenne und das gesamte konfiszierte ausländische Eigentum, das heisst das «Eigentum», das ausländische kapitalistische Unternehmen im Donezbecken und in anderen Industriegebieten dem russischen Volk geraubt hatten, zurückgeben werde.

Den Vorschlag einer solchen «Hilfe» beantwortete die Sowjetregierung am 28. Oktober 1921 mit einer vom Volkskommissariat für Auswärtige Angelegenheiten an fast alle Länder der Welt verschickten Note, in der in sarkastischem Ton darauf verwiesen wurde, dass Sowjetrussland sehr gut den Wert der Deklaration und die Erklärung der Westmächte einzuschätzen vermöge und über den Versuch der kapitalistischen Welt lache, die Frage der Hilfe für die Hungernden mit der Bedingung zu verknüpfen, die Zarenschulden zu begleichen. Nachdem die Sowjetregierung diese Note verschickt hatte, leitete sie den nächsten Schritt ein. In dem Bestreben, die ökonomische Zusammenarbeit mit den kapitalistischen Ländern zu erleichtern, erklärte die Sowjetregierung im Herbst 1921 ihre Bereitschaft, zu bestimmten Bedingungen die Vorkriegsschulden der zaristischen Regierung anzuerkennen.

Sie schlug vor, eine internationale Konferenz einzuberufen, die sich mit der Überprüfung der Ansprüche ausländischer Staaten gegenüber Russland und den sowjetischen Ansprüchen ihnen gegenüber beschäftigen und die Bedingungen des Friedens zwischen Russland und seinen Gegnern ausarbeiten sollte.

Die sowjetische Note stimulierte die Einberufung der Konferenz von Genua. Die britische Regierung ergriff die Initiative zu unverzüglichen Verhandlungen mit Moskau, und danach kam aus Italien, wo die Konferenz durchgeführt werden sollte, die offizielle Einladung. In diesem Telegramm vom 7. Januar 1922 wurde darauf verwiesen, dass «die alliierten Mächte es als überaus wünschenswert empfänden, wenn an der Spitze der sowjetischen Delegation Herr Lenin stünde, dessen Anwesenheit zweifellos die Lösung einer ganzen Reihe von Fragen günstig beeinflussen würde».

Am selben Tag wurde bekannt, dass durch Bemühungen Lloyd Georges auch das besiegte Deutschland nach Genua eingeladen sei. Der Sinn dieser Einladung war offenkundig: England wollte Deutschland wieder zu einer gewissen Macht verhelfen und es Frankreich entgegenstellen, das versuchte, die Vorherrschaft in Europa auszuüben, was wiederum den britischen Interessen schadete.

Moskau verhielt sich positiv zu dem Vorschlag, eine sowjetische Delegation nach Genua zu entsenden. Schon allein deshalb, weil die Tatsache der Einladung bestätigte, dass Europa und die Welt ohne einen so machtvollen ökonomischen Organismus wie Russland, das stets eng mit der internationalen Wirtschaft verbunden war, nicht würde leben und normal existieren können. Von nicht geringer Bedeutung war auch, dass der erste Punkt der in Cannes angenommenen Resolution lautete, dass die einen Nationen sich nicht das Recht anmassen könnten, anderen Nationen die Prinzipien zu diktieren nach denen sie den Staatsaufbau in ihrem eigenen Land organisieren müssten, und dass jedes Land das Recht habe, das von ihm bevorzugte System zu verwirklichen.

Damit war eine gute Grundlage für einen Dialog zwischen Sowjetrußland und den kapitalistischen Staaten gegeben.

Eine ausserordentliche Sitzung des Gesamtrussischen Zentralexekutivkomitees bestimmte Wladimir Iljitsch Lenin zum Leiter der sowjetischen Delegation und Georgi Wassiljewitsch Tschitscherin zu seinem Stellvertreter. Gleichzeitig wurde aber verfügt, für den Fall, dass der Vorsitzende des Rates der Volkskommissare W.I. Lenin nicht nach Genua fahren könne, Tschitscherin alle Rechte des Delegationsleiters zu übertragen. Und so kam es dann auch. Es muss jedoch hervorgehoben werden, dass die gesamte Vorbereitungsarbeit für die Genuakonferenz – die erste internationale Konferenz, auf der die sowjetische Diplomatie mit den erfahrenen bürgerlichen Diplomaten die Klinge kreuzte – unter der Leitung und intensiven Beteiligung Lenins und des Zentralkomitees der KPR (B) vonstatten ging.

Am 27. März 1922 legte Lenin auf dem XI. Parteitag der KPR (B) im politischen Bericht des ZK offen den Standpunkt für die bevorstehende Konferenz dar: «Es ist klar, dass wir nicht als Kommunisten, sondern als Kaufleute nach Genua gehen.»*

Dieser Satz ist ausserordentlich wichtig, denn nach ihm handelten in der Folgezeit alle sowjetischen Diplomaten, wohin immer ihr Land sie schickte, und ihn machte sich, wie wir bald sehen werden, in ihrer diplomatischen Tätigkeit auch Alexandra Michailowna Kollontai von ihren ersten Schritten in Norwegen an zur Richtschnur ihres Handelns.

Am 28. März 1922 begab sich die sowjetische Delegation auf die Reise nach Genua. Die internationale, besonders die europäische Presse widmete der bevorstehenden Begegnung mit den Bolschewiki Hunderte von Artikeln. Eine Unsinnigkeit folgte auf die andere, eine Mutmassung widersprach der anderen. Nicht nur die

* W.I. Lenin, Werke, Band 33, S. 250

Boulevardzeitungen, sondern auch durchaus seriöse bürgerliche Organe teilten mit, dass die Bolschewiki in roten Hemden und mit schwarzen Gürteln, Stiefeln und Pelzmützen erscheinen würden.

Auf dem Weg nach Genua machten die sowjetischen Diplomaten in Berlin Station, wo sie sich mit der deutschen Staatsführung trafen. Vier Tage dauerten die Begegnungen und Beratungen. Das im Weltkrieg besiegte und durch den Versailler Vertrag unterdrückte Deutschland litt unter der Inflation, der Arbeitslosigkeit und dem Abbruch der Wirtschaftsbeziehungen. Der damalige Reichskanzler Joseph Wirth begriff, wie wichtig eine Annäherung an Moskau war. Der Aussenminister Walther Rathenau jedoch, der eine entscheidende Rolle in der deutschen Politik spielte, war aufs Engste mit den Industriekonzernen verbunden (er war auch selbst ein Grosskapitalist); er suchte daher seit Langem Kontakt mit dem Westen, besonders mit Frankreich, und befürchtete, dass ein Vertrag mit Sowjetrußland den Westen von Deutschland zurückstossen könnte.

Die Beratungen, welche die sowjetische Delegation in Berlin führte, verliefen ohne Erfolg. Doch der Maulwurf der Geschichte gräbt langsam, aber stetig. Zehn Tage nach den Berliner Beratungen, auf denen Rathenau diesem lebenswichtigen Vertrag mit der Sowjetunion ausgewichen war, fand ein Ereignis statt, das bei den Feinden des jungen sozialistischen Staates Wut und eine beispiellose Verwirrung auslöste: In dem Städtchen Rapallo unweit von Genua unterzeichneten die sowjetischen Diplomaten einen Vertrag mit Rathenau, der einen gegenseitigen Verzicht auf den Ersatz aller Schäden sowie die Aufnahme diplomatischer Beziehungen zwischen Sowjetrußland und Deutschland beinhaltete. Am darauffolgenden Tag, dem 17. April, telegraphierte der stellvertretende Leiter der sowjetischen Delegation Maxim Litwinow nach Moskau:

«Unsere halbprivaten Verhandlungen mit dem Obersten Alliierten Rat haben in den Seelen der Deutschen Angst gesät, und Ra-

thenau kam gestern, halb lebendig und halb tot, zu uns gelaufen und schlug uns vor, an Ort und Stelle den gleichen Vertrag zu unterzeichnen, dem er bei unserer Durchfahrt in Berlin auswich.»*

Der Abschluss des Rapallovertrages erschütterte die ganze Welt. Die Reaktion der kapitalistischen Presse war heftig und konfus. Die Zeitungen meldeten, dass dieses Dokument wie eine Bombe einschlug. Die Russen, so schrie die westliche Presse, hätten einen Theatertrick vollführt und den Alliierten ein Kuckucksei ins Nest gelegt. Die deutsche Bourgeoisie teilte sich in zwei Lager: Die einen konnten es nicht fassen, die anderen sahen in dem Vertrag einen Weg zum Frieden und zur wirtschaftlichen Erneuerung Deutschlands. Offizielle deutsche Kreise erklärten, der Abschluss des russischdeutschen Vertrages sei nicht nur für beide Länder günstig, sondern erleichtere in gewisser Weise auch die Arbeit der Konferenz, indem er den wahren Weg zur Regelung der strittigen Fragen mit Russland und zur Erreichung eines allgemeinen Friedens zeige.

Viele Jahre später bemerkte der ehemalige deutsche Reichskanzler Joseph Wirth treffend: «Leider ist Deutschland später von dem Wege abgewichen, den wir in Rapallo betraten. Das führte das deutsche Volk ins Unglück und in die Katastrophe. Die Geschichte hat mit unbezwinglicher Logik gezeigt, dass die Freundschaft und die Zusammenarbeit Deutschlands mit Russland für die Deutschen lebensnotwendig ist.»**

So erzielte 1922 die sowjetische Diplomatie einen Sieg «neben Genua». Die Einheitsfront der kapitalistischen Staaten wurde zerbrochen.

* Von Brest-Litowsk bis Rapallo. Deutsch-sowjetische Beziehungen von den Verhandlungen in Brest-Litowsk bis zum Abschluss des Rapallovertrages, Band II, 1921 – 1922, Staatsverlag der DDR, Berlin 1971, S. 589

** Aus einem Gespräch des Verfassers mit dem ehemaligen deutschen Reichskanzler Joseph Wirth im Jahr 1955; veröffentlicht in der sowjetischen aussenpolitischen Zeitschrift «News» und in «Nowaja i nowejschaja istorija», 1968, Nr. 3 und 4, unter dem Titel «In Genua und Haag».

Bleibt nur hinzuzufügen, dass in jenen Jahren der Leninsche diplomatische Stab aus hervorragenden Politikern bestand wie etwa Georgi Wassiljewitsch Tschitscherin, Maxim Maximowitsch Litwinow, Jan Ernestowitsch Rudsutak, Leonid Borissowitsch Krassin, Wazlaw Wazlawowitsch Worowski und Jan Antonowitsch Bersin. Sie alle waren ehemalige Berufsrevolutionäre, aktive Funktionäre der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei Russlands und engste Mitarbeiter Lenins.

In diesen diplomatischen Stab trat 1922 auch Alexandra Michailowna Kollontai.

Georgi Wassiljewitsch Tschitscherin, Volkskommissar für Auswärtige Angelegenheiten Sowjetrusslands, überdies ein Gelehrter, ein glänzender Kenner von Geschichte, Philosophie und Musik, Verfasser tiefeschürfender Arbeiten zur Geschichte und zur Diplomatie und eines hervorragenden Buches über Mozart, war ein rastloser Arbeiter, ein Mensch, der durch sein Talent alle in Erstaunen versetzte. Seine erste Rede auf der Konferenz von Genua hielt er in ausgezeichnetem Französisch, womit er die französische Delegation beeindruckte; dann trug er sie englisch vor, damit auch Lloyd George, der Chef der britischen Delegation, ihn ohne Dolmetscher verstehen konnte.

In den vielen Jahren seines Emigrantenlebens hatte Tschitscherin eigenartige Gewohnheiten und Anschauungen entwickelt. So arbeitete er meist die ganze Nacht hindurch, schlief den Vormittag über und setzte sich dann wieder an die Arbeit. Als 1918 die bekannte englische Bildhauerin Claire Sheridan nach Moskau kam, um Skulpturen der Führer der Revolution anzufertigen, rief sie auch Tschitscherin an und wollte mit ihm einen Termin vereinbaren.

«Claire Sheridan? Sehr angenehm.»

«Ja, die Bildhauerin Sheridan», erwiderte die Engländerin. «Bildhauerin? Eine Frau?»

«Ja. Wann passt es Ihnen, mich zu empfangen?»

«Um drei», erwiderte Tschitscherin nach einer kleinen Pause.

«Sehr schön. Ich bin um drei bei Ihnen.»

«Um drei Uhr nachts», präzierte Tschitscherin.

«Nachts?»

«Ja, nachts.»

«Zu dieser Zeit schlafe ich.»

«Entschuldigen Sie, Madame. Aber ich arbeite um diese Zeit.»

Die Begegnung mit Claire Sheridan kam nicht zustande.

Als man Tschitscherin mitteilte, Alexandra Kollontai komme zu ihm, um sich mit ihm über eine zukünftige diplomatische Tätigkeit zu unterhalten, war er nicht sonderlich begeistert. Er war überzeugt, dass eine Frau für die Diplomatenlaufbahn nicht sehr geeignet sei, und gab seine Meinung auch dem Zentralkomitee zur Kenntnis. Stalin entschied jedoch anders und teilte Alexandra Kollontai mit, das ZK der KPR (B) habe beschlossen, sie zu diplomatischer Tätigkeit zu entsenden.

Aus einer Erzählung Alexandras Kollontais, aufgezeichnet von ihrer Sekretärin Emmi Lorensen:

«In Moskau wurde die Frage meiner Arbeit praktisch gelöst: Alexandra Kollontai ist nach Kanada zu entsenden. Das Volkskommissariat für Auswärtige Angelegenheiten erbat bei der kanadischen Regierung das Agrément. Aus Ottawa kam indes eine Absage. Dort erinnerte man sich an die Reise Alexandras Kollontais durch die USA, an ihr Auftreten gegen den Krieg, ihre Anklage gegen den Kapitalismus.

J.W. Stalin sagte, man müsse sich eine andere Variante überlegen.

„Norwegen“, schlug Alexandra Michailowna vor.

Das Volkskommissariat für Auswärtige Angelegenheiten erbat bei der norwegischen Regierung das Agrément. Die Antwort kam sogleich: Die Regierung des Königreichs Norwegen sei einverstanden.»

Mit Kummer und Schmerz in der Seele verliess Alexandra Kollontai Moskau im Herbst 1922. Sie war sich bewusst, dass sie sich jetzt nicht mehr mit der Frauenbewegung in Russland würde befassen können und dass mit diesem Tag auch ihre Verbindung zur Jugend abgerissen war. Es würde keine Begegnungen, keine Gespräche, keine stürmischen Versammlungen über Sittlichkeit, Moral und Ethik mehr geben, die doch zu einem Bestandteil ihres Lebens geworden waren. Ein neuer Abschnitt ihres Wirkens begann.

Kommunistische Moral, Liebe und Ehe

Am 8. März 1950 schrieb ein alter und treuer Freund an Alexandra Kollontai:

«Am heutigen Tage möchte ich in erster Linie Ihnen gratulieren, liebe Alexandra Michailowna. Wirklich, ich wüsste keine andere Zeitgenossin, die so viel für die Frauen getan hätte wie Sie, und nicht nur für die in unserem Lande, sondern in der ganzen Welt. Leider kann ich Ihnen nicht persönlich oder telefonisch gratulieren, deshalb muss ich den Postweg wählen...

Ihr M. Litwinow»

Die Gleichberechtigung der Frau in allen Bereichen des gesellschaftlichen und privaten Lebens – das war der Kampfplatz Alexandra Kollontais von dem Augenblick an, als sie sich der politischen Tätigkeit gewidmet hatte. Doch ihre Ansichten über die Emanzipation der Frau und über das Familienleben standen meist im Widerspruch zur Meinung der Parteipresse. Es ist ganz natürlich, dass Alexandra Kollontai häufig auf Unverständnis stiess, besonders was die Beziehung zwischen Mann und Frau betraf, denn sie war eine Anhängerin der «freien Ehe». Sie glaubte, dass bald die Zeit kommen würde, da die sozialen Bedingungen die Frau völlig von der Sklaverei befreit, nicht nur «von Waschtrog und Küche», sondern auch von der alltäglichen Sorge um die Kinder. «Für die Klassenaufgaben der Arbeiterschaft», schrieb sie, «ist es völlig gleichgültig, ob die Liebe die Form eines dauerhaften und besiegelten Bundes annimmt oder sich nur in Form einer

vorübergehenden Bindung ausdrückt.» Sie war überzeugt, dass die kommunistische Moral konsequenter und schonungsloser gegen den «flügelahmen Eros» vorgehen werde, als die bürgerliche Moral.

In den im Winter 1921 in der Stille des Dorfes Walujewo ausgearbeiteten Thesen zu ihrem Vortrag «Die kommunistische Moral im Bereich der ehelichen Beziehungen», gehalten an der Moskauer Swerdlow-Universität, legte Alexandra Kollontai ihr Credo zur Frage von Liebe und Ehe dar:

Die kommunistische Wirtschaft hebt die Familie auf, die Familie verliert die Bedeutung als wirtschaftliche Zelle von dem Augenblick an, da die Volkswirtschaft zur Epoche der Diktatur des Proletariats, zum einheitlichen Produktionsplan und kollektiven, gesellschaftlichen Konsum übergeht.

Alle äusseren wirtschaftlichen Aufgaben der Familie entfallen: Der Konsum hört auf, individuell, innerfamiliär zu sein, ihn ersetzen gesellschaftliche Küchen und Kantinen; das Anfertigen von Kleidung, das Reinhalten und Säubern der Wohnung werden ebenfalls zu Zweigen der Volkswirtschaft wie das Waschen und Ausbessern der Wäsche. Die Familie als wirtschaftliche Einheit ist, vom volkswirtschaftlichen Standpunkt aus, in der Epoche der Diktatur des Proletariats nicht nur als nutzlos, sondern sogar als schädlich zu betrachten.

Die Sorge um die Kinder, ihre physische und geistige Erziehung wird zur allgemein anerkannten Aufgabe des gesellschaftlichen Kollektivs in einer Arbeiterrepublik. Die Familie, die den Egoismus anerzieht und sanktioniert, schwächt nur die Bande des Kollektivs und erschwert damit den kommunistischen Aufbau.

Die Beziehungen zwischen Eltern und Kindern werden von jeglichen nebensächlichen materiellen Berechnungen befreit und treten in eine neue historische Periode ein.

Die geistig-seelischen Emotionen der Menschheit gelangen im Kommunismus zu einer unerreichten Blüte, indem die blinden

Kräfte der Materie einem fest zusammengeschweissten und damit aussergewöhnlich starken Arbeitskollektiv untergeordnet werden.

Im Schoss des gesamten Kollektivs entwickeln sich auch neue, bisher ungekannte Formen der Beziehungen zwischen den Geschlechtern, da die starke, gesunde Liebe eine vielfältige Färbung annimmt, bestrahlt vom jubelnden Glück der ewig produzierenden und reproduzierenden Natur.

Dieser Vortrag Alexandra Kollontais wurde nicht nur an der Swerdlow-Universität gehalten, sondern 1921 auch in der Zeitschrift «Kommunist» veröffentlicht und löste unzählige Diskussionen und Streitgespräche aus. Er enthielt zweifellos wichtige und progressive Ideen, andererseits aber auch solche, die von dem mittelalterlichen Utopisten Thomas Campanella, dem Verfasser des «Sonnenstaates», zu stammen schienen.

Alexandra Kollontais Vorträge und Aufsätze zu Fragen der Ehe und Familie fanden stets einen so starken Widerhall, dass es auf den Versammlungen der Jugendlichen wie der älteren Generation mitunter zu erbitterten Wortgefechten kam. Die einen stimmten Alexandra Kollontai zu, die anderen waren entschieden dagegen und lehnten ihre Ideen ab, hielten sie nicht nur für utopisch, sondern sogar für unvereinbar mit der sowjetischen Ethik. Lenin sagte ihr, dass man diese Ansicht über die Liebe und Ehe gegen ihren Willen falsch auslegen könnte und das auch täte. Die «freie Liebe» wäre eine bürgerliche, keine proletarische Forderung.

Interessant ist, dass diese Streitgespräche und Diskussionen nicht nur in den zwanziger Jahren geführt wurden, sondern noch viel später, und in den seltsamsten Situationen.

Zum Beispiel entbrannten sie 1934 bei wütendem Schneesturm im «Lager Schmidt» auf einer Eisscholle im Nördlichen Eismeer nach dem Untergang des berühmten Eisbrechers «Tscheljuskin».

Lesen wir, was der «Tscheljuskin-Matrose Pjotr Semjonowitsch Buiko in seinen Aufzeichnungen darüber berichtet:*

«Um sieben ist in der Baracke immer etwas los: entweder Information oder Dialektischer Materialismus ... Chmysnikow kam zu uns und sprach über den Russisch-Japanischen Krieg, Filippow über die Fahrt der ‚Krassin‘, Boris Gromow gab mit dem Koffergammophon ein Konzert. Ich selbst rief mir alles ins Gedächtnis, was ich zur Frage der Liebe und Ehe gelesen hatte, und beschloss, einen Vortrag darüber zu halten. Ich begann mit der Ehe in grauer Vorzeit, ging zum System der Monogamie über, wälzte die Kollontai und Gumilewski breit, verweilte bei Romanows Erzählung ‚Ohne Faulbaum‘ und endete mit der modernen Ehe. Die Frage: ‚Wie wird das System der ehelichen Beziehungen in der kommunistischen Gesellschaft sein?‘ brachte mich ganz aus der Fassung und löste eine Diskussion aus. Und eines Tages, als Otto Juljewitsch seinen Diamat-Vortrag beendet hatte und sich anschickte, in sein Zelt zurückzugehen, hielten wir ihn in der Baracke fest und stellten ihm die uns quälende Frage.

‚Niemand kann jetzt sagen, wie die Ehe im Kommunismus sein wird‘, antwortete unser Lehrer. Damit brachen wir die Diskussion ab.»

Alexandra Michailowna verharrte in den zwanziger Jahren noch immer auf ihren Ansichten, betonte allerdings hauptsächlich die Befreiung der Frau von der Hauswirtschaft, ihre Entsklavung von Waschtrog und Küche.

1922 wurden auf ihre Initiative hin im Moskauer Sowjet neue Wohnhaustypen für die Hauptstadt vorgestellt. Im Archiv blieb die folgende Notiz Alexandra Michailownas erhalten: «Wir stritten über zwei Grundtypen – Einfamilienwohnungen oder einzelne Zimmer für jeden Bürger und jede Bürgerin der Sowjetunion. Dieser zweite Typ war noch in der Frauenabteilung erarbeitet und

* Daran erinnerte sich L. S. Bogojawlenski aus Swerdlowsk, nachdem er in der «Nedelja» meine Arbeit «Skizzen zu einem Porträt der Kollontai» gelesen hatte.

durchdacht worden, als ich deren Leiterin war. Zusammen mit Vera Pawlowna Golubewa* hatte ich das Projekt detailliert entworfen, wobei wir in erster Linie davon ausgingen, dass es bei zunehmender Beschäftigung der verheirateten Frauen keine andere Lösung gebe, als sie von den familiären Sorgen zu entlasten und sich um eine richtige Erziehung der Kinder im Geiste unserer Partei zu bemühen.»

Alexandra Kollontai beharrte darauf, dass ein Haus solchen Typs obligatorisch Krippen – Tages- und Wochenkrippen –, ebenso Kindergärten und Hortzimmer sowie Spiel- und Sportplätze auf dem Hof enthalten müsse. Ausserdem solle es eine zentrale Küche, eine Kantine, eine Wäscherei und eine Reparaturwerkstatt für Kleidung und Schuhe geben.

Auf der Beratung gab es eine stürmische Auseinandersetzung, man hielt Alexandra Michailowna vor: «Sie zerstören mit Ihrem Vorschlag, die Gemütlichkeit in der Familie. Wo bleibt das private Esszimmer mit Samowar und rundem Tisch, um den sich die ganze Familie versammelt?» Die Diskussionen währten noch, als Alexandra Kollontai schon ihre diplomatische Tätigkeit aufgenommen hatte. «Ich befand mich zu dieser Zeit bereits in Norwegen und war sehr betrübt, dass unsere Idee keine Unterstützung fand», äusserte sie.

Vor ihrer Abreise nach Norwegen hatte Alexandra Kollontai eine Serie von Briefen an die werktätige Jugend publiziert, in denen sehr verständnisvoll eine Reihe von Problemen der sittlichen Erziehung der heranwachsenden Generation, der Moral und der Ethik behandelt wurde, die der Mensch der durch die Oktoberrevolution geschaffenen neuen Gesellschaft in sich entwickeln und bewahren müsse.

Diese Briefe, die 1921/22 in der Zeitschrift «Molodaja gwardija» veröffentlicht wurden, setzen uns nicht nur durch ihre leicht fassliche Art und Weise – sie sind in der Form von Gesprächen

* V.P. Golubewa war Mitarbeiterin der Frauenabteilung beim ZK der KPR (B).

gehalten –, sondern auch durch ihre Gedankenfrische und ihre bis heute anhaltende Aktualität in Erstaunen.

An den jungen Gesprächspartner gewandt, sagt die Autorin über den Kern der Sache:

«Mein junger Freund, bedenken Sie: Die wichtigste Lebensregel für einen Kommunisten ist, sich nicht von seinem Privatleben und seinen Privatinteressen, sondern von den Aufgaben, den Bestrebungen und Erfordernissen des gesamten Kollektivs der Werktätigen leiten zu lassen.

Die Solidarität bildet die Grundlage der Moral des Proletariats.

Die Arbeit für das Kollektiv ist unsere erste Pflicht.»

Diese Briefe an die Jugend trugen keinen spekulativen, sondern einen ganz konkreten Charakter und waren erfüllt von Aufrichtigkeit und dem Glauben daran, dass man sie begreifen und ihren Appellen folgen würde.

«Wenn im Augenblick einer grossen drohenden Gefahr die Arbeiterklasse es versteht, ihren Willen in eins zu fügen und geschlossen zu handeln, dann müssen wir jetzt, da vor uns die Aufgabe steht, die Ideale und Prinzipien des Kommunismus vor den sie überflutenden feindlichen kapitalistischen und kleinbürgerlichen Elementen zu bewahren, die Moral als ein Mittel zu nutzen verstehen, das das Kollektiv festigt, und dem Proletariat und vor allem der werktätigen Jugend auch diese Waffe des Selbstschutzes gegen die unverfroren ihr Haupt erhebende, alte, bürgerliche Welt in die Hand geben ...

Was ist Moral? Sie haben ganz recht, wenn Sie das Wort Moral durch ‚Regeln, nach denen man leben soll‘ ersetzen, genauer: Moral – das sind die Regeln, die die Beziehungen zwischen Mensch und Mensch und zwischen Individuum und Kollektiv festlegen. Diese Definition gibt schon selbst die Antwort auf Ihre Frage, ob es zulässig ist, zwar formal alle Vorschriften der Partei zu erfüllen, dabei aber so zu leben, wie man es persönlich gern möchte. Zunächst, mein junger Freund, wie wollen Sie das ‚per-

sönliche Leben' vom Leben im Kollektiv abgrenzen? Berührt doch jede Ihrer Handlungen so oder so die Interessen des Kollektivs. Nehmen Sie eine scheinbar so ‚persönliche Sache‘ wie die Trunkenheit – sie wird heute schon nicht mehr nur durch die Moral der werktätigen Gesellschaft, sondern auch durch die Prinzipien unserer Partei und durch die sowjetischen Gesetze gebrandmarkt. Warum? Darum doch, weil ein Betrunkener ein schlechter, unzuverlässiger Arbeiter ist, ein schlechter Arbeiter aber dem Arbeitskollektiv keinen Nutzen, sondern nur Schaden bringt.»

Während des Bürgerkriegs liess Alexandra Michailowna keine Gelegenheit aus, sich über Fragen der Moral zu äussern. Selbst als die Denikintruppen vor Kiew standen, hält sie vor Lehrern und Pädagogen der Lehreinrichtungen der Stadt ein Referat über die «Grundlagen der sozialen Erziehung».

Das Kiewer Gouvernementsparteikomitee hatte nicht gleich einen Raum für dieses grosse Forum gefunden. Dann einigte man sich auf das alte Zirkusgebäude, gab aber auf alle Fälle vorher bekannt, dass man, wenn sich feindliche Truppen dem Stadtrand nähern sollten, die Versammlung verlegen müsse. Und wieder stieg der Kommissar für Propaganda und Agitation der Ukraine auf das Bretterpodest und begann seinen Vortrag:

«Genossen! Heute wollen wir uns über die Grundlagen der sozialen Erziehung unterhalten. Viele von Ihnen werden sich fragen: Was ist soziale Erziehung? Man braucht sich nur umzuschauen, um von der Notwendigkeit überzeugt zu werden, sich diese Frage zu stellen und darauf eine klare, präzise, genaue Antwort zu finden ...

Es gibt noch dunkle Seiten, die unsere schöpferische Arbeit behindern und die zu drei Vierteln darauf zurückgeführt werden können, dass die Menschen, mit denen wir das neue Leben erbauen, auf dieses neue Leben nicht vorbereitet sind. Es gibt eine Klasse, jene Klasse, die dafür bestimmt ist, unsere hohen Ideale

zu realisieren – die Arbeiterklasse, doch die Überreste des Alten, all die Bedingungen, die ihre Seele versklavten, unter denen sie erzogen wurde und die sie vom richtigen historischen Weg abbrachten, äussern sich bis heute und behindern unsere schöpferische Arbeit. Wenn unsere Feinde uns den Vorwurf machen, die Kommunisten seien oft ihrer Aufgabe nicht gewachsen, ihre Ideale seien zwar schön und ihre Vorhaben verdienten Sympathie, doch sie seien all dem nicht gewachsen, so müssen wir sagen: Ja, das stimmt! In uns gibt es zu viele Überreste des Alten. Gerade ihr Pädagogen wisst am besten, dass der Mensch ein Wesen ist, das sich unter dem Einfluss einer ganzen Reihe komplizierter wirtschaftlicher und sozialer Bedingungen herausbildet.»

Der Kampf für den neuen, von den Abscheulichkeiten der kapitalistischen Ordnung – der Versklavung, der Rassendiskriminierung und der Ausbeutung – befreiten Menschen bildete für Alexandra Kollontai die Grundlage ihres Wirkens nach der Revolution. Dabei trat sie ganz entschieden gegen alle auf, die unter dem Deckmantel der fälschlichen Losung «Wofür haben wir gekämpft?» die neue soziale Ordnung für ihre persönlichen, selbstsüchtigen Ziele nutzten – nämlich um für sich Privilegien zu erlangen und mitunter sich auch materielle Güter anzueignen und sogar offen Nationaleigentum zu stehlen. In dieser Hinsicht kommt ihrem Artikel «Noch eine vergessene Waffe» grosse Bedeutung zu.

«Nehmen wir das Verhältnis der Volksmassen zur *Eigentums-idee*», schrieb Alexandra Kollontai. «Die Verkündung der Losung ‚Nieder mit dem Privateigentum!‘ wird in den Köpfen so umgesetzt, als seien hier jegliche Normen abgeschafft. Heute stiehlt ein Dieb nicht einfach, sondern er ‚requiriert‘. Dass diese ‚Requirierung‘ für seinen persönlichen Nutzen und nicht für die kollektiven Erfordernisse des Arbeiterstaates erfolgt – diese ‚Feinheit‘ haben viele noch nicht erfasst und nicht verstanden. Der Fuhrmann, dem die Knute zerbrochen ist, reisst, in seinem Unverstand als Ersatz das herunterhängende Ende einer Telegra-

fenleitung ab. Der Rotarmist, den man zur Lebensmittelbeschaffung ins Dorf schickt, lässt gleichzeitig privat etwas mitgehen, das heisst, er ‚requiriert‘ von dem Bauern für sich ein Pferd. Der Arbeiter mit wenig entwickeltem Bewusstsein, der an einer Durchsuchung teilnimmt, steckt sich ein paar ‚glänzende Sächelchen‘, die dem ‚Bourgeois‘ gehörten, in die Tasche. Die neuen Bewohner einer herrschaftlichen Villa färben erbarmungslos den Möbelstoff für ihren ‚Hausgebrauch‘ um und reissen sich das Leder für Stiefel von den Wagensitzen. Denn das alles betrachten sie als ‚herrenlos‘. Soll man sich etwa vor dem Privateigentum verneigen? Aus der leichtfertigen Vermischung der Begriffe Diebstahl und Requirierung erwächst eine ungeheuerliche Unmoral, die ein Hohn ist auf das alte Gebot ‚Du sollst nicht stehlen!‘.

Indessen ist uns dieses Gebot nach wie vor *heilig*.

Und das muss man den Genossen erläutern.

Die Kommunisten erkennen das *Privateigentum** nicht an, doch sie kämpfen fest, entschlossen und schonungslos gegen alle, die das kollektive Eigentum missachten.»

Die Artikel in der Presse, die Vorlesungen und Referate zu Fragen der Moral waren für Alexandra Michailowna stets sowohl eine Parteipflicht als auch ein inneres Bedürfnis. Sie trennte sich in all den unruhevollen Jahren des Bürgerkriegs nicht von Notizblock und Bleistift, sie notierte sich interessante Fakten, exzerpierte die Werke der Denker verschiedener Völker und teilte freigiebig ihre Gedanken der Jugend mit.

Diese Plattform des Kampfes für die Gleichberechtigung der Frau und für eine hohe Moral würde sie nie verlassen und verliess sie auch nie.

* Alexandra Kollontai spricht von dem Privateigentum, das den Kapitalisten und Grossgrundbesitzern gehörte.

Am Fusse eines neuen Gipfels

Im November 1922 reiste Alexandra Kollontai nach Norwegen. Das war der Beginn ihrer dreissig Jahre währenden Diplomatenaufbahn. Im März hatte sie ihr fünfzigstes Lebensjahr vollendet. Die diplomatische Tätigkeit dieser Frau währte bis zum März 1952, dem Vorabend ihres achtzigsten Geburtstags.

Es war ein komplizierter und schwerer Weg. Am 27. Januar 1929 schrieb Alexandra Michailowna an Ellen Mickelson, eine schwedische Lehrerin aus Oxelösund:

«Unsere Arbeit ist wie der Alpinismus. Man strebt nach oben, erklimmt keuchend einen Gipfel: ‚Nun, der Gipfel ist erreicht/ Aber das ist eine optische Täuschung: Inmitten der umliegenden Berggipfel ragt stolz eine neue steile Spitze auf. Und wieder muss man klettern, muss alle Kräfte anspannen, um das neue Ziel zu erreichen.»

Ende der vierziger Jahre arbeitete Alexandra Kollontai an den Tagebüchern, die während ihrer Auslandstätigkeit entstanden waren und widmete dabei Norwegen besonderes Augenmerk. Die Aufzeichnungen schickte sie zur Durchsicht an Maxim Maximowitsch Litwinow, der ihr am 23. Juni 1949 antwortete:

«Ich halte mich Ihrer Bitte gemäss von Lob zurück, muss jedoch sagen, dass ich Ihre Aufzeichnungen mit nicht nachlassendem Interesse lese. Im Nachhinein fühle ich mit Ihnen mit – mit den Sorgen um Hering, Dorsch und Robben, denen Sie Ihr Augenmerk widmen mussten, und genieße gleichzeitig die lyrischen Ab-

schweifungen und die poetischen Schilderungen der Schönheiten der Natur. Sie sind natürlich in Norwegen verliebt.»

Alexandra Kollontai war in der Tat in Norwegen verliebt – sie erinnerte sich daran, dass während des ersten Weltkriegs dieses Land ihr Zuflucht bot, dass sie dort viele schwere, aber auch erfreuliche Tage verlebt hatte. Jetzt jedoch war sie als Bevollmächtigter Vertreter des sozialistischen Russlands hergekommen, und das veränderte ihre Situation von Grund auf. Sie musste Beziehungen anknüpfen, musste lernen, zu handeln und die heimatlichen Waren zu verkaufen, musste Kredite aufnehmen und Freunde für ihr Land gewinnen.

Bei einer Veranstaltung im Klub des Volkskommissariats für Auswärtige Angelegenheiten erzählte sie über die Arbeitsbedingungen in Norwegen:

«In der Bevollmächtigten Vertretung gibt es insgesamt zwölf Mitarbeiter, sieben Frauen und fünf Männer. Wir leben alle gemeinsam... und haben uns so eingerichtet: Wir haben eine gemeinsame Tafel, tragen alle eine bestimmte Summe dazu bei, und eine Köchin beköstigt uns alle zwölf. Das Gebäude hat drei Etagen ... In der unteren Etage sind die Büroräume, die Kanzlei und die Wohnungen des männlichen Personals. In der oberen Etage haben alle technischen Mitarbeiterinnen ihre Zimmer, und im mittleren Stockwerk liegen meine Unterkunft und die Repräsentationsräume der Bevollmächtigten Vertretung. Wir leben einträchtig miteinander und bilden eine grosse Familie ... Sie können sich nicht vorstellen, Genossen, wie teuer diese Verbindung für uns alle ist, die wir im Grunde genommen ‚im Exil‘ leben.»

Es waren zumeist junge Mitarbeiter, erst unlängst aus Krieg und Bürgerkrieg heimgekehrt. In der Bevollmächtigten Vertretung arbeitete auch Marija Ipatjewna Kollontai, die als eine «Cousine» des Bevollmächtigten Vertreters galt. 1923 heiratete sie den Norweger Leif Juli-Andersen und blieb für immer in Norwegen.

Bald nachdem Alexandra Kollontai ihre Arbeit in Kristiania

aufgenommen hatte, kam Pawel Jefimowitsch Dybenko zu ihr zu Besuch.

Nach seiner Entlassung aus dem Lazarett war er in Odessa auf seinem Posten geblieben. Doch er war völlig aus der Fassung geraten und konnte die Trennung von Alexandra Michailowna nicht verwinden. In einem Brief bat er sie um ein Zusammentreffen.

Alexandra Kollontai erwirkte beim Zentralkomitee die Erlaubnis für Dybenko, sie in Norwegen besuchen zu dürfen. Ihm wurde ein sechswöchiger Urlaub «zur Heilung seiner Lunge in den norwegischen Bergen» gewährt.

Alexandra Michailowna freute sich über Pawels Kommen, doch sie begegnete ihm vorsichtig. Auch Dybenko fühlte sich nicht recht wohl in seiner Haut. Ihm, dem Helden des Bürgerkriegs, war es peinlich, einfach nur der Ehemann des Bevollmächtigten Vertreters zu sein. Er war in Zivilkleidung, ohne Rangabzeichen angereist. Alexandra Michailowna verbrachte die Tage bei Verhandlungen und Empfängen, er aber irrte ruhelos umher. Nach drei Wochen kehrte er in die Heimat zurück. Wie Alexandra Michailowna ihm geraten hatte, heiratete er Walja, aber die Ehe war nicht glücklich, und er liess sich wieder von ihr scheiden.

Alexandra Michailowna blieb nach wie vor in freundschaftlichen Beziehungen zu Dybenko. Er rief sie häufig in Kristiania und später, nachdem sie zum Botschafter in Schweden ernannt worden war, auch in Stockholm an.

Hin und wieder reiste Alexandra Michailowna dienstlich nach Schweden und Dänemark. In Kopenhagen attackierten sie, wie schon mehrfach geschehen, die Korrespondenten, und der energischste von ihnen, Ancker von der Zeitung «Politiken», veröffentlichte am 16. Oktober 1923 das folgende Interview:

«Bei Alexandra Kollontai. – Die erste Frau in der Weltgeschichte, die einen Ministerposten erhielt. – Eine neue Moral.»

Von sämtlichen Botschaftern, die die Sowjetregierung in alle Welt entsandte, ist Frau Alexandra Kollontai zweifellos die interessanteste Erscheinung, und das nicht nur wegen ihrer Schönheit, die nachgerade legendär ist, oder wegen ihrer Sprachkenntnisse, die es ihr erlauben, in vier Sprachen für den Kommunismus zu agitieren und der Frau eine neue Sexualorientierung zu geben. Das Interesse für sie wächst immer mehr. Doch was Alexandra Kollontai solch eine besondere Stellung verleiht, ist, dass sie nach der Revolution zum ersten weiblichen Minister in der Weltgeschichte und danach zum ersten Botschafter ernannt wurde. Ein ganzes Jahr schon befindet sie sich als russischer Bevollmächtigter Vertreter in Kristiania und handelt mit Roggen und Hering für viele Millionen. Gestern war sie in Kopenhagen im Haus der Russischen Delegation – graziös und elegant gekleidet, mit schwarzem Lockenhaar, funkelnden schwarzen Augen und korallenrotem Mund.»

Überlassen wir die Schilderung des Äusseren der Kollontai dem Gewissen des Korrespondenten – gekleidet war sie wirklich, wie immer, sehr elegant, doch ihr Haar war dunkelblond, ihre Augen blau –, und geben wir ihre Antworten auf seine Fragen wieder:

Frage: «Was veranlasste Sie zu der Reise nach Kopenhagen?»

Antwort: «Nur der Wunsch, Zesar Gejn einen kurzen Besuch abzustatten und ihm guten Tag zu sagen.»

Frage: «Sie waren auch früher schon hier?»

Antwort: «Ich war hier auf dem Sozialistenkongress 1910. Es war das erfolgreichste Forum, das wir mit Jaurès und Vandervelde durchführten... Dann war ich noch einmal kurz nach meiner Ausweisung aus Schweden hier. Seit vor einem Jahr der vorherige Bevollmächtigte Vertreter aus Kristiania in die Türkei übergewechselt ist, habe ich den Posten des Bevollmächtigten Vertreters

der sowjetischen Regierung in Norwegen inne, was völlig dem Posten Krassins in London entspricht.»

Frage: «Damit wurde doch erstmalig eine Frau zum Botschafter ernannt?»

Antwort: «In unserer Zeit ja. Doch ich fand in der Geschichte Frankreichs eine gewisse Gräfin Jelermot, die im sechzehnten Jahrhundert als Botschafter von Paris nach Venedig entsandt wurde, allerdings nur für kurze Zeit.»

Frage: «Sie sind auch die erste Frau in der Gegenwart, die einen Ministerposten bekleidet hat?»

Antwort: «Ja, gleich nach der Revolution wurde ich zum Volkskommissar für Staatliche Fürsorge in der ersten Regierung Lenins ernannt.»

Frage: «Was war der Grund für diese Ernennung?»

Antwort: «Meine Bücher zu dem Thema. Ich habe ein umfangreiches Werk von sechshundert Seiten zu dieser Frage, hauptsächlich zum Problem Mutter und Kind, veröffentlicht.»

Frage: «Weshalb treten in Norwegen die Arbeiter und Studenten in die Kommunistische Partei ein und in Dänemark nicht?»

Antwort: «Weil sich die Arbeiterbewegung in Norwegen später entwickelt hat und deshalb radikaler ist. Vor dreissig Jahren hat es in Norwegen noch keine Industrie gegeben, jetzt ist es ein hochindustrialisiertes Land. In Dänemark ist die sozialistische Bewegung weitaus älter und ging deshalb den Weg einer langsamen, reformistischen Entwicklung.»

Frage: «Sie haben vor den norwegischen Studenten einen Vortrag über die neue Moral gehalten?»

Antwort: «Ja, aber das war vor meiner Ernennung zum Bevollmächtigten Vertreter des Volkskommissariats für Auswärtige Angelegenheiten. Herr Tschitscherin ist sehr streng und verbietet seinen Angestellten, offiziell als Kommunisten aufzutreten. Wir können die früheren kommunistischen Bekanntschaften nur privat weiterpflegen. Die Menschen irren, wenn sie annehmen, unse-

re Delegationen in aller Welt stellten Zentren der Revolution dar, sie sind lediglich Handelszentren ...»

Frage: «Wie steht es mit dem Handel zwischen Norwegen und Russland?»

Antwort: «Wir sind zwar seit dem Herbst 1921 in Norwegen, doch erst vom Frühjahr 1922 an haben wir grössere Abkommen vereinbart. Anfangs kauften wir immer nur Fisch und wieder Fisch, erst jetzt haben wir begonnen, auch Industrieerzeugnisse einzukaufen – Papier, Zellulose und Maschinen.»

Frage: «Und wie sind die Zahlungsbedingungen?»

Antwort: «Wir haben jetzt einen Vertrag über die Lebensmitteldirektoren mit der norwegischen Regierung selbst abgeschlossen. Die norwegische Regierung kauft wesentliche Partien russischen Roggens und deponiert fünfzig Prozent der Gesamtsumme...»

Frage: «Und wie organisieren Sie den Handel mit Privatpersonen?»

Antwort: «Für die Bezahlung von Fisch oder Papier... haben wir auf Beschluss des Stortings einen Kredit beim Staat ...»

Frage: «Was ist das für eine neue Moral, über die Sie in Ihren in russischer und deutscher Sprache publizierten Büchern schreiben? Sie haben über diese neue Moral auch auf norwegischen Studentenversammlungen gesprochen.»

Antwort: «Als erste Pflicht verlangt diese Moral, dass Schluss gemacht wird mit jeglicher Heuchelei, zweitens, dass ein und dieselbe Moral für beide Geschlechter gilt, und drittens, dass die Eltern für ihre Kinder nicht nur materiell, sondern auch physiologisch die Verantwortung tragen. Es ist besser, keine Kinder in die Welt zu setzen, als sie mit kranken Kindern zu bevölkern.»

Frage: «Was meinen Sie, wenn Sie die gleiche Sexualmoral für Männer und Frauen fordern?»

Antwort: «Die Gleichberechtigung der Frau in der Liebe. Frü-

her hat die Frau sich dem Mann angepasst, indem sie sich seinen Forderungen gänzlich unterordnete. Ich wünsche, dass beide in vollem Masse in kameradschaftlichen Beziehungen stehen, die sich auf gegenseitige Anerkennung und gegenseitige Pflichterfüllung gründen.»

Frage: «Im Sinne von Strindberg?»

Antwort: «Ja, aber er kannte nur die Lage der Frauen, die es jetzt nicht mehr geben wird ...?»

Frage: «Sie wollen den häuslichen Herd abschaffen?»

Antwort: «Ja, Mutter und Kinder sind eins, doch der Mann ist etwas Vorübergehendes. Das Familienleben hat schon Schiffbruch erlitten ... Warum müssen Liebe und Küche aneinandergekettet sein? Die Zeit ist gekommen, dass sich die Liebe von der Tyrannei der Töpfe und Teller befreit.»

Das Thema der Gleichberechtigung der Frau liess Alexandra Kollontai nach wie vor nicht los. Sie versäumte keine Möglichkeit, sich zu dieser Frage zu äussern, und fand dazu sogar die Zeit, wenn sie bis zum Übermass beschäftigt war. Im Juli 1923 wurde in Moskau eine Beratung des Lehrkörpers der Gouvernementspartei-schule gemeinsam mit Pädagogikstudenten durchgeführt. Alexandra Kollontai war zu dieser Zeit gerade aus Kristiania nach Moskau gekommen. Sie hörte zufällig von der Beratung und begab sich sofort ins Gouvernementspartei-komitee, wo sie um die Erlaubnis bat, dort über die Beziehungen der Geschlechter, über Familie, Ehe und Mutterschaft, über die Moralprinzipien und die Erziehung der heranwachsenden Generation referieren zu dürfen. Das Gouvernementspartei-komitee gab seine Zustimmung.

Der Vortrag sollte im Gebäude des Gouvernementspartei-komitees gehalten werden. Als bekannt wurde, dass Alexandra Kollontai sprechen würde, kamen Hunderte von Menschen aus allen Teilen Moskaus und sogar aus anderen Städten der Umgebung. So musste ein anderer, grösserer Saal genommen werden; vermutlich war es der des Polytechnischen Museums. Aber auch da passten

nicht alle hinein, die Alexandra Kollontai hören wollten, zumal mit den Frauen auch viele Männer und besonders Jugendliche gekommen waren.

Die Tribüne bestieg Alexandra Michailowna in einem strengen hellen Kleid, auf dem eine massive Goldkette funkelte. Ebenso funkelnd waren ihre Augen, fiel ihr gewelltes Haar vom stolz erhobenen Kopf.

Das Auditorium empfing sie mit stürmischem Beifall.

In der angespannten Stille leitete Alexandra Michailowna ihr Referat mit den Worten ein, dass sie sich unendlich freue, nach zehnmonatiger Abwesenheit ihre Landsleute wieder begrüßen zu können. Dann ging sie zum eigentlichen Thema über: dem Recht der Frau auf gleiche Beziehung zwischen den Geschlechtern und gegen doppelte Moral.

Alexandra Kollontai entwickelte hier ihre Gedanken weiter, die sie in den für die Zeitschrift «Molodaja gwardija» geschriebenen Aufsätzen dargelegt hatte. Sie sprach lange über Anna Achmatowa und erläuterte, weshalb eine Kommunistin über die weissen Bände der Nichtkommunistin Achmatowa weinen könne. Die Dichterin verteidige in ihren Gedichten den «Weissen Vogel», worunter sie die Persönlichkeit der Frau als Mensch verstehe; sie verteidige die Freiheit der menschlichen Persönlichkeit, denn nur der freie Mensch könne schöpferisch tätig sein.

In der Epoche des Kampfes zweier Kulturen, zweier Ideologien – der bürgerlichen und der proletarischen –, stehe Anna Achmatowa nicht auf Seiten der überlebten, sondern auf Seiten der aufstrebenden Ideologie. Der Wert und die Aktualität ihrer Verse bestünden darin, dass in ihnen vom Erwachen der Frau gesprochen werde, vom Erwachen ihres jahrhundertlang niedergetretenen Stolzes und ihrer Menschenwürde, von ihrem Streben, zu einer Persönlichkeit zu werden. Man dürfe nicht vergessen, dass sich gerade in den Beziehungen der Geschlechter jetzt die grösste Revolution in der Welt vollziehe. Die Ideologie des Proletariats

gebe eine Antwort auch auf dieses in der bürgerlichen Kultur nicht lösbare Rätsel...

Etwa drei Stunden stand Alexandra Kollontai an diesem Julitag am Rednerpult, verfocht ihre Gedanken und Ideen, erfreute sich an der jungen Generation Sowjetrusslands, die diese grosse Aufgabe auf ihre Schultern nahm.

Sie verliess die Tribüne erschöpft, aber freudig erregt darüber, dass sie wieder in Moskau, unter Freunden war.

Nicht sofort gelang es ihr, zum Hotel Metropol durchzukommen, wo sie untergebracht war. Ihr folgte eine Menschenmenge, mit der sie diskutierte, deren Fragen sie beantwortete ...

Ende Juli 1923 kehrte Alexandra Kollontai nach Norwegen zurück, zu ihren dienstlichen Obliegenheiten als Diplomatin, zu Verhandlungen über den Verkauf von Hering und Dorsch an Sowjetrussland und über die Lieferung anderer Waren, natürlich nach dem Prinzip des gegenseitigen Vorteils.

In den ersten Jahren ihrer Diplomatenlaufbahn trat Alexandra Kollontai auch in der sowjetischen Presse hervor, erläuterte auf populäre Weise die Rolle Norwegens im sowjetischen Aussenhandelssystem. 1923 erschien in der «Iswestija» unter dem Pseudonym «Der rote Kaufmann» ihr Artikel «Norwegen und unsere Handelsbilanz»,

«Welchen Nutzen bringt es Russland, seine Handelsbeziehungen zu Norwegen auszuweiten und zu festigen? Was kann uns Norwegen geben? Fisch?» schrieb sie.

«Das ist die gängige Vorstellung des Philisters über das Land der Wikinger, der einstigen Beherrscher der Meere, die sogar das stolze, nebelverhangene Albion unter ihre Herrschaft zwangen.

Weiter weiss der Philister noch, dass Norwegen ‚bemerkenswert durch seine Fjorde‘ ist und dass es der Welt einen Grieg und einen Hamsun geschenkt hat.



1925 in Grossbritannien

Unsere Wirtschaftsorgane wissen über Norwegen natürlich ein bisschen mehr als diese kümmerlichen Spiessbürgeransichten. Aber es unterliegt keinem Zweifel, dass Norwegen bislang noch schwach in die Sphäre des Warenumtausches mit Russland einbezogen wurde.

Norwegen – das Land der Fjorde, des Herings, des Fisches. Das ist die gängige Meinung. Indes kann nichts falscher sein als eine derartige schablonenhaft-veraltete Vorstellung von dem Land, das in den letzten zwanzig, fünfundzwanzig Jahren einen kolossalen Weg von den auf dem Fischfang basierenden patriarchalischen Verhältnissen zu einem hochentwickelten Industriestaat zurückgelegt hat...

Als ein rettender Leuchtturm erscheint den Industriellen und Kaufleuten der sich ausdehnende Markt der Sowjetrepublik ... Für die Festigung unserer Handelsbeziehungen spielt die Frage unseres Exports eine nicht unwesentliche Rolle. Vorteil hat die Sowjetrepublik nur dann, wenn ihre Handelsbilanz in Bezug auf Norwegen aktiv wird.»

Die Erfolge Alexandra Kollontais in ihrer diplomatischen Laufbahn widerlegten die Meinung Georgi Wassiljewitsch Tschitscherins, eines der ersten und angesehensten Leiter des sowjetischen diplomatischen Dienstes, dass Diplomatie keine Frauensache sei. Zweifellos wurden Alexandra Kollontais Erfolge durch ihre menschlichen Qualitäten, ihre umfassende Bildung, ihre glänzenden Fremdsprachenkenntnisse bedingt. In erster Linie jedoch durch ihren unerschütterlichen Glauben an die Aufgabe der Sowjetunion, Schöpfer einer neuen menschlichen Gesellschaft zu sein, durch ihre ideologische Überzeugung. Dabei waren ihr, wie jedermann, natürlich auch menschliche Schwächen eigen. Ihre Arbeitsmethoden, ihr Stil waren «in Aktion» erworben, erarbeitet, im Disput am runden Tisch. In ihren Tagebuchaufzeichnungen schreibt sie darüber Folgendes:

«Wie ich ... als Bevollmächtigter Vertreter arbeite: Ordnung

ringsum, Gewissenhaftigkeit in der Erfüllung der Aufgaben. Die kleinen Dinge sich tagtäglich vom Halse schaffen, nicht hinauschieben. Nicht liegenlassen, nicht hinauschieben, antworten, einander treffen... Immer an alles denken. Ich bin mehr Strategie in der Diplomatie als Taktiker. Ich liebe grosse, schwierige Aufgaben, sonst würde ich dahinwelken und vor Langeweile vergehen. Doch nie habe ich Kleinigkeiten verschmäht. ‚Aufgeblasenheit‘, ‚Schwülstigkeit – diese Worte kenne ich nicht. Die Vielseitigkeit der Interessen hat mitunter gestört, sie lenkte von den laufenden Dingen ab und diente der Erholung.»

In einem Brief an Soja Schadurskaja erzählt sie, wie sie sich bisweilen eine Erholungspause gönnte:

«Sojuschka! Ich machte mich auf und lief für zwei Tage von den Menschen, von der Welt weg. Erledigte meine Sachen in Bergen, setzte mich in den Zug, und in der Nacht da packte es mich und ich stieg zur Verwunderung des Schaffners auf dem höchsten Punkt des Gebirgspasses, im Bereich des ewigen Schnees, aus dem Schlafwagen. Ein schmuckes Berghotel. Heute ist ein wundervoller Himmel. Die Sonne brennt, doch auf den Bergen liegt Schnee, in den Spalten unmittelbar am Hotel. Ein Bergsee. Stahlblau und kalt wie Eis. Ein Gletscher ragt in ihn hinein. Dunkle Berge, schwer, gespalten, und viele Steinblöcke. Als hätten Giganten sie hergewälzt, um eine Stadt von phantastischen Ausmassen zu bauen ... Aber das Beste hier ist, dass ich allein bin. Ich schwelge in der Einsamkeit. In Bergen war es interessant und nützlich, aber wieder war ich am Tage überbeansprucht. Ich habe gearbeitet und mir ehrlich mein Brot verdient. Innerhalb von drei Tagen: zwei offizielle Essen, zwei Geschäftsfrühstücke, vier Interviews, die Besichtigung einer Sardinenfabrik und unzählige Telefonate, blitzartiges Auftauchen fremder Menschen, Begegnungen im Vorbeigehen.»

Das gehörte ebenfalls zu ihrem Stil. Und zu ihrem Charakter.

Schnell vergingen die vier Jahre in Norwegen. Am 15. April 1926 berichtete die Zeitung «Iswestija»:

«Gestern, am 14. April, hat der ehemalige Bevollmächtigte Vertreter der UdSSR in Norwegen, Genossin Kollontai, unter grossem Geleit Oslo verlassen. Auf dem Bahnsteig fanden sich fast das ganze diplomatische Corps sowie Vertreter des Kabinetts, der Arbeiterparteien und der Gewerkschaftsorganisationen ein. Die gesamte bürgerliche Presse vermerkte, dass die Tätigkeit des abreisenden Bevollmächtigten Vertreters sehr zur Festigung der freundschaftlichen Beziehungen zwischen Norwegen und der Sowjetunion beigetragen hat. Als Alexandra Kollontai 1922 nach Oslo gekommen war, hatte lediglich ein Beamter der Protokollabteilung des Ministeriums für Auswärtige Angelegenheiten Norwegens sie empfangen. Den Erfolg schrieb sie nicht sich zu. In einem Interview für die norwegische Presse sagte sie: ‚Die Sowjetunion hat den Weg der Industrialisierung beschritten, und unsere Erfolge sind unbestreitbar..‘»

Ein Gipfelpunkt in der langen diplomatischen Laufbahn Alexandra Kollontais war erreicht. Vor ihr lag Mexiko.

Im Reich der Azteken

Das Angebot, als Botschafter nach Mexiko zu gehen, kam für Alexandra Kollontai völlig unerwartet. Sie kannte recht gut die Vereinigten Staaten, doch Lateinamerika stellte für sie eine Terra incognita dar, obwohl sie sich gelegentlich mit den weiteren Entwicklungswegen der lateinamerikanischen Länder beschäftigt hatte. Noch in Norwegen schrieb Alexandra Kollontai eine Artikelserie über die weltweite soziale Revolution, über die revolutionäre Gärung in Mexiko und Nicaragua, über den Bürgerkrieg in China. Diese Artikel wurden jedoch nicht abgeschlossen und nicht publiziert. Trotzdem ist der Gedankengang der Verfasserin auch heute, sechzig Jahre nach der Niederschrift, noch von Interesse. Alexandra Kollontai stellt darin die folgende Frage: «Weshalb glauben wir, dass die nächste soziale Revolution nach der unseren gerade in Europa vor sich gehen wird? Und weshalb nehmen wir an, dass die soziale Revolution nur dann eine soziale Revolution ist, wenn sie sich auf dem Territorium der hochentwickelten kapitalistischen Länder abspielt, an denen wir die Schritte der Geschichte zu studieren gewohnt sind? Was ist die soziale Revolution, wenn nicht der Versuch der Klasse, die faktisch der Träger der Produktion ist, die Last der oberen, sich überlebt habenden sozialen Klassen von sich abzuwerfen?... Man ist bereit zuzugestehen, dass China eine Phase der sozialen Revolution durchläuft, aber dass die ganze Welt unter ihrem unüberwindlichen Zeichen lebt, das sehen wir klarer, wir, die wir durch die Fügung des

Schicksals und die Verfügungen der beschlussfassenden Instanzen der Union auf fremde, ferne Kontinente verschlagen sind.»

Jetzt sollte sie selbst «durch die Verfügung einer Instanz» auf diesen fernen Kontinent fahren. Alexandra Michailowna ging zu Litwinow, um sich mit ihm zu beraten. Er wies sie darauf hin, dass sie Mexiko ablehnen könne – nicht weil dieses Land für die Sowjetunion keine Bedeutung habe, nein, die Herstellung von Beziehungen zu Mexiko sei äusserst wichtig, sondern weil sie möglicherweise das dortige Klima nicht vertragen werde.

Alexandra Kollontai gab dennoch ihre Einwilligung, und am 17. September 1926 wurde sie durch das Zentralexekutivkomitee der UdSSR zum Leiter der Bevollmächtigten und Handelsvertretung in Mexiko ernannt.

Im Herbst 1926 begab sich Alexandra Michailowna zusammen mit ihrer persönlichen Sekretärin Ina Wassiljewna Pokrowskaja per Schiff auf die Reise.

Alles in diesem Land Mexiko war ungewöhnlich – die Natur, das Klima, das Leben, die nationalen Besonderheiten. Die Revolution, die 1910 hier begann und viele Jahre andauerte, hatte eine unauslöschliche Spur hinterlassen. Anfang der zwanziger Jahre fanden in Mexiko grosse Streiks statt. Die demokratische Volksbewegung trug dazu bei, dass Mexiko 1924 mit der Sowjetunion diplomatische Beziehungen anknüpfte. Man konnte diese jedoch keineswegs als dauerhaft und schon gar nicht als sich positiv entwickelnd bezeichnen.

Schon gleich nach ihrer Ankunft in Mexiko begriff, fühlte Alexandra Kollontai, wie unermesslich gross der Unterschied zwischen jenem Amerika, in dem sie während des ersten Weltkriegs viele Monate zugebracht hatte, und diesem Land südlich des Rio Grande del Norte war.

Die Grenze zwischen beiden war nicht einfach der Lauf eines grossen Flusses. Es war eine soziale, politische, ökonomische und moralische Grenze.



Nach der Überreichung des Beglaubigungsschreibens im Gespräch mit dem mexikanischen Präsidenten Calles (1926)

Dort, im Norden, lag ein kapitalistisches Land, das gewohnt war, auf dem grossen Kontinent der Neuen Welt zu herrschen.

Voll Interesse hatte Alexandra Kollontai auf die Begegnung mit Mexiko gewartet. Es war eine erregende Begegnung. Am 15. Dezember 1926 machte sie die erste Eintragung in ihr Tagebuch:*

«Es ist jetzt eine Woche her, dass ich in Mexiko bin. Wir wohnen im Hotel Génova, dem europäischsten, oder besser, dem amerikanischen. Zwei Zimmer und Bad – ein Appartement.

Hier ist alles neu, ungewohnt, allerdings auch sehr farbenprächtig. Ich habe immer den Eindruck, als wirkte ich an einer Theateraufführung in einer tropischen Szenerie mit...

Die offiziellen Kreise begegnen mir liebenswürdig und mit starker, unverhohlener Neugier.

Veracruz. Klar hat sich mir diese Stadt Mexikos, der bedeutendste Hafen des Landes, eingeprägt.

Abschied vom Kapitän und von den Schiffsoffizieren, die mir das Geleit geben. Wir steigen vom Schiff. Was hat sich da für eine Menge versammelt, wie zu einem Meeting. Dunkelgesichtige Frauen in Baumwollkleidern, einer Art Chiton, die Männer mit Sombreros. Vom die schöne Figur eines grossen, schwarzglänzenden Negers, der jemandem mit einem roten Tuch zuwinkt. ‚Wer sind diese Leute?‘ frage ich voll intuitiver Befürchtung, ‚sind sie etwa zu meinem Empfang gekommen?‘ – ‚Es sind die Arbeiter der Stadt, die den Botschafter des Sowjetlandes begrüessen möchten‘, erklärt man mir.

Der Neger drückte mir kräftig die Hand und sagte schnell etwas auf Englisch, er grüsste durch mich die sowjetischen Arbeiter und den grossen Lenin. Hinter ihm bewegten sich Mexikaner auf uns zu. Der Neger drückte mir wiederum die Hand und schien mich auf seinen Arm heben zu wollen, doch ich wich ihm aus.

* Sämtliche Briefe aus Mexiko werden im Fonds des Instituts für Marxismus-Leninismus beim ZK der KPdSU, die «Mexikanischen Tagebücher» und der Brief A.M. Kollontais an Soja Schadurskaja im Fonds des Briefwechsels mit S. L. Schadurskaja aufbewahrt.

... Schliesslich die Hauptstadt. Auf dem grellbeleuchteten Bahnsteig in Mexiko stand eine Menschenmenge mit roten Fahnen und Plakaten. Es ertönten laute Rufe, Begrüssungsworte auf Russisch und Mexikanisch (Spanisch – der Verf.). Ich verstand: «Viva, Sowjetrussland, viva, ‘companera Kollontai’.»

Der Anfang war erfreulich, doch es war nicht schwer für eine so erfahrene Politikerin wie Alexandra Kollontai, zu erraten, dass den herzlichen Begrüssungsworten nicht nur wenig erfreuliche, sondern auch unangenehme und sogar überaus komplizierte Ereignisse folgen würden. Bereits am 17. Dezember schreibt sie in ihr Tagebuch:

«Die USA, das muss ich leider sagen, beschäftigen sich über die Massen mit mir. Sie bemühen sich zu beweisen, dass unsere Bevollmächtigte Vertretung ein ‚Herd kommunistischer Propaganda‘ sei. Und dass die Sowjetregierung ‚eine brutale und amoralische Person‘ geschickt habe mit dem Sonderauftrag, in Mexiko ‚den Kommunismus einzuführen‘. Und nicht nur in Mexiko, sondern auf dem ganzen amerikanischen Kontinent.»

Die weiteren Aufzeichnungen lassen die Atmosphäre erkennen und miterleben, in der sich Alexandra Michailowna während der sechs Monate ihres Aufenthalts in diesem lateinamerikanischen Land befand.

«25. Dezember 1926

Die Zeremonie der Urkundenüberreichung verlief glatt und pompös, doch ganz anders als in Norwegen. Der Präsident Calles schickte mir einen riesigen Strauss Veilchen. Das ist ein gutes Zeichen, denn man sagt, Calles zeichne sich nicht durch Liebenswürdigkeit aus. Natürlich ist es hier eine Sensation, dass eine Frau die Ernennungsurkunde überreicht und eine solche Grossmacht repräsentiert wie die UdSSR. Die Mexikanerinnen sind der Meinung, das sei eine Welterrungenschaft der Frau. Darüber freue ich mich.

29. Dezember

Die Woche vergeht mit offiziellen Besuchen und mit der Einrichtung unseres Hauses. Trotzdem werde ich im Hotel wohnen bleiben, das ist bequemer. Die Mexikaner bemühen sich offenbar um ein gutes Verhältnis. Vielleicht, weil auch ich Achtung und Verständnis für das mexikanische Volk und seinen schweren Kampf an den Tag lege.

1. Januar 1927

Ich muss beweisen, dass eine Frau kein schlechterer und manchmal sogar ein besserer Diplomat ist als ein Mann. Muss einen ‚Weg bahnen‘. Meine Berufung auf diesen neuen Posten bestärkt uns Frauen darin, dass wir auch ein Recht auf diesen Wirkungsbereich haben.

13. Januar

Grosse und ungeheuerliche Ereignisse. In der Bevollmächtigten Vertretung sind alle erregt. Der Aussenminister der USA, Kellogg, trat vor der Bohra-Kommission mit einer Enthüllung ‚über die bolschewistische Politik in Amerika‘ hervor. Gestern spät-abends riefen noch die Journalisten an. Ich sagte ganz allgemein, dass keinerlei Beweise vorgelegt wurden. Heute ein etwa andert-halbständiges Gespräch mit einem Vertreter der ‚Associated Press‘, ich dementierte die Kelloggschen Anschuldigungen betreffs unserer Tätigkeit...

26. Januar

Das erste Arbeitstreffen mit dem mexikanischen Präsidenten hat stattgefunden. Ich bat um eine Audienz bei Calles anlässlich jenes Zeitungsspektakels in Amerika, das mein Dasein vergiftet und gänzlich auf den Lügendarstellungen Kelloggs über unsere Propaganda basiert. Sein ganzes Material ist verlogenes Gefasel, Verleumdung uns gegenüber, diktiert von Feindschaft gegen den proletarischen Staat. Keine einzige Tatsache, kein einziger ernst-

hafter Beweis. Dafür Verleumdung in Aktion. Und die grossbürgerlichen Kreise Mexikos greifen sie auf. All das ist sehr ärgerlich.

12. Februar

Das Einlaufen eines sowjetischen Dampfers mit sowjetischen Waren in einen Hafen Zentralamerikas könnte den sowjetischen Produkten den Weg auf neue Märkte bahnen und den völlig abgerissenen Faden der Handelsbeziehungen zu Zentralamerika erneuern ... Zurück könnte das Schiff der sowjetischen Handelsflotte auch ein kombiniertes Sortiment mexikanischer Waren befördern...

24. März

Folgendes geschah am 23. März. Wir sind zu einem in einem Vorort gelegenen Kloster gefahren, um uns von der Schwüle zu erholen... Um fünf Uhr abends erscheint im Garten von San Angel unerwartet der Sekretär der sowjetischen Botschaft Chaikis. Und legt los: ‚Alexandra Michailowna! Der Minister für Auswärtige Angelegenheiten bittet Sie, unverzüglich zu ihm zu kommen!‘... Rasch überlege ich: Das steht im Zusammenhang mit den fünfundzwanzigtausend Rubeln, die unsere Eisenbahnergewerkschaft den streikenden mexikanischen Eisenbahnern übersandt hat...

Ich nehme die Schuld auf mich ... Ich hatte Moskau ungenügend über den Charakter des Streiks informiert (er war durch die mexikanische Regierung für ‚ungesetzlich‘ erklärt worden – der Verf.) in der Meinung, dass das ‚ausserhalb des Bereichs der Diplomatie‘ liege. Der Minister drückte mir sein Bedauern aus, dass Moskau, bevor es den Streikenden Hilfe erwies, nicht meine Meinung erbeten habe. Ich erwiderte in scherzhaftem Ton, dass die Meinung der Bevollmächtigten Vertreter häufig nicht erbeten werde – selbst in Dingen, die unmittelbar die Diplomatie betreffen – und dass dagegen nicht allein Moskau verstosse, sondern alle Aussenministerien. Damit verabschiedete ich mich. Ich ver-

sprach, Moskau besser und umfassender über die Ereignisse in Mexiko zu informieren ...

8. April

... Der Vorfall mit dem Geld kostete mich noch ein paar Tage Herzschmerzen und Atemnot. Als Maxim Litwinow ... von meiner Erkrankung hörte, schlug er mir vor, Mexiko mit Uruguay zu vertauschen. Doch ich war der Meinung, dass die politische Situation es im Augenblick nicht gestattete, mich abzurufen. Deshalb antwortete ich nach Moskau:,... Das günstigste für uns wäre, zu Sommerbeginn zu erklären, dass ich in Urlaub fahre, um mich auszukurieren. Das dürfte für die Union die schmerzloseste Ablösung des Bevollmächtigten Vertreters hier sein ...‘»

Die komplizierte Situation und das Hochgebirgsklima machten Alexandra Michailowna immer häufiger zu schaffen. So musste Alexandra Kollontai Arbeitspausen einlegen, um wieder zu sich zu kommen, um der bedrückenden Hast in Mexiko zu entfliehen.

Anfang 1927 schrieb sie an Soja Schadurskaja:

«Und weisst Du, woher ich Dir schreibe? Aus einem Kloster, das jetzt in ein Vorstadtrestaurant und -hotel umgewandelt ist. Es wurde gestern unerträglich ‚luftlos‘, und so bin ich mit I(na) W(assiljewna) für ein paar Tage hierhergefahren. Danke Dir – ein Kloster, umgebaut zu einem Vorstadtrestaurant ... Täglich gibt es hier Musik ‚afternoon tea‘ und Foxtrotts. Doch morgens und abends ist es leer und wunderschön. Ich labe mich an der Stille. Ausser Pina und mir sind hier noch ein, zwei andere Gäste. Der Garten war einmal sehr prächtig. Jetzt ist er verödet und erinnert irgendwie an ukrainische Gärten. Da blühen Sträucher und halbverwilderte Rosen, daneben abgeblühte Kirschbäume. Eine Masse geheimnisvoller Gänge, winziger dunkler Kirchen, Kreuze an den Ecken der Türmchen und der Klostermauem. Die Zimmer

sind grosse Klosterzellen. Doch es ist sauber, es gibt elektrisches Licht und Bettvorleger... Schade, dass es auch hier ziemlich staubig ist, dennoch atmet es sich leichter als in der Stadt, obwohl man mit dem Auto nur eine halbe Stunde herfährt. Die Wege ringsum sind aus Lava. Weder Erde noch Sand. Nackte erstarrte Lava, grau und düster. Und ‚graubraune‘ Felder mit endlosen Reihen von Agaven, wie grosse Artischocken. Die Dörfer der Indianer sind arm: aus Lehm gefügte Erdhütten ohne Fenster und Schornstein. Steinerne Fussböden. Zwei, drei Nägel, daran ein Handtuch und die Kleidung des Hausherrn. Viele streunende Hunde. Esel, mit Reisig oder Kohlsäcken beladen ... Heute bin ich nicht zur Arbeit gefahren. Ich bin dageblieben, um ‚zu atmen‘. Dieser Tage war mein Herz wieder schlechter. Hier ist die Luft nicht mit Benzin geschwängert und riecht nicht nach Knoblauch und Lumpen...»

Doch Alexandra Michailowna kam nicht dazu, sich in dem ehemaligen Kloster zu erholen. Davon erzählte sie viel später I.M. Maiski in Stockholm. Sie hatte die Absicht, ein paar Tage dort zu bleiben, aber sie musste abreisen, noch dazu ganz übereilt. Es geschah etwas Unvorhergesehenes. Am Tage, als Alexandra Michailowna zusammen mit Pina Wassiljewna ins Restaurant hinunterging, um Mittag zu essen, traf dort mit viel Lärm eine Gruppe mexikanischer Soldaten ein, angeführt von einem General, an dessen Bauch eine riesige Pistole baumelte; auch sein zahlreiches Gefolge war mit Säbeln und Revolvern bewaffnet.

Der Maître d'hôtel flüsterte dem General zu, dass sich im Saal der sowjetische Botschafter befinde – eine Dame. Das Wort «Dame» hatte auf den General eine frappierende Wirkung. Er trat zu dem Tischchen, an dem Alexandra Kollontai sass, begrüßte sie stürmisch und überaus galant nach mexikanischer Art, wobei er alle Augenblicke einen Kratzfuss machte und seine Rede mit den schwülstigsten Worten ausschmückte. Dabei liess er es aber

nicht bewenden, sondern er lud die sowjetischen Damen ein, die Sehenswürdigkeiten des Erholungsortes zu besichtigen, und fügte hinzu, dass sein ganzes Gefolge sie begleiten werde.

Der General schlug Alexandra Michailowna vor, sich am folgenden Morgen um zehn Uhr im Gästezimmer des Hotels zu treffen.

Alexandra Kollontai und ihre Sekretärin begaben sich, wie versprochen, pünktlich um zehn Uhr in das Hotelrestaurant. Es verging eine Stunde, eine zweite – doch der General erschien nicht. Sie wollten gerade auf ihr Zimmer zurückkehren, als unerwartet der Adjutant des Generals auftauchte. Er verneigte sich galant und sagte lächelnd:

«Madame, die Ausfahrt kann leider nicht stattfinden. Der General ist heute Nacht von einer rivalisierenden Gruppe verhaftet worden.»

Alexandra Michailowna hatte sich nach der so unerwarteten Mitteilung noch nicht wieder gefasst, als der Adjutant ihr riet:

«Madame, reisen Sie so schnell wie möglich ab. Es wird hier ein solches Tohuwabohu beginnen, dass man denken wird, die Hölle sei los. In einer halben Stunde fährt der letzte Bus, der möglicherweise noch unbeschädigt durchkommt.»

In der Sowjetischen Bevollmächtigten Vertretung anzurufen und ein Fahrzeug zu bestellen war schon nicht mehr möglich – man würde es nicht schaffen. So eilten die beiden zum Autobus. Dem Rat des Adjutanten waren auch andere Hotelgäste gefolgt – an der Bushaltestelle stand schon eine Menschenmenge, aber es fanden sich noch zwei Plätze für die sowjetischen Damen. Der Autobus raste ohne Verzug vom Ort des kommenden Gemetzels fort. Unterwegs wurden die Passagiere dennoch beschossen, aber zum Glück erlitt niemand eine Verletzung.

In den stürmischen Tagen der Oktoberrevolution wie auch in den darauffolgenden Jahren hatte die gesamte Information über So-



Gesandte der UdSSR in Mexiko

wjetrussland Mexiko hauptsächlich durch die Vereinigten Staaten erreicht. Ein Strom hemmungslosester Verleumdungen über die Ereignisse in Petrograd, über die Partei der Bolschewiki hatte sich in das Land ergossen. Einer der Hauptlieferanten dieser «Informationen» war der amerikanische Botschafter Francis, der beim Zaren und dann auch bei der Provisorischen Regierung akkreditiert war. Von dem Charakter seiner Informationen, die von den USA in die Länder Lateinamerikas, in erster Linie zum nächsten Nachbarn, Mexiko, gelangt war, zeugt die folgende Tatsache: Francis meldete auf diplomatischen Kanälen nach Washington, dass «die Bolschewiki jeden töten, der einen weissen Hemdkragen trägt, der gebildet und kein Bolschewik ist».

Im Wesentlichen war die Information über Sowjetrussland zu der Zeit, als Alexandra Kollontai in Mexiko weilte, nicht viel objektiver als 1917. Auch in dieser Beziehung spielte die propagandistische Gabe dieser Frau eine nicht zu überschätzende Rolle. Ihre Kontaktfähigkeit und ihren persönlichen Charme nutzend, organisierte sie mit Hilfe bedeutender Kulturschaffender Vorträge über Sowjetrussland, über seine Geschichte, Literatur und Kunst, über die Februar- und die Oktoberrevolution und über Lenin als Führer der proletarischen Revolution. Am 12. April 1927 machte sie die folgende Eintragung in ihr Tagebuch: «Wachsen des Interesse für die Sowjetunion, für unsere neue Kultur, für unsere Schriftsteller. Eine begeisterte Ehrerbietung für Lenin. Industrialisierung, Elektrifizierung, unsere Genossenschaftsunternehmen, die Erfolge der Sowchosen, Grossfelderwirtschaft, Traktoren – all das verstehen die Mexikaner. Lange habe ich nicht solch eine Sympathie verspürt.»

Das alles waren die Themen ihrer Vorträge, die auch in der mexikanischen Presse starke Resonanz fanden. Sie gab ein Interview über die Situation in Petrograd im Jahr 1917, zeichnete klug und feinfühlig ein literarisches Porträt Kerenskis, der sie im Sommer 1917 hinter die Gitter des Frauengefängnisses gebracht hatte.



Vor dem Sitz der sowjetischen Vertretung in Mexiko (1927)

Das Interview wurde im «Exelsior», einer der populärsten und verbreitetsten Zeitungen Mexikos veröffentlicht.

Doch der Aufenthalt Alexandra Kollontais in Mexiko ging seinem Ende entgegen. Aufzeichnungen aus ihrem Tagebuch bestätigen dies:

«16. Mai

Moskau hat die Zustimmung zu meiner Beurlaubung gegeben. Das bedeutet das Ende meiner Tätigkeit in Mexiko. Ich sollte mich freuen, aber ich bin beinahe betrübt... Mittlerweile habe ich mich eingearbeitet, gewöhne mich allmählich auch an das Klima und an die Höhe. Verbindungen bahnen sich an. Und die Arbeit wird interessant. Doch der Beschluss ist nicht mehr rückgängig zu machen.

5. Juni

Mexiko liegt hinter mir... Kontinent Amerika – leb wohl! Ein halbes Jahr Arbeit. Ein halbes Jahr Losgelöstsein von den Freunden, von den Lieben, von der Partei... Ein halbes Jahr Vorsicht, Verantwortung. Aber auch Erfolge ... Ich fahre als eine andere weg, als die ich gekommen bin. Bereichert durch die mexikanische Kultur, als hätte ich in das Buch der Geschichte geblickt und in viertausend- bis fünftausendjähriger Vergangenheit gewelt. Die Welt ist weiter und noch interessanter geworden.»

Konnte Alexandra Michailowna, als sie Mexiko verliess, ahnen, dass wenige Jahrzehnte später in den Häfen Mexikos und auch anderer Länder Lateinamerikas häufig ein Überseefrachter festmachen würde, an dessen Bordwand der Name «Alexandra Kollontai» prangt?*

* Unter den vielen an mich gerichteten Leserbriefen befand sich auch einer von Wladimir Wassiljewitsch Maschko, Kapitän des Frachtschiffs «Alexandra Kollontai». Er schrieb darin: «Verehrter Genosse Schejnis! Im Zusammenhang mit der Veröffentlichung Ihres Artikels ‚Striche zu einem Porträt der Kollontai‘ in der ‚Nedelja‘ erachte ich es als möglich, mich mit einer Bitte an Sie zu wenden.

Leider haben wir ungenügend Angaben und Materialien über Leben und Wirken Alexandra Kollontais. Ausserdem wurde das Porträt der Alexandra Kollontai, das in der Roten Ecke unseres Schiffes hängt, von einem unqualifizierten Künstler geschaffen und spiegelt unseres Erachtens nicht ihre Persönlichkeit wider.

Der Bananenfrachter ‚Alexandra Kollontai‘ besucht ja nach Art seiner Ladung die Häfen Europas und Südamerikas, wo wir häufig von Bürgern der betreffenden Länder gebeten werden, ihnen etwas über die erste sowjetische Diplomatin zu erzählen. Deshalb wäre es für uns äusserst wünschenswert, eine Materialsammlung, mit Fotos versehen, über die revolutionäre und diplomatische Tätigkeit Alexandra Michailownas zu haben.

Wir wären Ihnen für eine in Ihren Kräften stehende Unterstützung dankbar.

In Aufrichtigkeit

Ihr Kapitän des Frachtschiffes ‚Alexandra Kollontai‘

W. Maschko»

Natürlich wurde dieser Bitte entsprochen. An den Kapitän des Frachtschiffes «Alexandra Kollontai» sandte das Zentrale Parteiarchiv des Instituts für Marxismus-Leninismus eine Auswahl von Materialien über das Leben und Wirken Alexandra Kollontais.

Wieder am Oslofjord

Der Sommer 1927, als Alexandra Kollontai aus Mexiko nach Moskau zurückkehrte, war angefüllt mit wichtigen Ereignissen: Die Sowjetunion bereitete sich auf den XV. Parteitag vor und zog Bilanz. Der Leninsche Plan der Neuen Ökonomischen Politik hatte Früchte getragen. Das Land erlebte einen Aufschwung, im Rekordtempo entwickelte sich die Industrie. Bedeutend waren auch die diplomatischen Erfolge. Nach der Sprengung der ausenpolitischen Blockade wurde die Sowjetunion von vielen führenden kapitalistischen Staaten anerkannt. Und obwohl bald hier, bald da üble antisowjetische Provokationen über die Bühne gingen und die diplomatischen und wirtschaftlichen Beziehungen zeitweise abrissen, begriffen die weitblickenden Politiker des Westens, dass die UdSSR einen gewaltigen Faktor in der Weltpolitik darstellte, dass ihre Autorität unaufhaltsam wuchs und die ökonomischen Verhältnisse sich festigten.

Eben in diesem Bereich konnte und musste Alexandra Kollontai auch weiterhin ihr Talent, ihre Erfahrung, ihre Autorität als sowjetische Politikerin nutzen, die sie sich in der nicht einfachen Arbeit ausserhalb der Grenzen ihres Landes erworben hatte. Daher akzeptierte sie mit grosser Erleichterung und Freude ihre erneute Berufung auf den Posten des sowjetischen Botschafters in dem Land, wo man sie nicht nur von ihrer Emigrationszeit, sondern auch von ihrer diplomatischen Tätigkeit her schon kannte.

Ihr Vorgänger sollte Norwegen erst im Herbst 1927 verlassen, und Alexandra Michailowna nutzte die Zwischenzeit für eine

Reise nach Deutschland, um nach dem Mexikoaufenthalt ihre Gesundheit wiederherzustellen und Kräfte zu sammeln für ihr erneutes Wirken in Norwegen. Ein Brief aus Deutschland soll ihre Eindrücke wiedergeben:

«Sojuschka, Liebe, gut, dass Du nicht nach Baden gefahren bist. Das ist hier nicht nach meinem Geschmack, alles ist schon sehr kurortmässig. Die Natur ist schön, und ich verstehe Turgenjew. Aber Baden-Baden vor siebzig Jahren – das war schön, nicht heute. Sein Häuschen rührt einen durch die Ärmlichkeit. Heute hätte der Schriftsteller nicht in solch einer Hütte gewohnt. Doch er lebte hier von 1863 bis 1868. Eindrucksvoll ist das Nonnenkloster aus dem dreizehnten Jahrhundert, gegründet von einer Enkelin des Richard Löwenherz. Der Hof mit der alten Kirche und der Mauer ist erhalten. Hierher kamen die Frauen nicht einfach nur, um der Versuchung, sondern auch um der ‚Zwietracht‘ zu entgehen, dem Blut und der Zerstörung, sie kamen der Erbauung wegen, um das Leben auf den Grundlagen des Guten jener Zeit zu begreifen und auf ihre Weise zu gestalten. Das ist so etwas wie ein ‚Wohnheim für ledige Frauen‘. Wie ‚Gartenumgraben‘ oder ‚Hühnerzüchten‘. Verstehst Du, was ich meine? Ich bin immer noch heimatlos, hier ist es sehr teuer, und das, was meinem Geldbeutel zugänglich ist, empfinde ich als widerwärtig.

Das dritte Mal bin ich hergefahren, doch offensichtlich kann ich mich auch hier nicht erholen. Ich hoffe, dass Du meine Briefe nicht aufbewahrst. Das im Hinblick auf den Briefwechsel zwischen Tschchow und O.L. (Olga Leonidowna Knipper-Tschchow – der Verf.) sowie meiner Wehklagen über die Unbequemlichkeiten der Pension.»

Wehmütig war es Alexandra Michailowna in Baden-Baden zumeist. Dort in Moskau gingen grosse Dinge vor sich, und sie befand sich in diesem abgelegenen Ort. Häufig schrieb sie an Soja Schadurskaja nach Moskau. Aber die Briefe verspäteten sich oder

kamen überhaupt nicht an. Schliesslich traf aus Moskau eine Sendung mit einem Buch Sergej Jessenins ein, und Alexandra Kollontai teilte Soja Schadurskaja mit:

«Du erhältst meine Post nicht, Liebe. Was bedeutet das? Allerdings habe ich immer nur Karten geschrieben. Aber sind sie wirklich nicht angekommen?

Heute Morgen das Büchlein Jessenins. Es ist lieb, rührend, traurig, aber er ist beileibe *kein neuer Dichter*. Ich habe sein Büchlein begierig gelesen, als ich aus dem Thermalbad kam. Lind dann las ich mit noch grösserer Begierde die Zeitungen über die Ereignisse in England.* Und in meinem Herzen erbebt etwas, ein Mitempfinden für jene, die jetzt im Kampf stehen. Trotzdem sehe ich bereits die nächste Stufe, den Weg, den – noch nicht gleich und nicht ohne Widerstand – die Menschheit gehen wird. Der Kommunismus bleibt das Ziel, zu dem alle Wege führen, aber die einen sind kürzer und richtiger als die anderen. Und ebendiesen Weg sehe ich immer klarer. Dennoch ist das, was jetzt in England vor sich geht, eine wichtige Etappe und ein Symptom. ‚Ge-reift‘ hier in der Einsamkeit, losgelöst von der Alltagshast, verarbeite ich dieses Ereignis irgendwie stärker, intensiver, organischer.

Was findet das bei Euch für Wiederhall? Ich befürchte, dass es durch den Alltag verwässert wird ...

Mach Dir keine Sorgen, dass ich allein bin. Ich musste schon Schlimmeres erdulden. Ich schrieb Dir, dass eine Verschlechterung eintrat und ich drei Tage unpässlich war. Jetzt habe ich mich in die Hände eines Arztes begeben... Ich wurde gründlich untersucht. Es stellte sich heraus, dass ich, abgesehen von der chronischen Nephritis, die aber nicht sehr ausgeprägt ist, einen zu hohen Blutdruck habe ... Ich werde mich hier gründlich auskurieren.

* Offensichtlich bezieht sich Alexandra Kollontai auf den grossen berühmten Streik der englischen Bergarbeiter, der bei den Werk-tätigen aller Länder Widerhall und Sympathie fand. In der UdSSR wurde eine Spendensammlung für die Streikenden durchgeführt.

Aber Geld habe ich den noch keins. Was tun? Ich werde nach Moskau telegrafieren. Baden erinnert an die Krim und an die Schweiz. Die Pflanzenwelt ist üppig: Magnolien, Rhododendron...

Abend. Pension Jussux. Hier leben alles alte Frauen, die schon an die Siebzig sind. Man sieht sich nur bei Tisch, und ich bin froh, dass niemand weiss, dass ich Schriftstellerin bin ... Von Mischka kam ein Brief, er sei ernstlich erkrankt. Ich schickte ein Telegramm. Die Antwort: ‚Es geht mir besser.‘ ...

Der Tag ist ausgefüllt mit Bädern, Massagen, Spaziergängen, Kompressen. Ich stehe pünktlich um sieben auf und gehe zwischen neun und zehn Uhr schlafen.»

Im August 1927 ist Alexandra Kollontai bereits in Berlin. Sie verfolgt aufmerksam die Ereignisse in der Welt – aus Grunewald, wo sie sich niedergelassen hat –, träumt, sinniert und teilt ihre Gedanken wiederum Soja Schadurskaja mit:

«Berlin, den 10. August 1927

Mir ist hier in Grunewald stickig zumute, weniger physisch als vielmehr moralisch ... Berlin bewegt das Urteil an den zwei Unglücklichen in Amerika.* Unwillkürlich gehen auch meine Gedanken zu ihnen ... Eine seltsame Zeit durchlebt die Menschheit. In ihr ist viel, viel Schöpferisches, Neues, Vorwärtsdrängendes, aber auch viel harter Kampf. Unsere Väter lebten in einer anderen Epoche. Was wird Mischas Kind zu sehen bekommen? Mir scheint immer, dass im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert die Menschheit etwas ähnliches durchlebte: Humanismus, Reformation, Inquisition, Kriege, Glaubensverfolgungen, Blüte der Wissenschaft und Kunst, Pest und Bauernerhebungen. Doch der

* Gemeint ist das Todesurteil für die beiden amerikanischen Arbeiter italienischer Herkunft Sacco und Vanzetti. Auf Grund einer Denunziation wurden sie 1920 verhaftet und befanden sich jahrelang in der Zelle. Am 22. August 1927 sprach der Richter Tayer endgültig das Todesurteil. Der von den amerikanischen Machthabern inspirierte provokatorische Prozess rief in aller Welt Protestreaktionen hervor. Doch sie hielten die Hand des Henkers nicht zurück; Sacco und Vanzetti wurden auf dem elektrischen Stuhl hingerichtet.

Geist arbeitete, und die Wirtschaft... wurde neu gestaltet. Die Burgen wurden verlassen und zerstört. Die Seefahrer suchten neue Schifffahrtswege. Ich glaube, dass der Kommunismus im weiten Sinne des Wortes näher und unausbleiblicher ist als je zuvor. Doch das geschieht auf anderen, von uns noch nicht ergründeten Wegen ... Es ist schade, dass unsere besten Freunde nur das ‚Nahe‘ und ‚Kleine‘ sehen und ausser Acht lassen, dass es indem zu Schaffenden ‚Grosses‘ und ‚Schöpferisches‘ gibt...

Erinnerst Du Dich, wie wir beide von Jugend an Stagnation und Konservatismus hassten? Wir rissen uns immer von allem Abgeschlossenen los. Jetzt befinden wir uns mitten in einem Prozess der Welterneuerung, alles ist in Bewegung geraten, strebt vorwärts, verändert sich ...»

Nach Moskau kehrte Alexandra Kollontai im Herbst zurück. Nur wenige Wochen blieben noch bis zur Eröffnung des XV. Parteitags. Die Parteipresse publizierte Materialien, die die Trotzische Opposition entlarvten. Am 30. Oktober veröffentlichte Alexandra Kollontai in der «Prawda» ihren Aufsatz «Opposition und Parteimasse». Sie hatte schon lange endgültig und unwiderruflich die «Arbeiteropposition» verurteilt, doch jetzt, vor dem Parteitag, erachtete sie es als unumgänglich, noch einmal öffentlich, vor der grossen Parteimasse, ihre Meinung kundzutun. Im Einzelnen heisst es in dem Artikel: «... wenn die Opposition nicht mit feinem Ohr der Stimmung der Massen lauscht (die Stärke W.I. Lenins lag ebendann, dass er stets zu hören vermochte, was die Masse forderte, wonach sie strebte) – wie soll sie da nicht besiegt werden? Man kann nicht ungestraft den Willen des Kollektivs durch seinen ‚Gruppenwillen‘ durchbrechen. Wer das zu tun versucht, hört auf, Vertreter der Masse zu sein.»

Der Artikel erweckte im Ausland, auch bei der bürgerlichen Presse, grosses Interesse. Vollständig wurde er vom «Daily Worker», dem Organ der Kommunistischen Partei der Vereinigten Staaten, abgedruckt, und bald darauf kam ein Brief aus Mexi-



Der Mitarbeiterstab der sowjetischen Vertretung in Mexiko (1927)

ko, von einem alten Parteifunktionär, dem Sekretär der Sowjetischen Bevollmächtigten Vertretung A.M. Chaikis.

«Mexiko, den 29. Dezember 1927

Meine liebe Alexandra Michailowna, haben Sie vielen Dank für Ihre Briefe. Es erübrigt sich, zu sagen, welche grosse Genugtuung sie für mich darstellen, besonders jetzt, da man die Losgerissenheit von der Heimat spürt wie nie zuvor; die völlige Losgerissenheit von den Parteigeschehnissen kann einen zur Raserei bringen. Ich nahm an, dass Gr-w kommt und erzählt, mich über alles unterrichtet, aber leider hat sich diese Hoffnung zerschlagen. Sehr

schwer ist die Mitteilung über die ‚Orgmassnahmen‘ zu verkraften. Man könnte sich zwar damit zufriedengeben, dass das ein natürliches und unvermeidliches Resultat des Augenblicks ist, aber mehr noch möchte man hoffen, dass letzten Endes ein gemeinsamer Weg gefunden wird und dass die Kräfte der vielen verdienten Genossen genutzt werden können, um die zweifellos historische Rolle zu erfüllen, die unserer Partei zugefallen ist.

Ich habe Ihren Artikel in der ‚Prawda‘ gelesen – das ist der logische Schritt, der sich aus Ihren Ansichten ergibt, über die ich hier mit Ihnen gesprochen habe ... Mit einigen Behauptungen des Artikels zu Fragen prinzipiellen Charakters bin ich nicht ganz einverstanden. Wie schade, dass wir keine Möglichkeit haben, offen miteinander zu reden, wie wir das noch, so scheint mir, vor Kurzem taten ...»

Im Herbst 1927 hatte es Alexandra Michailowna nicht allzu eilig, nach Norwegen zu kommen. Sie wollte mit dem Sohn und dem neugeborenen Enkel zusammen sein und alte Freunde besuchen, von denen sie all die Jahre über getrennt war. Ende Oktober erhielt sie unerwartet einen Brief von Warwara Iwanowa Wolkowa, und die Erinnerungen an die Vergangenheit überkamen sie – an den ersten Frauenkongress in Russland und ihre eilige Abreise aus Petersburg, um sich vor den Gendarmen zu retten ...

Warwara Wolkowa klagte, dass sie Alexandra Michailowna nirgends finden könne, sie habe nach Mexiko geschrieben, doch keine Antwort erhalten. Jetzt schicke sie sich an, in die Partei einzutreten, und bat Alexandra Michailowna um eine Bürgschaft – vorausgesetzt, dass diese sie nicht vergessen habe.

Am 18. Oktober antwortete Alexandra Kollontai:

«Liebe Genossin Wolkowa!

Eben erst erhielt ich Ihren Brief vom 18.7. d. J. aus Mexiko zugesandt. Dieser Tage werde ich ihn beantworten und Ihnen auch die Bürgschaft für die Partei schicken. Jetzt nur diese kurzen

Grussworte. Ich habe mich immer an Sie erinnert und freue mich, dass ich Sie wiedergefunden habe. Sie haben Ihre Adresse nicht angegeben. Ich schreibe auf gut Glück. Antworten Sie, damit ich weiss, dass der Brief Sie erreicht hat. Ich küsse Sie herzlich.

Ihre A. Kollontai

Haus der Sowjets Nr. 2, Swerdlow-Platz, Moskau»

Alexandra Kollontai war schon drauf und dran, nach Norwegen abzureisen, als eine Sache zur Sprache kam, die ihr sehr am Herzen lag. Am 4. November, dem Vorabend des zehnten Jahrestages der Oktoberrevolution, billigte das Kollegium des ISTPART* einen Beschluss, demzufolge es als notwendig erachtet wurde, sich «mit der Ausarbeitung der Materialien zur Geschichte des Volkskommissariats für Staatliche Fürsorge» zu befassen. Der abschliessende Punkt darin lautete: «Die unmittelbare Leitung der gesamten Arbeit wird Genossin Kollontai übertragen.»

Alexandra Michailowna brachte ihr persönliches Archiv in Ordnung, bat ihre ehemaligen Mitarbeiter, Materialien vorzubereiten und Erinnerungen niederzuschreiben, und befasste sich selbst den ganzen November über mit diesen Dingen – schrieb eine Skizze über die Tätigkeit des Volkskommissariats in den ersten Monaten seines Bestehens. Nachdem sie für das ISTPART das notwendige Material zusammengetragen und vorbereitet hatte, begab sie sich nach Norwegen.

Ende der zwanziger Jahre verschärfte sich die politische Lage in der Welt. Der Kampf der führenden kapitalistischen Mächte um die Absatzmärkte und Rohstoffquellen nahm schroffere Formen an. Die Expansion der Vereinigten Staaten in die Länder Lateinamerikas, Asiens und Europas wurde immer offensiver. Die ame-

* Institut für Parteigeschichte, später zum Institut für Marxismus-Leninismus beim ZK der KPdSU umgebildet

rikanisch-britischen Beziehungen spitzten sich zu. «In der heutigen Welt, die immer enger wird, ist kein Platz für zwei so grosse feindliche und räuberische Imperien wie Grossbritannien und Amerika», schrieb der amerikanische Publizist und Historiker Ludwell Denny. «Entweder Grossbritannien anerkennt freiwillig die Hegemonie Amerikas, oder diese Hegemonie wird in blutigen Kämpfen behauptet.»*

Die Neuaufteilung der Welt zwischen den imperialistischen Räubern stand auf der Tagesordnung. Deutschland verlangte die Aufhebung des Versailler Vertrags, gierte nach Waffen, und gleichzeitig kämpfte Italien für eine Revision des Nachkriegssystems in Europa. Im Hinblick auf eine Neuaufteilung der Welt zeichnete sich am Horizont eine Einheitsfront ab, die später als der berühmte Antikominternpakt formiert wurde (1936).

Unruhen herrschten auch in anderen Gebieten Europas, es verschärfte sich der Kampf im Mittelmeerraum sowie im Fernen Osten, wo die chinesischen Militaristen eine gegen die UdSSR gerichtete kriegerische Provokation gegen die Chinesisch-Fernöstliche Eisenbahn verübten und eine gehörige Abfuhr erlebten.

Wenn man diese Jahre rückblickend betrachtet, so könnte man auf den ersten Blick schlussfolgern, dass Skandinavien eine Insel der Ruhe in diesem Ozean der Leidenschaften blieb. Aber dem war bei Weitem nicht so. Die skandinavischen Länder lagen gleichsam im Visier der führenden westeuropäischen Staaten, und Deutschland drang immer mehr in ihre Wirtschaft ein.

Wie auch in der ersten Periode ihres Aufenthalts in Norwegen widmete Alexandra Kollontai ihr Hauptaugenmerk der Ausweitung der ökonomischen Beziehungen, der Stärkung des Prestiges der Sowjetunion und der Propagierung ihrer Aussenpolitik. Und

* Geschichte der Diplomatie, Politisdat, Moskau 1965, Band 3, S. 494 (russ.)

wie immer erachtete sie es als eine ihrer Hauptaufgaben, die Intelligenz zu gewinnen.

«Oslo, den 22. März 1928

Sojetschka! Was für eine eigenartige Periode hat für mich begonnen. Ich verkehre ständig mit Künstlern, bald überreiche ich ihnen Blumen, bald sie mir. Es vergeht kein Tag, ohne dass ich Eintrittskarten zugeschickt bekomme, und ich sitze wie ein Sachverständiger in den vordersten Reihen. Die Theaterdirektoren sind an meiner Meinung sehr interessiert. Auf den Festessen zu Ehren Ibsens trinken die Schauspielerinnen, die Schauspieler und die Theaterdirektoren auf meine Gesundheit – als sei ich kein Minister, sondern jemand vom Theater. Weshalb? Dieser Tage machte ich die Bekanntschaft Skankes, des besten hiesigen Schauspielers; er erinnerte mich schrecklich an Shenja.* Und heute erhielt ich als Antwort auf meine ‚Totenblume‘, worüber Dir Pinotschka bereits schrieb, einen bezaubernden Brief von meinem Liebling Ernst Rolf, dazu Schallplatten seiner populärsten Lieder, Noten und wunderbare dunkelrote Rosen. Das ist besonders rührend, weil er absolut nichts von mir braucht und ich nichts von ihm.

Am Sonnabend findet bei mir ein Essen statt, zu dem Maler, Schauspieler und Professoren geladen sind. Eine ganz andere Welt als die, mit der ich es bei meinem ersten Norwegenaufenthalt zu tun hatte.»

Alexandra Kollontai wies die Einladungen nicht zurück, über aktuelle Probleme des zeitgenössischen Lebens, über literarische Ansichten und über die Lage in der UdSSR zu sprechen. Mitunter wurden ihr auch provokatorische Fragen gestellt. Voll Selbstsicherheit und beissendem Sarkasmus reagierte sie auf alle Erfindungen und Anspielungen. Bereits Ende der siebziger Jahre gab der Verlag Tiderne Skrifter eine zweibändige Auswahl der Werke Alexandra Kollontais heraus. Die bürgerlichen Verleger verfolg-

* Gemeint ist Jewgenija Mrawina, die Schwester A.M. Kollontais.

ten damit illusorische Ziele. Die Rezensentin Hanna Reintorf schrieb am 22. Februar 1978 in «Land og Folk» über diese Ausgabe:

«Ungeachtet der Tatsache, dass bei den Verlegern der Wunsch zu spüren ist, bei Alexandra Kollontai eine Kritik am Sowjetstaat zu finden, ist selbst das von ihnen zusammengetragene Material so reichhaltig und umfassend, dass es eine wunderbare Vorstellung sowohl von den aktuellen Problemen der damaligen Zeit als auch von Leben und Wirken Alexandra Kollontais vermittelt.»

Die bürgerlichen Journalisten, die an der einen Front eine Niederlage erlitten hatten, griffen Alexandra Kollontai unvermindert aus einer anderen Richtung an: Sie versuchten an ihre Eigenliebe zu appellieren – weshalb man ihr, einer so bekannten Politikerin, einen diplomatischen Posten in einem so kleinen Land wie Norwegen anvertraut hätte.

Im Frühjahr 1930 stellte die bürgerliche Presse Mutmassungen über eine mögliche Berufung Alexandra Kollontais auf den Posten eines sowjetischen Botschafters in Schweden an.

Als Alexandra Kollontai von Oslo aus zu einem kurzen Besuch nach Stockholm fuhr, wurde sie sofort von den in der schwedischen Hauptstadt tätigen Zeitungskorrespondenten umringt. Einem Journalisten der Zeitung «Tidens Tegn» gelang es, ein Interview mit Alexandra Kollontai zu machen, das am 9. Mai 1930 unter der Überschrift «Die ungekrönte sowjetische Königin» veröffentlicht wurde. Der Journalist stellte geradeheraus die Frage, weshalb man die «russische First Lady» nicht in ein grösseres Land schicke. Alexandra Kollontai erwiderte lächelnd, der Journalist sei ein schlechter Patriot, wenn er sein Land so geringschätze.

Daraufhin änderte der Journalist seine Taktik und begann die Attacke von anderer Seite:

«Belastet Sie Ihr Ministerposten nicht?»*

* Ein Botschafter steht im Rang eines Bevollmächtigten Ministers.

«Nein, ganz und gar nicht. Das ist mein Leben.»

«Fühlen Sie sich nicht von spezifisch weiblichen Schwächen – einer erhöhten Sensitivität – abhängig?»

«Nein, das ist doch für uns Frauen zu sehr veraltet. Derartigen Gefühlen begegnet man höchstens in Humorzeitschriften. Bei der Ausübung meiner dienstlichen Obliegenheiten fühle ich mich völlig neutral, da bin ich weder Frau noch Mann, sondern Vertreter eines Staates und eines Volkes ...»

«Aber trotzdem kann doch eine Frau ihr Geschlecht nicht verleugnen?»

«Natürlich nicht, ich bin sogar Grossmutter, und das ist wohl ein hinlängliches Merkmal meiner Fraulichkeit. Ich habe einen dreijährigen Enkel, der mich unlängst in Oslo besucht hat. Die dreissigjährige politische Tätigkeit begünstigte die Lossagung von der romantischen Fraulichkeit, wenn Sie auf diese anspielen. Das betrifft, nebenbei bemerkt, alle Frauen unserer Gegenwart wie auch der Zukunft. Unsere Losung lautet: Arbeit und ökonomische Unabhängigkeit.»

«Und wie steht es mit Kindern, mit der Ehe?» fragte der Journalist.

Hier beharrte Alexandra Michailowna wieder auf ihren schon bekannten Ansichten: «Ja, die Zeit der Ehe als des einzigen Glücks der Frau, auf dem sie ihr Leben aufbaut, ist vorbei. Die Ehe ist zweitrangig geworden für die Frauen unseres jungen Staates ... Alles muss rationalisiert, vereinfacht werden, die Eheschliessung wie auch die Scheidung. Krippen und Kindergärten werden die Kinder aufnehmen, und Internate werden die Bildung und die gesellschaftliche Erziehung weiterführen. Auf diese Weise verlassen die Kinder in frühem Alter den häuslichen Herd und erhalten stattdessen einen unmittelbaren und schnellen Kontakt zur Gesellschaft, zu ihren Anforderungen und zu ihrer Vorrangstellung.»

«Hat der häusliche Herd etwa keine erzieherische Bedeutung, kann er die Herausbildung einer Individualität nicht begünstigen?»

«Man trifft so häufig auf das Gegenteil. Damit ist es genauso wie mit den alten Formen der Ehe. Nicht alle bringen sie Glück, eher umgekehrt. Und bei Weitem nicht alle Frauen taugen dazu, Mutter zu sein», schloss die «First Lady Russlands» ihr Interview.

1928 widmeten die norwegischen Journalisten der «First Lady» zahlreiche Artikel im Zusammenhang mit einem anderen Ereignis, das nicht nur Norwegen, sondern die ganze Welt erschütterte und die Sympathien der Norweger für die Sowjetunion verstärkte.

Dieses Ereignis begann tragisch, und die Erzählung darüber soll mit einem Zitat aus dem Buch «Flüge über den Pol» des berühmten italienischen Polarforschers und Luftschiffkonstruktors Umberto Nobile begonnen werden. In dem Kapitel «Die Expedition der ‚Italia‘» heisst es:

«Die Gefahr war ernst und drohend ... Das Packeis befand sich nur noch wenige Meter unter der Kabine. Ich sah die Eismassen grösser werden und immer näherkommen. Kurze Zeit später knallten wir mit einem grässlichen Knirschen auf. Ich spürte einen Stoss gegen den Kopf; ich war wie zusammengestaucht, zerquetscht. Klar und deutlich merkte ich, jedoch ohne das geringste Schmerzgefühl, wie mir einige Knochen brachen. Dann warf mich etwas, was von oben herab auf mich niedersauste, kopfüber nach unten. Instinktiv schloss ich die Augen und sprach im gleichen Moment bei völliger geistiger Klarheit den Gedanken aus: ‚Nun ist alles zu Ende.‘»*

Die hier beschriebene Katastrophe ereignete sich am 25. Mai 1928 im Nordpolargebiet mit dem Luftschiff «Italia», in welchem sich Nobile und eine Gruppe seiner Kameraden befand. Nobile hatte zwei Jahre zuvor gemeinsam mit dem berühmten norwegischen Polarforscher Roald Amundsen im Luftschiff «Norge» den

* Umberto Nobile, Flüge über den Pol, Brockhaus Verlag, Leipzig 1980, S. 152 f.

Nordpol überflogen. Mehrere Expeditionen brachen auf, um Nobile zu retten.

Amundsen startete mit dem französischen Flugboot «Latham 47», stürzte jedoch ebenfalls ab. Die ganze Welt verfolgte mit angespannter Aufmerksamkeit diese Tragödie am Nordpol. Die Expeditionen Nobiles und Amundsens zu retten erschien völlig hoffnungslos. In diesen Tagen machte man sich in der Sowjetischen Bevollmächtigten Vertretung in Oslo Gedanken, ob man nicht irgendwie bei der Rettung der italienischen Expedition helfen könne. Alexandra Kollontai beriet sich in dieser Frage mit ihrem engsten Mitarbeiter, dem Sekretär der Vertretung Semjon Maximowitsch Mirny. Sie erwogen verschiedene Varianten, die sie Moskau vorschlagen wollten, und dachten dabei an den Eisbrecher «Swjatogor», der später den Namen «Krassin» erhielt.

Wie sich die Ereignisse weiter gestalteten, davon zeugen die Aufzeichnungen Semjon Maximowitsch Mirnys:

«Die Idee, die ‚Krassin‘ ins Nördliche Eismeer zu entsenden, stammte von Alexandra Michailowna Kollontai. Es verlief folgendermassen: In den Junitagen des Jahres 1928 kam der bekannte Polarforscher Otto Sverdrup zu mir, der 1893-1896 die ‚Fram‘ mit der Polarexpedition Fridtjof Nansens befehligt hatte. Er sagte mir auch, dass Nobile und seine Gefährten nur von dem Eisbrecher ‚Swjatogor‘ gerettet werden könnten. Als ich Alexandra Kollontai von dieser Idee Sverdrups erzählte, rief sie aus: ‚Ein hervorragender Gedanke!‘ Am selben Tag kam Fridtjof Nansen zu uns in die Bevollmächtigte Vertretung. Ich bat ihn zu Alexandra Kollontai hinauf, und sie legte ihm die Vorstellungen seines Freundes Sverdrup dar.

‚Ausgezeichnet!‘ Nansen sprang von seinem Stuhl auf.

So kristallisierte sich entgeltig die Idee heraus, für die Rettung der Nobile-Expedition den Eisbrecher ‚Krassin‘ auszurüsten.»*

* Abschriften aus den Aufzeichnungen des verstorbenen Semjon Maximowitsch Mirny befinden sich im Privatarchiv des Verfassers.

Nach einem Gespräch mit Sverdrup und Nansen teilte Alexandra Kollontai ihren Vorschlag und die Meinung der beiden norwegischen Polarforscher nach Moskau mit. Der Name Fridtjof Nansen war in der Sowjetunion sehr populär. Dieser berühmte Polarforscher hatte sich in den ersten Jahren nach der Revolution als ein wahrer Freund Sowjetrusslands erwiesen. Während der Hungersnot, die infolge äusserster Trockenheit Anfang der zwanziger Jahre im Wolgagebiet ausgebrochen war, gehörte er zu den aktivsten Mitgliedern des Hilfskomitees für die Hungernden, und aus Dankbarkeit für sein humanes Wirken wurde er zum Ehrenmitglied des Moskauer Sowjets ernannt.

Alexandra Kollontai war sich darüber im Klaren, wie riskant und kompliziert der Versuch sein würde, Nobile zu retten. In jedem Falle aber würde der Einsatz des sowjetischen Eisbrechers das Prestige der Sowjetunion noch mehr anheben und ihr nicht nur in Norwegen, sondern überall in der Welt Sympathien bringen.

Moskau billigte den Einsatz der «Krassin» zu einer Fahrt in die uferlosen Weiten des Nördlichen Eismeeres. Das Auslaufen des Eisbrechers aus dem norwegischen Hafen Bergen schildert ein Teilnehmer der Expedition, der Journalist Valentin Suchanow, in seinem 1929 in Leningrad veröffentlichten Buch «Im Eis verschollen».

«Über das Fallreep bestiegen der Sekretär unserer Bevollmächtigten Vertretung S. M. Mirny, der Bürgermeister der Stadt und andere Vertreter der örtlichen Verwaltung das Schiff. Ihnen folgten die Kaufleute. Semjon Maximowitsch überbrachte uns Telegramme, Briefe, liebe Nachrichten aus der Heimat. An Deck waren Samoilowitsch und Tschuchnowski* gekommen. Mirny erzählte uns von den letzten politischen Ereignissen, von der Stimmung in Norwegen und von der bislang erfolglosen Suche.

* Rudolf Lasarewitsch Samoilowitsch, bekannter sowjetischer Polarforscher, Leiter der «Krassin»-Expedition; Boris Grigorjewitsch Tschuchnowski, berühmter sowjetischer Polarflieger.

„Jetzt steht vor Ihnen noch eine zweite Aufgabe den alten Amundsen zu suchen“, sagte Mirny ... „Bislang gibt es von ihm keinerlei Nachricht. Ganz Norwegen ist in banger Sorge um sein Schicksal. Das Land wird Ihnen überaus dankbar sein, wenn Sie seinen Polarhelden finden.“

Die Norweger, Vertreter der örtlichen Bergener Behörden, bekräftigten diese Worte: „Ja! Wir werden unermesslich glücklich sein, wenn die ‚Krassin‘ unseren teuren, berühmten Amundsen nach Norwegen zurückbringt..“

In der Mannschaftskajüte war es still... Der italienische Korrespondent sprach leise auf Französisch mit Rachmilowitsch* ...

Quälende Minuten vor der Abfahrt. Plötzlich ertönte die langgezogene melancholische Schiffssirene, gedehnt und gellend ... Wir stiegen von Deck, um Mirny zu begleiten. Er war der letzte, der von Bord ging. Wir zogen das Fallreep ein.»

Es gelang ihnen nicht, Amundsen zu retten. Erst später wurde gewiss, dass er umgekommen war. Doch die «Krassin» führte ihre Fahrt durch. Der Flieger Boris Tschuchnowski suchte unter unwahrscheinlich schwierigen Bedingungen, jede Minute sein Leben riskierend, das Packeis des Eismeeres ab. Aber ohne Erfolg. Die Arktis bewahrte fest ihr schreckliches Geheimnis. Die italienische Regierung hatte sich offiziell an die Sowjetregierung mit der Bitte gewandt, die Überlebenden der italienischen Polarexpedition zu retten.

Die «Krassin» durchbrach die viele Meter dicke Eisschicht. Und wieder suchte der Flieger Tschuchnowski die uferlosen Eisfelder und Eisblöcke ab. Kaum noch Hoffnung! Alle sind umgekommen! Dann plötzlich die Mitteilung: «Die Nobile-Expedition ist gefunden! Sie ist gerettet!» In Bergen und Stavanger loderten spontane Demonstrationen auf zu Ehren Sowjetrusslands. In den Häfen begeisterte Empfänge für die sowjetischen Matrosen. Die Namen und die Bilder Alexandra Kollontais, Professor Samoilo-

* Teilnehmer der sowjetischen Expedition zur Rettung von Amundsen und Nobile

witschs und des mutigen Fliegers Tschuchnowski, der eine gewagte Landung auf dem Eis vollführte, schwanden nicht von den Seiten der Weltpresse, über sie wurde im Rundfunk berichtet...

Und als alles vorüber war – die Aufregung, das Suchen, die Hoffnung, die Freude über die Rettung der Verschollenen und der Schmerz über den Verlust Amundsens, die endlosen Demonstrationen, die begeisterten Willkommensgrüsse und Glückwünsche –, da zog Alexandra Kollontai kurz und bündig die Bilanz:
«Na also, ein weiteres Schrittchen nach vorn ...»

Bereits zu Beginn der zwanziger Jahre hatte Alexandra Kollontai einen Sammelband mit Erinnerungen an ihre revolutionäre Tätigkeit in Angriff genommen und ihr Skizzenbuch «Das war im Oktober» konzipiert. Im Vorwort dazu vermerkte sie: «Den Gedanken an die Veröffentlichung solch eines Bandes gab mir die lesende Jugend ein, jene Jugend, die im Jahre siebzehn noch zu jung war, um die historischen Oktobertage bewusst aufzunehmen.»

Die Auslandstätigkeit unterbrach diese Arbeit für einige Zeit, doch sie geriet nicht in Vergessenheit. Alexandra Kollontai äusserte immer häufiger den Gedanken, dass die Teilnehmer der grossen revolutionären Ereignisse verpflichtet wären, ihre Erinnerungen niederzuschreiben, damit sie den künftigen Generationen hülfe, die Vergangenheit besser zu verstehen. In Oslo nahm Alexandra Kollontai ihre Aufzeichnungen wieder vor, und am 22. Oktober 1928 schrieb sie an Soja Schadurskaja:

«Weisst Du, meine Liebe, jetzt gibt es eine neue Welle in der Literatur: Die historischen Gestalten wieder ins Leben zu rufen. Das sind keine Biografien, das ist keine trockene Wiedergabe von Tatsachen, das ist auch kein Roman aus dem Leben eines grossen Menschen. Nein, das ist etwas ganz Neues. Vor dir läuft in lebendiger Form das ganze Leben des Menschen ab, seine Kindheit,

seine Missgeschicke, Freuden, Tragödien und Erfolge. Das sind keine Phantasien, ist kein Roman. Das ist das Leben selbst.

Bei uns könnte das Epos über die Revolution geboren werden ..., unsere jungen Schriftsteller... werden den Weg finden. Aber es gibt in ihren Werken noch zuviel Erdachtes ... Ich schreibe jetzt Memoiren, eben lebendige Porträts – doch nicht einfach Schattenrisse, sondern Neuschöpfungen, streng historisch, überprüft an Dokumenten der Zeit und des Lebens des betreffenden Menschen.»

Am 2. August 1929 wandte sich Alexandra Michailowna in einem Brief an Soja Schadurskaja noch einmal diesem Thema zu: «Scheint es Dir nicht auch, dass die Periode der ‚Phantasterei‘ im Roman vergangen ist, dass wir jetzt die ‚Wahrheit‘ des Lebens erfahren wollen? Vielleicht weil wir zu ‚faul‘ sind, ‚ernsthafte‘ Bücher zu lesen, und die Geschichte in leichter, gut verständlicher Form gelehrt bekommen möchten? Der neue Leser ist wie der neue demokratische Tänzer – er fordert ganz einfache und klare Pas und einfache und klare Bilder der Vergangenheit.»

Die bürgerlichen Korrespondenten umlagern Alexandra Kollontai nach wie vor mit Bitten um Interviews, am meisten interessieren sie ihr Privatleben, ihre Vergangenheit, ihre Interessen und natürlich ihre Ansichten über Familie und Ehe. Ihr Buch «Die Liebe der Arbeitsbienen» (Deutsch «Wege der Liebe») rief in vielen Ländern einen starken Widerhall hervor. Die bürgerlichen Verlage veröffentlichten das Buch, natürlich ohne ihr Einverständnis, unter dem Titel «Die freie Liebe» und servierten es als politisches Pamphlet über die Lage der Frau in der Sowjetunion. Alexandra Kollontai dementierte diese Verleumdung und riet den Korrespondenten, sich wichtigeren Fragen zuzuwenden als ihrem persönlichen Leben. Anfang Januar 1930, nachdem sie von einer

Tagung des Zentralexekutivkomitees der UdSSR aus Moskau zurückgekehrt war, lud sie die schwedischen Journalisten und Korrespondenten des «Stockholms Dagblad» und des «Svenska Dagbladet» ein, die sich besonders genau für ihre Vergangenheit und ihr Privatleben interessierten, und berichtete ihnen über die Sitzung des höchsten Organs der UdSSR, über das Referat Georgi Konstantinowitsch Ordshonikidses auf dieser Sitzung und über den neuen sowjetischen Fünfjahrplan.

In dieser Zeit war die kapitalistische Presse voll von Anwürfen gegen das sowjetische «Dumping». Sie behauptete, die UdSSR überschwemme die internationalen Märkte, indem sie ihre Waren zu Schleuderpreisen verkaufe. An Hand von Zahlen und Fakten widerlegte Alexandra Kollontai diese Erfindungen und riet den Journalisten, sich doch mehr der Weltwirtschaftskrise zuzuwenden, die ... zig Millionen Werktätige aus der Bahn werfe. Ihr Interview beendete sie mit den Worten:

«Ich möchte besonders hervorheben, dass die Erhaltung und Festigung des Friedens die wichtigste Aufgabe der sowjetischen Aussenpolitik darstellt. Diese Politik ist die hauptsächliche Garantie für den Erfolg des sozialistischen Aufbaus in der UdSSR, für die Realisierung des Fünfjahrplans der Industrialisierung des Landes und des Aufschwungs der Landwirtschaft auf neuer gesellschaftlicher und technischer Grundlage.»

Stockholm und Genf

Im Herbst 1930 wurde Alexandra Kollontai zum Botschafter in Schweden ernannt. Die Sowjetische Bevollmächtigte Vertretung in Stockholm erinnerte in jenen Tagen an ein Schiff ohne Kapitän. Der ehemalige Botschafter Kopp war schwerkrank nach Moskau zurückgekehrt. Nach Schweden beorderte man nun Alexandra Kollontai, die sechzehn Jahre zuvor in diesem Land inhaftiert und dann unter Polizeigeleit auf Befehl des Königs «für immer» ausgewiesen worden war.

Diese letzte Frage wurde «unauffällig» beigelegt. Das Regierungsnachrichtenblatt «Post och Inrikestidning» veröffentlichte in kleiner Schrift an unbeachteter Stelle eine Notiz über die Rücknahme des Befehls.

Voll Neugier erwartete die Stockholmer Gesellschaft das Erscheinen Alexandra Kollontais in der Hauptstadt. Es warteten nicht nur die in Stockholm akkreditierten Diplomaten. Es wartete die «höhere Gesellschaft», die soviel von dieser Frau gehört hatte, welche durch ihre Familie einst zur Elite des zaristischen Russlands zählte und dann zur «blindwütigen» Revolutionärin wurde. Es warteten die schwedischen Bourgeois und noch mehr die Bourgeoisfrauen, die über die Bücher zu Fragen des «Eros» von Alexandra Kollontai gehört oder gelesen hatten und denen zu Ohren gekommen war, wie sich diese Frau zu kleiden und zurechtzumachen verstand. Und natürlich warteten jene, die man gemeinhin als die «einfachen Leute» bezeichnete, die Arbeiter, die kleinen Bauern und die Angestellten. Bei ihnen war es nicht einfache Neugier, sondern der Wunsch, die Diplomatin aus Sowjet-

russland kennenzulernen, die einstmals aus Schweden vertrieben worden war, herauszufinden, was von den Legenden, die um sie gewoben wurden, Erfindung und was Wahrheit war, und durch sie das Land kennenzulernen, das das Joch der Zarenherrschaft abgeworfen hatte.

Da erschien sie also in Stockholm – nicht als Touristin, nicht als zufällige Sendbotin, sondern als offizielle Vertreterin eines grossen Landes. Wie die «höhere Gesellschaft» sie empfangt, schildert farbenreich und detailliert ein Augenzeuge, der miterlebte, wie Alexandra Kollontai in «einer goldenen Kutsche beim königlichen Schloss vorfuhr, um ihr Beglaubigungsschreiben zu überreichen». Dieser Augenzeuge war Carl Gerhard, ein berühmter schwedischer Schauspieler, Publikumsliebhaber und später ein guter Freund Alexandras Kollontais, der im Auftrag schwedischer offizieller Kreise in einer komplizierten und aufregenden Zeit eine überaus delikate diplomatische Mission ausführte. Doch darüber später. Hier zunächst sein Zeugnis von der Ankunft Alexandras Kollontais in Stockholm:

«Ihr Eintreffen in Stockholm als Abgesandte Russlands war eine Sensation. Das Publikum war sich sogleich dessen bewusst, dass die in Pelz gekeidete Dame, die in goldener Kutsche vorfuhr, eine der hervorragendsten Persönlichkeiten ihrer Zeit war... Voll wollüstiger Neugierde drängte sich die Stockholmer Gesellschaft um die sowjetische Botschafterin bei den Empfängen in den höheren Kreisen. In den Couloirs sagten die Leute, dass sie ihr nicht die Hand drückten, weil diese Hand vom Blut der Klasse, der sie angehörte, rotgefärbt wäre. Und im selben Augenblick drängten sie sich zu dieser Frau hindurch und gierten nach einem gewogenen Lächeln oder sogar nach einem an sie gerichteten Wort.

Zweifellos war sie eine bewundernswerte Frau, und um sie bildete sich eine Atmosphäre in der Art der Pariser politischen Salons. Sie verfügte über viel Charme und einen feinen Humor. Sie zeichnete sich durch nüchternen Verstand aus, aber sie konnte be-

zaubernd lächeln. Sie sprach viele Sprachen und unterhielt sich in einem reizenden Gemisch skandinavischer Sprachen. Ihr waren Klugheit, Freundlichkeit und ein lebensbejahender Charakter eigen.»

So empfangen Alexandra Kollontai jene, von denen in vielem abhing, wie sie sich in die schwedische Gesellschaft einleben würde, und mit dieser Gesellschaft musste sie rechnen. Die Hauptsache aber war, das Botschaftskollektiv zu festigen, die Beziehungen mit Schweden auszubauen und die Sympathien der breiten Massen dieses Landes zu gewinnen.

Eine entscheidende Rolle spielte die Tatsache, dass Alexandra Kollontai zu jenen Parteikadem gehörte, die bereits vor der Revolution, in ihrer Emigrantenzzeit, zu zahlreichen politischen Führern der europäischen Länder Beziehungen geknüpft hatten. Sie war mit schwedischen jungen Sozialisten gut bekannt gewesen, von denen manche unterdessen hohe staatliche Ämter innehatten. Das erleichterte ihr die Erfüllung ihrer schwierigen Mission in Stockholm.

In dieser komplizierten Vorkriegsperiode traten die Qualitäten Alexandra Kollontais erneut zutage. Beglaubigungsschreiben wurden überreicht, auf allen Regierungsebenen wurden Kontakte angeknüpft, mit Geschäftsleuten und Kulturschaffenden fanden Treffen statt. Aber es gab auch andere Dinge, die nicht vergessen werden durften. Was ihr nach wie vor besonders am Herzen lag, war die Frauenemanzipation. Am 8. März 1931 stellte sie auf einer Versammlung aller Mitglieder der sowjetischen Kolonie in Stockholm die Frage: «Wie kann man solche Lebensbedingungen schaffen, dass die Frau sogar in einer feindlichen, kleinbürgerlichen Auslandsatmosphäre ihre familiären Verpflichtungen (Hauswirtschaft, Kinder) mit dem Studium, der Qualifizierung und der Eingliederung in die Gruppe der neuen Kader, der Bestarbeiterinnen, der Aktivistinnen in Einklang bringen kann?»

Die alte, die Frau versklavende Lebensweise ist noch nicht völlig beseitigt. Die kleinbürgerlichen Vorurteile und Anschauungen

von der Frau und von ihrer Rolle im Leben sind in den Köpfen vieler Sowjetbürger noch fest verankert, und es hat keinen Zweck, das zu verschweigen! Selbst bei verschiedenen Kommunisten finden wir das. Frau, Herd und Waschtrog sind in ihrer Vorstellung fest und untrennbar miteinander verbunden.»

Soweit ein Auszug aus der Rede Alexandra Kollontais.

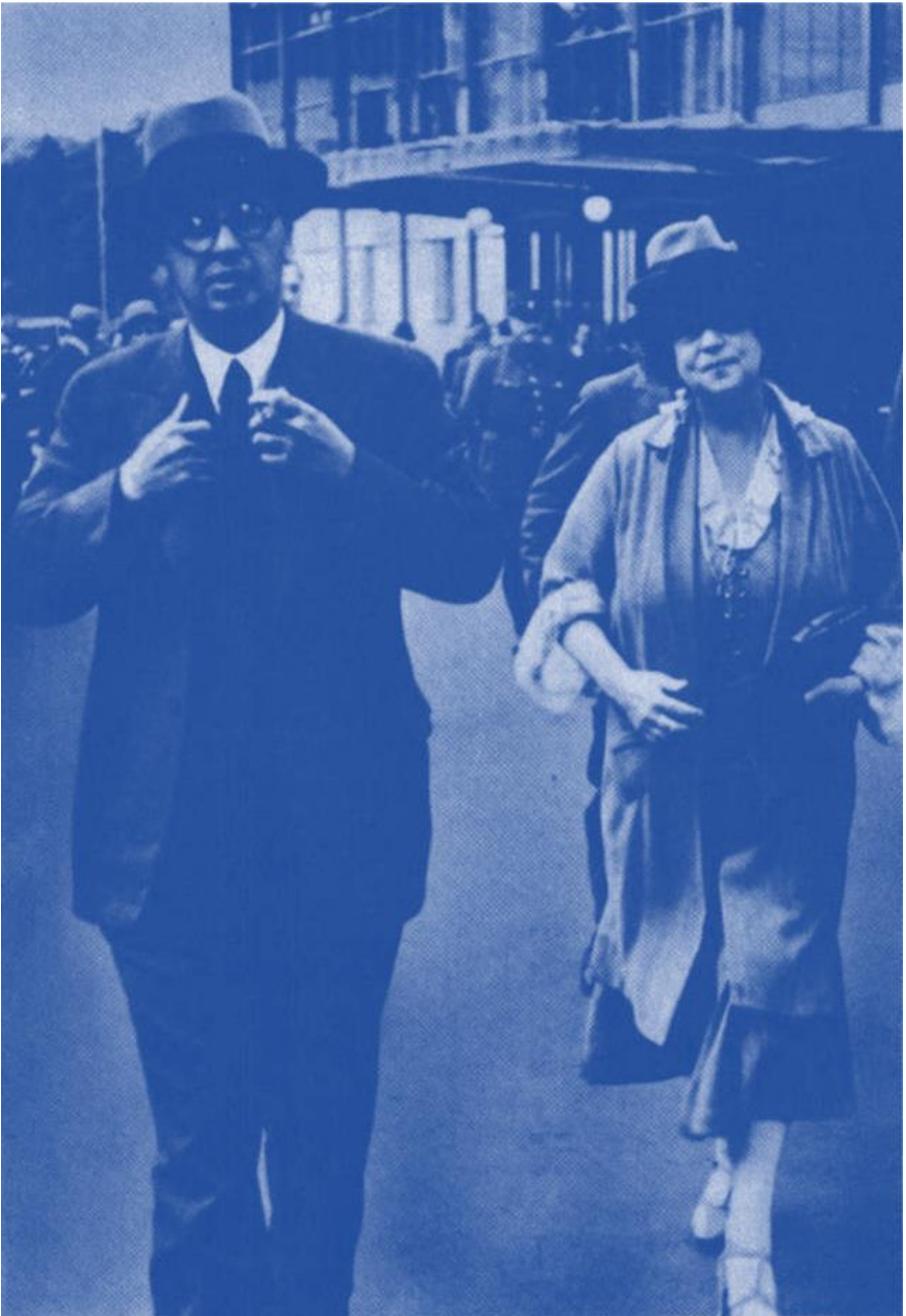
Ihren vielseitigen Interessen geht sie auch in dieser Zeit nach. Sie bereitet eine Rede über die internationale Lage vor. Hin und wieder kehrt sie in Gedanken nach Mexiko zurück und befasst sich mit Themen wie: Lateinamerika und die Lage auf Kuba. Das achtzehnte Jahrhundert: Spanien – Beherrscher der Meere. Die Rolle der Jesuiten und der Priester. Eine Charakteristik Primo de Riveras.

Im Wirbel der komplizierten Ereignisse schaut Alexandra Kollontai, das Vergangene bewertend, bisweilen auch in die Zukunft.

Aus einem Brief an Soja Schadurskaja vom Jahr 1931:

«Es ist interessant, dass wir beide einige ‚Epochen‘ durchlebt haben. Und was für welche! Das Absterben des Liberalismus und das Aufblühen des naiv-humanen Sozialismus, die Ablösung des Liberalismus ..., sofort das Aufblühen eines verfeinerten Individualismus (Hauptmann, Hamsun, Wilde, Ruskin). Dann die Epoche des Weltkriegs ..., dunkle, hoffnungslose Jahre, wo nur schwach in der Finsternis der geistigen Nacht wie ein kämpferisches Lockfeuer der schlagkräftige Bolschewismus schimmerte ... Danach eine zweite Epoche, die ‚Grosse‘ – das Jahr ’17 und die ersten Jahre der Revolution. Indessen sind wir in eine neue Welt hinübergeschritten. Wir haben die Linie passiert. Befinden uns an einem Wendepunkt der Epochen. Und das ist wunderbar...»

In der Welt jedoch war nicht alles «wunderbar». Die Wirtschaftskrise, die 1929 begonnen hatte, erschütterte den Kapitalismus mehr



Alexandra Kollontai mit Boris Schtein, Botschafter der Sowjetunion in Rom, am Tagungsort des Völkerbundes in Genf.

und mehr. Millionen Menschen, die ihren Glauben an alles verloren hatten, trotteten über die Strassen Amerikas auf der Suche nach Arbeit. Immer stärker sank auch Europa in den Sumpf der Krise. In Asien tobte bereits der Krieg – Japan war in die Mandschurei eingedrungen. In Deutschland kam der Hitlerfaschismus zur Macht. Auch in Skandinavien wuchsen die Probleme. Nach der Machtergreifung Hitlers im Januar 1933 verstärkten profaschistische Elemente ihre Aktivität. Das erschwerte die Arbeit der sowjetischen Vertretung.

Sogleich nach ihrer Berufung als Gesandter nach Stockholm im Jahr 1930 befasste sich Alexandra Kollontai energisch mit der Erfüllung eines hochwichtigen Auftrags. Die Kerenski-Regierung, die ihren unvermeidlichen Untergang vorausahnte, hatte noch vor der Oktoberrevolution in schwedischen Banken einen Goldschatz in Höhe von zehn Millionen Rubel deponiert. Diese für die damalige Zeit sehr hohe Summe wurde jetzt für den Kauf wertvoller Betriebsanlagen in Schweden und anderen Ländern benötigt. Verhandlungen darüber wurden schon lange geführt, aber der vormalige Botschafter Kopp hatte die, Rückführung des Goldschatzes nicht erreichen können.

Alexandra Kollontai setzte diese Verhandlungen fort und bewegte sich hartnäckig auf ihr Ziel zu. 1932 wurde ein alter Bekannter von ihr, der Sozialdemokrat Rickard Sandler, auf den Posten des Ministers für Auswärtige Angelegenheiten berufen.

Er hatte Alexandra Michailowna 1912 auf ihrer Reise durch Schweden begleitet, wo sie Vorlesungen über soziale und politische Fragen hielt, und sympathisierte sehr mit ihr. Sie verstand das gut zu nutzen und machte ihn zu einer positiven Lösung der Frage des Goldschatzes geneigt. Das letzte Wort hatte jedoch der Finanzminister Wigforss zu sprechen. Aber schliesslich kam auch er nicht mehr gegen die Argumente der sowjetischen Diplomatin

an. Im Juni 1933 wurde die Vereinbarung über die Rückgabe des Goldschatzes an die Sowjets union unterzeichnet.

In ebendiesen Monaten, als über die Rückgabe des Goldschatzes verhandelt wurde, entstand eine weitere äusserst zugespitzte Situation, die scheinbar unerwartet kam, in Wirklichkeit aber gesetzmässig war. Alexandra Kollontai musste mit ihren Gegnern auf dem «Schlachtfeld» die Klinge kreuzen, und ein weiteres Mal bewies sie, wie unrecht jene haben, die die Fähigkeiten der Frau in der Diplomatie unterschätzen.

Folgendes trug sich zu: Anfang der dreissiger Jahre realisierte die Sowjetunion unter Anspannung aller Kräfte ihren ersten Fünfjahrplan, der zweite sollte folgen. Dafür wurden sehr stark ökonomische Verbindungen zum Westen benötigt. Aus Schweden konnte man Maschinen und verschiedene Ausrüstungen bekommen. Die industriellen Kreise des Landes waren an der Entwicklung der Handelsbeziehungen mit der Sowjetunion interessiert, aber es gab auch mächtige Gegner, und diese beschlossen, Widerstand zu leisten.

Der Vorfall kam ihnen wie von Gott gesandt, und sie hatten, wie es schien, den Sieg schon in der Tasche. Gemeinsam mit dem sowjetischen Handelsvertreter Kandelaki hatte Alexandra Kollontai in den Handels- und Industriekreisen das Terrain sondiert für die Gewährung eines Kredits an die Sowjetunion in Höhe von hundert Millionen Kronen zum Kauf von Maschinen und Ausrüstungen. Günstig waren auch die Verhandlungen mit der gerade zur Macht gekommenen Regierung. Mit ihr war der Vertrag unterzeichnet, und es war nur noch die Zustimmung des Riksdag (des schwedischen Reichstags) erforderlich; denn erst nach der Ratifizierung durch das Parlament trat der Vertrag in Kraft.

Da jedoch kam es zu einer heftigen Kollision: Die konservativen Kreise, welche die sozialdemokratische Regierung stürzen wollten, beschlossen, die Ratifizierung des Vertrages mit der Ud-SSR zu verhindern.

In dieser Situation musste rasch, geschickt und entschlossen gehandelt werden. Auf Wunsch Alexandra Kollontais fuhr der Handelsvertreter Kandelaki nach Göteborg, um sich mit dem Generaldirektor des Kugellagerkonzerns, Björn Prytz, zu treffen und bei ihm wegen der Ratifizierung vorzufühlen.

Prytz persönlich war an der Entwicklung des Handels mit der UdSSR interessiert, denn seine Firma lieferte Ausrüstungen für sowjetische Betriebe; aber als Kandelaki ihm direkt die Frage stellte: «Wird der Vertrag unterzeichnet werden?», zuckte er die Schultern und antwortete, dass er davon nicht so überzeugt sei.

Kandelaki kehrte unverzüglich nach Stockholm zurück und berichtete detailliert über sein Gespräch. Es bestand also wirklich die Gefahr, dass der Vertrag zu Fall gebracht werden konnte, und damit hätte das Prestige der Sowjetunion eine Einbusse erlitten.

Alexandra Kollontai fand nicht sofort einen Ausweg aus dieser zugespitzten Situation. Sie informierte Moskau und schlug Folgendes vor: Die sowjetische Botschaft übergibt dem schwedischen Minister für Auswärtige Angelegenheiten unverzüglich eine Note, in der mitgeteilt wird, dass die Vertragsbedingungen für die Sowjetunion nicht günstig genug erschienen und dass ihr Land sich leider gezwungen sehe, von dem Vertrag zurückzutreten.

Der Vorschlag wurde in Moskau gebilligt. Nach Unterzeichnung der Note sagte Alexandra Kollontai: «Ich habe das Gefühl, als hätte ich mein eigenes Kind getötet. Steckt doch ein ganzes Jahr Arbeit in der Vorbereitung des Vertrags.»

Das Prestige der Sowjetunion wurde gewahrt. Die sozialdemokratische Regierung blieb an der Macht. Das war ein Sieg. Die schwedische bürgerliche Presse kommentierte erregt dieses Ereignis. Das Organ der Industriellenkreise, die Zeitung «Handels- och Sjöfartstidning» schrieb: «Hier muss man, wie die Franzosen

sagen, *chercher la femme*» (die Frau suchen). In Schweden begriffen nicht nur die Industriellen- und Finanzkreise, wer jene Frau war, die die Pläne der Gegner einer ökonomischen Annäherung an die Sowjetunion durchkreuzt hatte. Zwei Jahre später wagten sie keinen neuen Kampf. Jetzt wurde ein Kreditabkommen bereits nicht mehr über hundert Millionen, sondern über eine Milliarde Kronen mit der Sowjetunion unterzeichnet und ratifiziert. Leider verhinderte der Krieg die völlige Erfüllung dieses für beide Seiten günstigen Vertrags.

Kurz nach den geschilderten Ereignissen wurde Alexandra Michailowna mit der höchsten Auszeichnung der Sowjetunion, dem Leninorden, geehrt. Der Erlass des Präsidiums des Zentralexekutivkomitees der UdSSR lautete, dass sie «für hervorragende, aufopferungsvolle Arbeit auf dem Gebiet der kommunistischen Aufklärung der Arbeiterinnen und Bäuerinnen» ausgezeichnet werde. Doch bedeutend waren ihre Verdienste unterdessen auch auf diplomatischem Gebiet.

Glückwünsche kamen in grosser Anzahl: Briefe, Telegramme, Anrufe. Sie fühlte wieder voll Genugtuung, wie viele Freunde sie hatte, die sich an sie erinnerten, die sie liebten und an sie glaubten. Das hiess, sie wurde von den Menschen gebraucht, und die Sache, der sie ihr Leben widmete, hatte tiefe Wurzeln geschlagen. Am stärksten berührte sie ein Brief von Warwara Wolkowa. Sie hatten sich in den letzten Jahren selten geschrieben, dann war Warwara Wolkowa plötzlich «verschwunden», aber auch Alexandra Michailowna hatte nicht immer pünktlich geantwortet. Doch jetzt schrieb sie ihr unverzüglich:

«Meine gute Warwara Iwanowna!

Ich habe Ihren Brief, den ich in Moskau erhielt, bisher nicht erwidert. Nichts zu machen – ich bedaure, dass wir uns nicht getroffen haben, doch aufgeschoben ist nicht aufgehoben.

Ich hoffe, dass das Leben uns doch noch die Möglichkeit gibt, uns wiederzusehen. An Sie bewahre ich die herzlichste Erinnerung. Und sie ist mit der Romantik des Beginns der Arbeiterinnenbewegung verbunden. Eine wundervolle Zeit! Schreiben Sie mir hin und wieder, ich möchte Sie nicht verlieren.

Jetzt stecke ich wieder bis über beide Ohren in der Arbeit. Manchmal bin ich mit den Nerven völlig fertig. Meine Erholung ist, ein, zwei, Stündchen in der Natur zu sein. Menschen habe ich viele um mich, aber ich habe hier keine mir persönlich nahestehenden Menschen, und zuweilen friere ich.

Ihre A. Kollontai»

Um die Mitte der dreissiger Jahre wurde die politische Situation in der Welt immer dramatischer.

Die Sowjetunion setzte erfolgreich den friedlichen Aufbau fort, sie kämpfte energisch für die Schaffung eines Systems der kollektiven Sicherheit in Europa und für die Erhaltung des Friedens. Nützlich waren in diesem Kampf die Erfahrung, die Autorität und das Wissen eines jeden Funktionärs der Kommunistischen Partei. In der sowjetischen Hauptstadt wurde der offizielle Besuch des britischen Aussenministers Anthony Eden erwartet, und Alexandra Kollontai wurde im Auftrag des ZK der KPdSU (B) nach Moskau geladen, um an diesen Verhandlungen teilzunehmen. Das war ihr erster «Ausbruch» aus der reinen Botschaftertätigkeit seit 1922.

Sofort nach ihrer Ankunft wurde sie vom Strudel der grossen und kleinen Ereignisse erfasst. Aus einem Brief vom 8. März 1935:

«Am Tage meiner Ankunft... rief man mich ins Volkskommissariat für Auswärtige Angelegenheiten. Sehr erfolgreich und angenehm. Von da aus ging es gleich ins Bolschoi-Theater, doch ich kam erst gegen Ende des Meetings dort an. Ärgerte mich, dass ich nicht von Anfang an dabeisein konnte. Heute bei den Metro-Erbauern, morgen in Presnja. Ich hatte bisher nur dienstliche Begeg-

nungen ... Es gab bereits Telefongespräche ohne Ende und eine Flut von Bitten und Einladungen jeglicher Art.

Jetzt warte ich auf schwedische Geschäftsleute, danach Mittagessen, dann Metro und eine Versammlung zum 8. März.»

Den ganzen März über hielt sich Alexandra Kollontai in Moskau auf. Während dieser Zeit wurden die Verhandlungen mit Eden geführt. Litwinow gab einen Empfang des britischen Aussenministers. Dabei kam der Koch auf eine originelle Idee, mit der er die Gäste in Erstaunen versetzte. Zu der Zeit war Litwinows Ausspruch: «Der Frieden ist unteilbar» schon ein geflügeltes Wort. Der Koch liess sich diesen Satz ins Englische übertragen und schrieb ihn auf die Butter, die zu Tisch gereicht wurde. Eden lächelte und meinte: «Die Politik hat bereits alle Männer erfasst.» «Nicht nur», parierte Alexandra Kollontai. «Je mehr Frauen das politische Ruder ergreifen werden, desto mehr Ordnung wird in der Welt herrschen.»

In diesen Märztagen befasste sich Alexandra Kollontai jedoch nicht nur mit diplomatischen Angelegenheiten; die Prosa des Lebens forderte ebenfalls ihre Rechte, wie wir aus einem Brief vom 29. März an Soja Schadurskaja erfahren, die sich damals in Stockholm aufhielt:

«Diese Tage, Sojuschka, Empfänge in Verbindung mit dem Eden-Besuch. Zwischendurch erledige ich noch so allerhand, angefangen vom Gas in Mischas Wohnung, bis zu meiner Rückreise nach Schweden ... In den letzten Tagen spüre ich immer mehr Ermüdung, doch ich fahre erst am 2. Das heisst, am 5. oder 6. werde ich zu Hause sein. Am 6., wenn ich noch einen Tag, auf Einladung Kadazkis*, in Leningrad bleibe. Ich setzte mich für Verotschkas

* Kadazki, Iwan Fjodorowitsch, 1893-1937, Mitglied der SDAPR (B) seit 1914, ehemaliger Schlosser; Mitte der dreissiger Jahre Vorsitzender des Leningrader Sowjets

ein, betonte ihre Verdienste und alles Mögliche andere. Dieser Tage fiel Schnee, und der Garten ist schön.»

In Leningrad verweilte Alexandra Michailowna noch einen Tag und klärte mit Iwan Fjodorowitsch Kadazki alle Fragen. Gegen Abend nahm sie, ohne jemandem etwas zu sagen, ein Taxi und fuhr zum Wolkowo-Friedhof.

Es war Anfang April. Der Frühling kam gerade erst in die dunkle, noch winterlich aussehende Stadt. Unter den Füßen knirschten Eisstücke, und der Wind blies den letzten Schnee von den Bäumen.

Langsam, als bemühte sie sich, den Augenblick hinauszuzögern, ging sie zum Grab Plechanows. Und legte Blumen nieder.

Lange stand sie vor dem Grab. Vielleicht erinnerte sie sich an Genf, an die weissen Gipfel der Walliser Alpen ...

Nach Stockholm zurückgekehrt, verwirklichte Alexandra Kollontai eine lange geplante Idee – die Schaffung einer Freundschaftsgesellschaft Schweden – Sowjetunion. Die Durchführung dieser Aufgabe erforderte Feingefühl, Ausdauer und Behutsamkeit. Die Schweden sind nicht gerade temperamentvoll, ausserdem sind sie konservativer als manches andere europäische Volk. Allem Neuen begegnen sie erst einmal mit Vorsicht. Es musste jemand gefunden werden, der in unterschiedlichen Kreisen, auch bei der Bourgeoisie, Autorität genoss, der die Initiative ergriff und von der schwedischen Öffentlichkeit Unterstützung erhielt.

Alexandra Kollontai war im Allgemeinen darauf bedacht, eine Idee unverzüglich zu realisieren. Sie brannte, wie es in Schweden heisst, die Kerze an beiden Enden an. Hier aber zeigte sie erst einmal Geduld, bis die lang erwartete Gelegenheit kam.

1935 fand in Leningrad ein internationaler Chemikerkongress statt. Aus Stockholm nahm der berühmte schwedische Wissen-

schaftler Professor Palmer daran teil. Leningrad mit seinen bewundernswerten Baudenkmalern machte auf ihn einen starken Eindruck, der durch den Kongress selbst, das hohe Niveau der sowjetischen Wissenschaft und das Wohlwollen seitens der sowjetischen Bevölkerung noch verstärkt wurde. Das ist der Mann, der die Initiative ergreifen und die Freundschaftsgesellschaft schaffen könnte, entschied Alexandra Kollontai.

Und sie zögerte nicht. Sie lud den Professor in die Botschaft ein und erörterte mit ihm alle Fragen. Palmer war von der Idee geradezu entflammt. Er stellte ein Verzeichnis der in Frage kommenden Institutionen auf und führte Verhandlungen mit Kulturschaffenden, Wissenschaftlern und Politikern. Die schwedische Gesellschaft für Freundschaft mit der Sowjetunion wurde gegründet. Palmer wählte man zum Präsidenten, Alexandra Kollontai zum Ehrenmitglied.

Alexandra Michailowna bemühte sich auch um eine Bibliothek für die Gesellschaft, vom «Internationalen Buch» in Moskau liess sie sich Literatur schicken und stellte darüber hinaus Bücher aus dem Botschaftsbestand zur Verfügung. Es dauerte nicht lange, und die Gesellschaft wurde zu einem Anziehungspunkt für Wissenschaftler, Schriftsteller, Künstler und Gewerkschaftsfunktionäre. Auf Einladung der Gesellschaft reisten Vertreter der sowjetischen Intelligenz nach Stockholm, unter anderem Alexander Komejtschuk, Vera Inber, David Oistrach und der Pianist Ginsburg. Die Schriftsteller lasen aus ihren Werken, die Musiker konzertierten im Saal der Botschaft. Das zog die Schweden an und hob das Prestige der Sowjetunion. Besonders grosses Interesse rief der Besuch Michail Scholochows hervor. Er war so jung und schüchtern – gerade erst dreissig geworden –, dass die Schweden frappiert fragten: «So jung – und hat schon diesen gewaltigen ‚Stillen Don‘ geschaffen?»

Später weilte auf der Durchreise nach Frankreich und Spanien auch Ilja Ehrenburg einige Male in Stockholm. Er las ebenfalls

aus seinen in Moskau erschienenen Werken und wurde von den Schweden, bei denen er bereits gut bekannt war, herzlich begrüsst.

Die Schwedische Gesellschaft für Freundschaft mit der Sowjetunion spielte eine grosse Rolle beim gegenseitigen Verstehen der beiden Länder und Völker, deren historische Wege so eng miteinander verflochten waren.

1935 begann die Aggression des faschistischen Italiens gegen Äthiopien. Die Sowjetunion forderte Sanktionen gegen den Aggressor. Die Westmächte versuchten auf alle erdenkliche Weise, wirksame Massnahmen gegen die Friedensstörer zu vereiteln. Es stand die nächste Kampfrunde in Genf auf der XVI. Vollversammlung des Völkerbundes bevor. Eine sowjetische Delegation, in die auch Alexandra Kollontai einbezogen wurde, bereitete sich auf die Reise in die Schweiz vor. Alexandra Michailowna fuhr nach Moskau und gemeinsam mit den sowjetischen Diplomaten nach Genf.

Es war eine Zeit grosser Besorgnisse und grosser Hoffnungen, und hier muss einiges über die Rolle der Sowjetunion im Völkerbund gesagt werden, wo sie gemäss der Leninschen Friedenspolitik einen schweren und verwickelten Kampf gegen die näherkommende Katastrophe führte.

Der Völkerbund war 1919 auf der Pariser Friedenskonferenz geschaffen worden, also unmittelbar nach dem ersten Weltkrieg, der Millionen Menschenleben dahingerafft hatte. In den zwanziger Jahren und zu Beginn der dreissiger Jahre hatten zwei europäische Länder – Frankreich und Grossbritannien – die führende Rolle in dieser weltweiten Organisation inne. Die USA waren kein Mitglied. Auch die UdSSR hielt sich zurück. Zum einen verhinderten die reaktionären Kreise Frankreichs und Grossbritanniens ihren Beitritt, zum anderen war die UdSSR selbst nicht daran interessiert, denn England und Frankreich betrieben zumindest bis zum Beginn der dreissiger Jahre eine entschieden antisowjetische Politik.

Die Machtübernahme Hitlers jedoch veranlasste weitsichtige französische und britische Politiker zu einer nüchternen Betrachtung der Rolle der Sowjetunion in der europäischen und auch der Weltpolitik, denn schon bald begann die faschistische Diplomatie den Völkerbund zu unterminieren, um selbst dieses schwache Hindernis auf dem Wege zu einer Aggression beiseite zu räumen.

Hitlerdeutschland und seine Diplomaten setzten sich über alle Normen der Moral und der zwischenstaatlichen Beziehungen hinweg. Die deutschen Diplomaten der alten Schule wurden aus Genf abberufen. Nadolny, der Vertreter Deutschlands auf der Abrüstungskonferenz, später Botschafter in Moskau, wurde von seinen Geschäften ferngehalten. In das Internationale Arbeitsbüro in Genf kam ein Nazibonze – der Führer der Hitlerschen Arbeitsfront Robert Ley, ebenjener Ley, der als einer der deutschen Hauptkriegsverbrecher 1945 vor dem Internationalen Militärgerichtshof in Nürnberg stand und, die Sühne fürchtend, sich vor Prozessbeginn im Gefängnis mit der Unterhose erdrosselte.

Seine diplomatische Tätigkeit in Genf begann der ewig betrunkene Ley damit, dass er Nadolnys Auto requirierte und dem verblüfften Chauffeur erklärte: «Sagen Sie dem Gesandten Nadolny, er kann mich am Arsch lecken» und danach den Pförtner des Palastes der Nationen niederknüppelte.

Der zweite diplomatische Vertreter Deutschlands in Genf als Experte für die paramilitärischen Organisationen war der Gruppenführer SS und spätere Henker von Prag, Reinhard Heydrich, der schliesslich von tschechischen Patrioten erschossen wurde.

Die faschistischen Machthaber taten alles Mögliche, um die Autorität des Völkerbundes von innen und von aussen zu untergraben. Im Frühjahr 1933 trat Japan aus dem Völkerbund aus, im Herbst das faschistische Deutschland. Hitler wie auch die japanische Regierung waren überzeugt, dass der Völkerbund nach ihrem Austritt auseinanderfallen würde.

Da aber unternahm die Sowjetunion einen Schritt zu seiner erneuten Festigung – sie entschloss sich, diese Organisation zu unterstützen und durch neue Kräfte aufzufrischen. Eine solche Politik war der flexiblen sowjetischen Diplomatie eigen, die nicht engstirnig agierte, sondern dialektisch, in Übereinstimmung mit der internationalen Lage.

Laut Statut musste ein Staat, der dem Völkerbund beitreten wollte, eine Erklärung abgeben, einen Aufnahmeantrag, wobei er bestimmte Fragen beantworten und sich zur Anerkennung des Statuts verpflichten musste. Der Antrag ging dann vor die Sechste oder Politische Kommission, die durch Abstimmung über die Aufnahme entschied. Dabei musste mindestens eine Zweidrittelmehrheit erzielt werden, anderenfalls war der Antrag abgelehnt.

Die Sowjetunion konnte es sich nicht erlauben, all diese Prozeduren zu durchlaufen. Im Fall einer Ablehnung hätte ihr Prestige eine Einbusse erlitten, und sie hatte damals nicht wenig Feinde; die Kräfte aber, die in Aktion gesetzt wurden, waren vielgestaltig und mächtig.

Unter diesen Bedingungen musste die sowjetische Diplomatie ein Maximum an Flexibilität und Findigkeit an den Tag legen, um ihren Beitritt zum Völkerbund zu einem triumphalen Einzug in den Genfer Palast werden zu lassen.

Die Machtergreifung Hitlers veranlasste viele bürgerliche Politiker, die Sowjetunion mit anderen Augen zu sehen. Dazu gehörten in erster Linie Jean Louis Barthou, der französische Außenminister, sowie sein tschechoslowakischer Kollege Edvard Benes. Ebendiese beiden Aussenpolitiker mussten im Interesse ihrer Länder auf eine Stärkung des Völkerbundes hinwirken. Unter jenen Bedingungen konnte allein die UdSSR durch ihre Autorität und ihre konsequente Friedenspolitik einen Erfolg herbeiführen. Der damalige sowjetische Volkskommissar für Auswärtige Angelegenheiten Maxim Maximowitsch Litwinow sagte ganz offen zu Barthou:

«Wir werden den Völkerbund nicht bitten, uns aufzunehmen.

Wenn Sie der Meinung sind, dass unser Beitritt für seine Stärkung notwendig ist, so veranlassen Sie alles Notwendige. Soll man die Sowjetunion um ihren Beitritt bitten. Wir werden Ihnen dann entgegenkommen.»

Am 18. September 1934 wandte sich die überwiegende Mehrheit der Mitglieder mit der Bitte an die Sowjetunion, dem Völkerbund beizutreten, und stimmte für ihre Aufnahme in diese internationale Organisation. Nach der Abstimmung legte Litwinow den Standpunkt seines Landes dar:

«Ich weiss, dass der Völkerbund nicht über Mittel verfügt, die Kriege völlig abzuschaffen. Ich bin jedoch überzeugt, dass bei festem Willen und freundschaftlicher Zusammenarbeit all seiner Mitglieder jederzeit überaus viel getan werden kann, um die Chancen eines Krieges maximal zu verringern. Das aber ist eine hinlänglich ehrenvolle und dankbare Aufgabe, deren Realisierung der Menschheit unermessliches Wohl bringen wird.»

Und genau zu dieser Zeit, im Spätsommer 1935, sollte die Weltorganisation ihre Fähigkeit unter Beweis stellen, den barbarischen Methoden des faschistischen Italien Einhalt zu gebieten, das sich anschickte, das schlecht bewaffnete und ökonomisch rückständige Äthiopien zu zerfleischen.

In Genf bewohnte die sowjetische Delegation einfache Zimmer im Hotel Richmond. Gemäss der von Litwinow eingeführten Ordnung speisten alle – Diplomaten wie technische Mitarbeiter – gemeinsam an einem Tisch. An den Sonntagen, wenn keine Tagung war, fuhr die Delegation wie eine einträchtige Familie zum Picknick in die Berge.

Alexandra Michailowna war lange nicht in der Schweiz gewesen. Sie hatte den Wunsch, nach Zürich zu fahren, die Universität aufzusuchen, wo sie am Seminar von Professor Herkner teilgenommen hatte, an dessen Grab zu weilen und vielleicht noch einen der ihr bekannten Professoren anzutreffen. Maxim Maximowitsch schlug sofort seinen Baedeker auf, von dem er sich auf

keiner Reise trennte, errechnete, dass die Fahrt hin und zurück mit Aufenthalt in Zürich insgesamt drei Tage in Anspruch nehmen würde, und gab seine Zustimmung.

Alexandra Kollontai bereitete sich schon auf diese Reise vor, doch da begann die Sitzung der Kommission zu Fragen der rechtlichen und wirtschaftlichen Lage der Frau, bei der sie die Hauptvertreterin der UdSSR war, und so musste sie zu ihrem Bedauern Abstand von der Fahrt nach Zürich nehmen.

Der Hauptkampf auf der Vollversammlung entspann sich, wie zu erwarten war, um die Frage der italienischen Invasion in Äthiopien. Der Leiter der sowjetischen Delegation brachte konkrete Vorschläge über Sanktionen gegen Italien ein. Doch die Westmächte gebrauchten Ausflüchte und erstickten dieses wichtige Problem in endlosen Reden. Litwinow meldete sich erneut zu Wort und sagte, wenn diese Aggression keinen entschlossenen Widerstand erführe, würde die Welt bald vor einer neuen Aggression stehen, und das könnte das Vorspiel zu einem neuen Weltkrieg sein.

Am 15. September 1935 schrieb Alexandra Michailowna aus Genf:

«Heute ist Sonntag – Beratungspause. Alle sind nach ausserhalb gefahren. Das Hotel ist leer, ich aber bin mit Behagen zurückgeblieben ..., möchte mich sammeln und meine Rede umschreiben, die nicht auf dem höchsten Niveau war, obwohl ich viel Beifall erhielt. Aber ich nahm keine Notiz davon. Das entscheidet nicht über Allgemeinbefinden und Selbstkritik... Im Grossen und Ganzen ist es hier interessant und natürlich spannend und lehrreich. Man erlebt, wie Stunde um Stunde aktuelle Probleme entschieden oder auf die lange Bank geschoben werden, wie man alles kompliziert macht und schliesslich doch wieder einen Ausweg findet. Und das erstaunliche ist, der Krieg, seine Abscheulichkeit und seine Barbarei – dieses Thema... spielt überhaupt keine Rolle und bildet nicht den Ausgangspunkt. Als sei es ‚anstössig‘, laut dar-



Emmi Lorensson, die Sekretärin und enge Freundin.

über zu reden. Soll man allein darüber nachdenken, sich damit abquälen? M.M. (Litwinow – der Verf.) hat eine grosse, durchdachte, gut vorbereitete theoretische Rede gehalten ...

Wir werden bis zum 22. oder 25. hierbleiben ... Die ganze Delegation wohnt sehr eng beieinander, wir sind immer zusammen, arbeiten gewissenhaft...»

In jenen Septembertagen des Jahres 1935 ermutigen Grossbritannien und Frankreich den Aggressor, indem sie die Annahme

von Sanktionen hintertrieben. Am 23. September schrieb Alexandra Kollontai aus Genf an Emmi Lorensen nach Stockholm: «Die grosse Frage (der Sanktionen gegen den Aggressor – der Verf.) ist immer noch im Schweben. Und es herrscht eine sehr gespannte Stimmung ... Viele Gerüchte, und man weiss nicht, wann man reisen kann. Ich wünsche schon, nach Stockholm zurückzukommen. Besonders jetzt, da meine Arbeit seit gestern zu Ende ist. Grosser Kampf für zwei Resolutionen, viel Widerstand – aber die Sache wurde von den Herren so ernst genommen (status of women), als ob es sich um ihr Leben handelte! Wir haben mehr oder weniger unseren Willen durchgesetzt, und wenn der Beschluss nicht klar genug ist, so ist doch das Prinzip da!...

Also, ich bin sehr abgespannt, aber doch zufrieden. Nur heute bekam ich eine Leberattacke. (Sagen Sie nichts den anderen. Ich liege zu Bett, es ist Sonntag.) Es ist besser jetzt als am Morgen. Das musste kommen – so viel Aufregung!»

Nach Schweden kehrte Alexandra Kollontai erst im Oktober zurück. Es war Herbst, die sommerliche Urlaubszeit war vorüber, und wieder stürmten alle möglichen komplizierten Dinge auf sie ein. Wie gewohnt, verschwand Alexandra Michailowna unerwartet für eine Weile aus der Hauptstadt, zog sich in ein kleines Berghotel zurück, um sich zu erholen. Aber konnte sie sich etwa ruhig erholen angesichts der Berge ringsum? Sie lockten sie, wie immer, und über ihre Bergtouren berichtete sie einem Jugendfreund: «Heute ist von früh an Nebel, und die Berge liegen hinter einem Streifen Nieselregen. Im Hause heizt man schon. Ich sitze herum. Ich vegetiere. Denn mir bleiben nur noch zwei Tage.

Gestern habe ich es nicht ausgehalten und den nächstgelegenen Gipfel erklommen (erinnerte mich an die Schweiz). Der Anblick war grossartig, eine Kette von Bergen und verschneiten Gipfeln

und überall Seen. Doch nachts (Wort unleserlich – der Verf.) das Herz, und im Kopf hatte ich so ein Rauschen, dass ich nicht schlafen konnte. Ich nahm alle einschlägigen Arzneien ein, heute hat das Rauschen schon nachgelassen. Ich sitze ganz ruhig. Begriff (nicht ohne Verwunderung), dass ich ja nicht mehr dreissig bin wie in (Wort unleserlich – der Verf.) und nicht einmal mehr fünfzig wie in Oslo.»

Alexandra Michailowna sprach in diesem Brief nicht präzise aus, dass sie bereits vierundsechzig wurde ... Aber sie wollte immer wieder neue Gipfel sehen und neue Bergpässe überschreiten. Und noch viele lagen vor ihr...

Das Jahr 1936 brachte eine neue schwierige Situation. In Spanien loderte der Aufstand auf. Francisco Franco begann seinen Putsch gegen die Republik, und sogleich erfolgte die deutsch-italienische Intervention. Äusserlich blieben die Beziehungen der schwedischen Regierungskreise zur Sowjetunion durchaus loyal, doch in den pronazistisch gestimmten Industriellenkreisen verstärkten sich die antisowjetischen Tendenzen. Die profaschistischen Elemente beschimpften auf jede erdenkliche Weise das republikanische Spanien. Nicht besser verhielt man sich auch in inoffiziellen Kreisen. Im Dezember 1936 reiste der Botschafter des republikanischen Spanien Palencia nach Stockholm. Alexandra Kollontai vermerkte in ihrem Tagebuch:

«Sandler, der schwedische Aussenminister, hatte Palencia bereits in Genf versichert, dass sie ins Gebäude der spanischen Botschaft einziehen werde, doch dort residierte weiterhin der Faschist Fiskowitsch, der ehemalige Botschafter, und wich nicht von der Stelle. Die Boulevardpresse erhob deswegen ein grosses Geschrei. Palencia hielt sich mit Würde.»

Alexandra Kollontai erwies Palencia und ihren Mitarbeitern eine starke Unterstützung. Sie organisierte einen Abend der Solidarität mit dem Republikanischen Spanien, zu dem ausser schwe-

dischen Schriftstellern, Malern, Schauspielern und Wissenschaftlern auch die sowjetische Kolonie kam.

Der Abend fand im Grossen Saal der sowjetischen Vertretung statt. Auf dem Podium in der Mitte sassen die spanischen Freunde. Palencia hielt eine Rede, die mit folgenden Worten endete: «Wenn dem Faschismus in Spanien nicht Einhalt geboten, wenn die Intervention nicht zerschlagen wird, dann wird sich der Krieg über ganz Europa ausbreiten.»

Nach ihr betrat eine Frau in mittleren Jahren das Podium, gross und schlank, mit funkelnden schwarzen Augen in dem schönen strengen Gesicht. Sie rezitierte eigene Verse, gewidmet der sowjetischen Diplomatin, der sich «die roten Matrosen unterordneten».

Alexandra Kollontai stellte die Frau den Gästen vor: «Meine Herrschaften, viele von Ihnen haben den sowjetischen Film ‚Tschapajew‘ gesehen. Hier nun sprach vor Ihnen Marija Andrejewna Popowa, ehemalige Kämpferin der Tschapajew-Division.»

Im Grossen Saal der Bevollmächtigten Vertretung trat Stille ein, die von Beifall unterbrochen wurde. Die ruhigen, phlegmatischen Schweden kamen nicht gleich zu sich, doch dann klatschten sie einmütig.

An dieser Stelle ist wiederum eine kleine Abschweifung nötig, um zu erläutern, wie Marija Andrejewna Popowa nach Stockholm kam.*

* Im Frühjahr 1981 traf ich mich mit Marija Andrejewna Popowa in ihrer Moskauer Wohnung. Sie erzählte die Geschichte ihres Lebens – von ihrer Begegnung und ihrer Arbeit mit Alexandra Kollontai in Schweden, von ihrer Tätigkeit in Deutschland –, übergab mir die in diesem Band veröffentlichten Fotos und übermittelte ihre Wünsche an die künftigen Leser des Buches.

Nach dieser ersten Begegnung war ich noch einmal bei Marija Andrejewna und unterhielt mich mit ihr und ihrer Tochter Sinaida Michailowna.

Anfang November 1981 rief Sinaida Michailowna mich an und teilte mir mit, dass Marija Andrejewna schwer erkrankt sei. Am 23. November verstarb sie. Sie wurde mit militärischen Ehren auf dem Moskauer Nowodewitschje-Friedhof beigesetzt. Ihre Angehörigen, Soldaten der Sowjetarmee, nahe Freunde und Schauspieler des Moskauer Akademischen Künstlertheaters begleiteten sie auf ihrem letzten Weg. Behutsam senkten die Offiziere den Sarg in das Grab. Drei Gewehrsalven ertönten. Die Grabrede hielt Klawdija Wassiljewna Tschapajewa, die Tochter des legendären Bürgerkriegskommandeurs. Über dem Grab errichtete man eine Marmorstele mit Kranz und rotem Stern, darauf die Inschrift: «Tschapajewkämpferin Marija Andrejewna Popowa, 1896-1981».

Im Sommer 1935 war Alexandra Michailowna Kollontai aus Schweden nach Moskau gefahren. Es hatten sich viele Fragen angehäuft und alle möglichen dienstlichen Angelegenheiten, über die sie sich beraten wollte. Auch nach Sohn und Enkel sehnte sie sich, und sie spielte mit dem Gedanken, mit ihnen vielleicht für vierzehn Tage nach dem Süden zu fahren, an einen stillen Ort bei Aluschtsa, und auch andere Krimorte aufzusuchen, wo sie nach der Zerschlagung Wrangels 1920 Kommissar für Agitation und Propaganda gewesen war.

In diesem Jahr aber war der Juli sehr heiss, und Litwinow riet ihr: «Für Sie, Alexandra Michailowna, ist es besser, sich im Norden zu erholen. Der Süden ist ein Feind für Ihre Gesundheit. Fahren Sie doch in die Moskauer Umgebung. Eine bessere Gegend als Mittelrussland gibt es für Ihre Erholung nicht! Und zunächst bleiben Sie in Moskau. Übrigens, schauen Sie sich die neuen Filme an. Sicher kennen Sie den ‚Tschapajew‘ noch nicht. Den müssen Sie sich unbedingt anschauen ... Ich gestehe, ich habe ihn schon zweimal gesehen.»

Alexandra Michailowna, die Litwinows Filmbegeisterung kannte, bemerkte lächelnd: «Sie haben ihn bestimmt schon viermal gesehen. Geben Sie es zu?»

«Wenn ich Zeit hätte, würde ich ihn mir auch viermal ansehen. Aber Sie müssen unbedingt hingehen.»

«Warum denn?»

«Na, wegen der Parteidisziplin, was sonst... Ich erkläre Ihnen das später.»

An einem der nächsten Abende sah sich Alexandra Michailowna den Tschapajewfilm an. Sie übereilte sich nie mit ihren Urteilen, sie durchdachte gründlich ihre Meinung. Ihr ganzes Leben lang erinnerte sie sich an jenen Abend, als Wladimir Iljitsch sich ein bisschen Zeit abknipste und zu einer Vorstellung ins Moskauer Künstlertheater fuhr. Zum letztenmal senkte sich der Vorhang, und sogleich stürzten Theaterfunktionäre und Journalisten zu ihm

und fragten ihn nach seiner Meinung. Das Stück hatte Lenin nicht besonders gefallen, doch er beschloss, das für sich zu behalten, und bemerkte nur flüchtig: «Meine persönliche Meinung und mein Empfinden will ich nicht unbedingt anderen aufdrängen.»

Der Tschapajewfilm packte Alexandra Kollontai sofort. Es war ein Teil auch ihres Lebens, und mit ungewöhnlicher Kraft zog er sie in jene Jahre zurück, als sie gemeinsam mit den Soldaten Frunses gegen die Weissgardisten gekämpft und nach dem Sieg über den schwarzen Baron auf der Krim die Sowjetmacht errichtet hatte.

In dem kleinen Saal drängten sich die Menschen von einer Wand bis zur anderen. Alexandra Michailowna verliess das Filmtheater in tiefer Erregung. An jenem Abend spazierte sie lange durch die still gewordenen Strassen Moskaus und durchlebte noch einmal die Vergangenheit.

Einige Tage darauf, nachdem sie mit Maxim Maximowitsch alle Fragen erörtert hatte und sich zum Weggehen anschickte, fragte Litwinow sie, als er sie zur Tür geleitete:

«Haben Sie sich den ‚Tschapajew‘ angesehen?»

«Ja. Er hat mich stark beeindruckt.»

«Ich bat Sie nicht ohne Grund, sich den Film anzuschauen... Sie werden in Stockholm bald eine neue Mitarbeiterin erhalten – Marija Andrejewna Popowa, eine ehemalige Kämpferin der Tschapajewdivision. Sie wird als Stellvertreterin des leitenden Intouristrepräsentanten tätig sein. Im Ausland war sie bereits, hat in unserer Handelsvertretung in Berlin gearbeitet. Sie wird Sie anrufen, dann vereinbaren Sie eine Zusammenkunft mit ihr. Sie wohnen doch wieder im Metropol?»

«Ja.»

«Marija Andrejewna wird Sie dort aufsuchen.»

Alexandra Kollontai hatte nicht gleich das leise Klopfen gehört. Langsam begab sie sich zur Tür, an der eine grosse stattliche Frau

im leichten Sommerkostüm stand. Ihre Augen blickten ein wenig zaghaft zu Alexandra Michailowna. Diese lächelte freundlich, begrüßte die Besucherin, und zog sie leicht zu sich heran und betrachtete sie neugierig. «Seien Sie gegrüßt, meine Liebe!»

Bei jener ersten Begegnung bat Alexandra Michailowna Marija Popowa, ihr von sich, von ihrer Arbeit in Deutschland zu erzählen.

«Was soll ich über mich erzählen», begann Marija Popowa. «Ich wurde im Dorf Wjasowy Gai im Gouvernement Samara geboren. Unsere Familie gehörte zu den Allerärmsten. Den Vater zog man zum Dienst für den Zaren ab. Er war Matrose. Wurde dann Taucher. Man sagt, der erste in Russland. Ich aber wuchs auf, ohne lesen und schreiben zu können. Doch schon in jungen Jahren fragte ich nach dem Was und Wozu. Ich ging als Freiwillige zur Roten Armee. Mit den Truppen von Michail Wassiljewitsch Frunse kämpfte ich gegen Koltschak und die weissen Tschechoslowaken. Ich wurde verwundet, geriet in Gefangenschaft. Wir sollten erschossen werden. Da entfloh ich aus dem Zug der Toteskandidaten. Schlug mich zu Tschapajew durch. Die Tschapajewkämpfer brachten mir Lesen und Schreiben bei. Das erste Wort in meinem Leben schrieb ich mit dem Bajonett in den Sand: ‚Popowa‘. Das ist schon mein Leben. Ich war die ganze Zeit bei den Tschapajewleuten, bis der Bürgerkrieg zu Ende war.»

«Sie waren fünf Jahre in Deutschland – was haben Sie da gesehen, was halten Sie für das Wichtigste?» fragte Alexandra Kollontai.

Marija ging unerwartet zum Deutschen über: «Ich habe viel gesehen und viel erlebt, und ich halte die Lage für ausserordentlich gefährlich.»

Alexandra Kollontai lehnte sich im Sessel zurück. Für einen Augenblick erstand vor ihren Augen die Maschinengewehrschützin Anka. Sie schwieg und blickte die Frau, die ihr gegenüber sass, aufmerksam an.

Marija wurde verlegen. «Entschuldigen Sie, ich spreche noch schlecht deutsch.»

«Nein, nein, es ist alles richtig. Fahren Sie fort, bitte.»

Marija konzentrierte sich, und ihr Deutsch kam fliessend. Ja, sie hatte viel gesehen und viel erlebt in diesem Land. Sie war auf Kundgebungen gewesen, auf denen Thälmann sprach. Und hatte die tausendköpfigen Mengen nazistischer Fanatiker gesehen, die mit Fackeln durch das nächtliche Berlin marschierten. Vorbei an der sowjetischen Botschaft Unter den Linden und dann durch das Brandenburger Tor, überfluteten sie die ganze Siegesallee. Und sie hatte Adolf Hitler gesehen. Das war im Theater gewesen. Er war dort unerwartet mit einer Menge von Leibwächtern erschienen. «Ich stellte mich auf einen Sessel, um ihn zu sehen: niedrige Stirn, Schnurrbart, ein Zucken im Gesicht wie bei einem Epileptiker. Und mit ihm dieser, wie heisst er doch gleich, Ernst Röhm, der Stabschef der Sturmabteilungen. Dick, mit einem Stiergesicht. Ihn haben sie dann erschossen, die Macht konnte Hitler mit ihm doch nicht teilen ... Sagen Sie mir, Alexandra Michailowna, erklären Sie mir – weshalb sind die Deutschen Hitler gefolgt?»

Alexandra Kollontai antwortete nicht sofort. «Mir lässt diese Frage schon lange keine Ruhe. Ich glaube, das alles begann im Jahr vierzehn, als sie gedankenlos dem Kaiser in den Krieg folgten und Millionen ihrer Landsleute auf den Schlachtfeldern zurückliessen.»

Sie sassen lange beieinander an jenem hellen Sommertag – die erfahrene Diplomatin und die ehemalige Tschapajewkämpferin. Sie tranken Tee und schwiegen, erinnerten sich an die Vergangenheit. Marija Andrejewna erzählte weiter über Deutschland:

«Ich weiss noch, wie der Reichstag brannte. Das war am helllichten Tag. Die Massen strömten auf die Strasse – eine Unmenge von SS-Männern und Polizei. Dann liessen die Nazis die Komödie von Leipzig vom Stapel. Unsere Korrespondenten wurden

zum Prozess nicht zugelassen, man hatte Angst. Michail Kolzow bekam kein Visum, und die ‚Iswestija‘-Korrespondenten Bepalow und Lili Kait wurden verhaftet. Ich erinnere mich, Maxim Maximowitsch Litwinow kam extra aus Moskau und protestierte entschieden beim Minister von Neurath, bis man unsere Leute freiliess.

An jenen Tagen dachten wir nur an Dimitroff und seine Genossen. Und als Dimitroff, Popoff und Taneff freigesprochen werden mussten, feierten wir in der Botschaft ein Fest. Natürlich insgeheim, niemand wusste etwas davon. Aus Moskau kam ein Flugzeug der Aeroflot. Unser Botschaftsdienst war für die Sicherheit Dimitroffs verantwortlich. Er sass die ganze Nacht auf dem Flughafen bei der Maschine; man befürchtete einen Anschlag der SS. Wir legten uns in dieser Nacht ebenfalls nicht schlafen. Warteten auf eine Mitteilung aus Moskau. Und als wir erfuhren, dass das Flugzeug mit Dimitroff in Moskau gelandet sei, schrien wir dreimal leise ‚Hurra!‘ und tanzten vor Freude.»

Im Herbst 1935 reiste Marija Andrejewna Popowa mit ihrem Töchterchen Sinotschka per Schiff nach Stockholm. Alexandra Kollontai schickte einen Mitarbeiter der Vertretung zur Anlegestelle, um sie zu empfangen. Er aber kehrte unverrichteterdinge zurück – die Popowa sei nicht mitgekommen.

Alle, die aus Moskau eintrafen, kamen in Kleidung an, die dort produziert war, Marija Popowa aber trug ein ausländisches Kostüm und einen Hut mit Schleier. Sinotschka war ebenso gekleidet. Aber ihre Schuhe ähnelten Siebenmeilenstiefeln. Der Botschaftsmitarbeiter jedoch schaute nicht auf die Schuhe, er lief am Kai hin und her und ging wieder, er erkannte seine Landsleute nicht.

Alexandra Kollontai nahm Marija Popowa freundschaftlich auf. Sie zeigte ihr Stockholm. Dabei fuhren sie auch an dem Gefängnis vorüber, in dem sich Alexandra Michailowna in Haft befunden hatte.

«Da sehen Sie, wie es ist», meinte sie. «Damals haben sie mich hinter Gitter gesteckt, jetzt bin ich hier als Botschafter der Sowjetunion.»

Nach der Stadtbesichtigung nahm Alexandra Michailowna die neue Mitarbeiterin mit zu sich nach Hause. Sie musterte sie aufmerksam und sagte:

«Kostüme müssen Sie in anderen Nuancen tragen. Auch die Hüte werden wir Ihnen auswählen, das übrige ist in Ordnung. So ist das, meine liebe Marija Andrejewna ...»

Bald nach der Ankunft Marija Popowas fand in einem Stockholmer Filmtheater die Premiere des «Tschapajew» statt. Alexandra Michailowna ging gemeinsam mit Marija Andrejewna dorthin. Der Saal war bis zum letzten Platz gefüllt, das Publikum war mondän und elegant. Petka lehrte auf der Leinwand Anka den Umgang mit dem MG. Eine Dame im Pelz, die neben Alexandra Kollontai sass, schrie auf, als die Waffe zu rattern begann, und sagte etwas.

«Was hat sie gesagt», fragte Marija Popowa leise.

«Sie sagte, es könne nicht sein, dass eine Frau mit einem MG schießt», antwortete Alexandra Kollontai.

1938 wurde Marija Andrejewna aus Schweden abberufen. Es tat ihr leid, das Land verlassen zu müssen. Sinotschka hatte hier durch Alexandra Kollontais Vermittlung eine französische Oberschule besucht. Alexandra Kollontai schlug vor, das Mädchen in Stockholm zu belassen, und wollte selbst für sie sorgen.

«Danke, Alexandra Michailowna. Aber von meiner Tochter trenne ich mich nicht. Mag kommen, was will...»

Die Situation wurde immer bedenklicher. Der Krieg pochte an die Tür. Die Beziehungen zu dem neutralen Schweden würden besonders wichtig sein, wenn eine kritische Situation einträte. Alexandra Kollontai tat alles, um ihrem Land neue Freunde zu gewinnen.



Marija Popowa, Mitarbeiterin der sowjetischen Gesandtschaft in Stockholm von 1935 bis 1938, war während des Bürgerkriegs Kämpferin in der Division Tschapajews.

nen, besonders solche, die in der schwedischen Gesellschaft Einfluss hatten.

Schon bald nach ihrer Ankunft in Stockholm hatte Alexandra Michailowna freundschaftliche Beziehungen zu Ada Nilsson geknüpft. Die bekannte Ärztin und Funktionärin war Redakteurin der Frauenzeitschrift «Tidevardet». Als erste in Schweden veröffentlichte sie ein Interview mit Alexandra Kollontai. Sie unterstützte die Gründung der Schwedischen Gesellschaft für Freundschaft mit der Sowjetunion und gewann dafür viele hervorragende Kulturschaffende und Wissenschaftler.

Ein häufiger Gast in der sowjetischen Botschaft in der Vil-langatan wurde der bereits erwähnte populäre Schauspieler Carl Gerhard. Als ein leidenschaftlicher Gegner des Faschismus begriff er die Rolle der Sowjetunion im Kampf gegen die braune Pest und unterstützte diesen Kampf mit seiner bissigen Satire. Nach Beginn der faschistischen Intervention in Spanien brachte er ein riesiges hölzernes Trojanisches Pferd auf die Bühne, aus dessen Leib in Naziuniformen gekleidete Schauspielerinnen herauspurzelten. Dazu rief er in den tobenden Saal: «Bei uns in Schweden gibt es keine ‚fünfte Kolonne‘! Bei uns gibt es gottlob die Kollontai!»

Auf Alexandra Michailownas Rat hin besuchte Gerhard die Sowjetunion und schrieb ein brillantes und wohlwollendes Buch über die UdSSR und die sowjetischen Kulturschaffenden. Seine Artikel über die Sowjetunion wurden auch in der Zeitschrift «Veka journalen» veröffentlicht. Um für seine Artikel Publicity zu machen, gelang es ihm, auf dem Zeitschriftenumschlag ein Foto zu veröffentlichen, wie er mit dem schwedischen König Tennis spielt.

Eine enge Freundschaft verband Alexandra Kollontai auch mit der bekannten Journalistin Else Kleen, einer energischen und eigenwilligen Person, die um die Gleichberechtigung der Frau und um soziale Rechte kämpfte. Als Gattin des Innenministers Gustav Möller geriet sie mitunter in heftigen Konflikt mit seiner Regie-

rung, die ihre Verpflichtungen gegenüber dem Volk nicht erfüllte. Für diese «Angriffe» wurde Else Kleen der «Verleumdung und der Masslosigkeit» beschuldigt und zu einer einmonatigen Gefängnishaft verurteilt. Die Gefängnishaft hätte durch eine Geldstrafe abgegolten werden können. Aber Else Kleen erklärte: «Nein, ich will lieber im Gefängnis sitzen.»

Nach schwedischer Gepflogenheit erhält der zur Haft Verurteilte eine Aufforderung und begibt sich selbst ins Gefängnis. Wenn er dieser Aufforderung nicht nachkommt, holt ihn die Polizei. Die Frau des Ministers für Innere Angelegenheiten und obersten Polizeichefs wartete nicht, bis die Polizei sie holte, und ging von selbst ins Gefängnis, wo sie den Monat absass. Übrigens war es ein recht eigenartiger Zeitvertreib. Man brachte ihr Blumensträuße in die Zelle und erwies ihr alle möglichen Aufmerksamkeiten.

Als Else Kleen wieder entlassen wurde, teilte sie ihre Eindrücke über das Gefängnis Alexandra Kollontai mit. Alexandra Michailowna erinnerte sich ebenfalls, wie sie 1914 in den Gefängnissen von Stockholm und Malmö gesessen hatte, und so kam ein Abend der Erinnerungen zustande.

Die Kontakte wurden gefestigt. Bald halfen Else Kleen und ihr Mann Alexandra Kollontai, eine wichtige diplomatische Mission zu erfüllen.

In den Vorkriegsjahren musste Alexandra Kollontai noch zweimal als Mitglied der sowjetischen Delegation zu einer Tagung der XVIII. Vollversammlung des Völkerbundes nach Genf fahren. Aus einem Brief vom 4. Oktober 1936 an Emmi Lorensen in Stockholm:

«Liebe Emy! Danke für alle Briefe.

Die ‚fatalistische‘ Weltanschauung ist typisch für Genève. Das Herz blutet, wenn man sieht, wie man Spanien behandelt: passiv! Fürchterlich! Ich bin unglücklich und empört.

Ja, Sie haben recht, ich lebe ein anderes Leben hier, und alle häuslichen kleinen Nadelstiche und Sorgen sind so weit!«

Die Jahre gingen unerbittlich dahin, doch Alexandra Kollontai blickte immer noch so scharfsichtig und aufmerksam in die sie umgebende Welt. Sie blieb die alte. 1937 – damals war sie fünfundsechzig – eröffnete sie einen Ball im Grand Hotel und tanzte mit dem tschechoslowakischen Minister einen Walzer. Aus ihren Briefen spricht bald ein stiller Kummer, bald ein stürmischer Aufschwung von nicht versiegender Energie. Hier seien noch zwei sehr aufschlussreiche Briefe angeführt. Im März reiste Alexandra Kollontai in den Erholungsort Mösseberg, wo sie an ihrem Geburtstag allein sein wollte, um sich an Vergangenes zu erinnern.

«Sojuschka, Liebe, du Freund meines Lebens, heute bin ich fünfundsechzig. Ein stattliches Alter. Ich schaue zurück und finde: Das Leben war reich, schön und vielfältig. Ich habe eine Spur hinterlassen und Resultate, war ein Schräubchen beim Aufbau des Sozialismus und bei der Stärkung der Macht und des Prestiges unserer grossen Union. Ich habe etwas getan, aber viel, viel weniger als das, wovon ich träumte und was ich mir vorgenommen hatte. Wahrscheinlich ist das unvermeidlich so.»

Die zweite Hälfte der dreissiger Jahre war für Alexandra Kollontai nicht leicht. Für immer verlor sie Freunde aus der fernen, stürmischen Vergangenheit. Es kamen Minuten der Trauer und auch der Verzweiflung. Doch die Lebenskräfte gewannen wieder die Oberhand, unbezähmbare Energie im hingebungsvollen Dienst an der Heimat.

Aus einem Brief, geschrieben Ende 1937:

«... jetzt ist es sieben Uhr abends, ich erwarte Gäste ..., die hiesige ‚linke‘ Intelligenz. Die Tische sind gedeckt, Blumen in den Vasen. Anna Iwanowna (die Botschaftsköchin – der Verf.) in weisser Schürze und weissem Häubchen. Und ich in dem Schwarzsamtenen – erinnerst Du Dich? Ich trug es beim Essen

für Movinkel... Und meine Stimmung ist kämpferisch. Was habe ich nicht alles durchlebt in diesen Wochen! Mehr als genug. Einem andern reichte das fürs ganze Leben ... Ich bin wahrhaftig zäh, fühle mich beflügelt, ungeachtet der Schatten und der Leiden, die sich mit dem Leben verflechten, der Qual um das Schicksal zahlreicher früherer Freunde. All das decke der ‚Aufschwung‘ zu. Ich befinde mich wieder in einer Periode der Siege und Eroberungen.»

Und die Ereignisse überrollten eins das andere. Alexandra Kollontai war bis zum äussersten beschäftigt: Empfänge, Verhandlungen. Erfüllt wurde der Auftrag Moskaus, eine Fluglinie Stockholm – Moskau zu eröffnen. Bei den grössten Betrieben Schwedens wurden Bestellungen über die Anfertigung von Spezialwerkzeugmaschinen für die Sowjetunion untergebracht ... Man kann gar nicht alles aufzählen, was in dieser Zeit getan wurde.

Natürlich vergass sie auch die Literatur nicht, die ihr so am Herzen lag. Sie widmete ihr die Nachtstunden, wenn Ruhe eingetreten war, wenn niemand sie ans Telefon rief und niemand ihre Gedanken verscheuchte. Am 23. Juni 1938 schreibt sie aus Saltsjöbaden nach Mörtfors an Emmi Lorensen:

«Liebes, liebes Kind,

... wieviel könnten wir zusammen auf meinem liebsten Gebiet erreichen: Literatur, Memoiren ... Ich bin sehr einsam. Sehr! Es gibt ja nur neue Leute im Hause ... Ich habe das Gefühl, dass in diesen zwei Jahren rings um mich immer wieder leere Plätze entstanden sind. Und die Welt in diesen zwei Jahren ist unnormale bewegt und drohend. Ich lese viel, meistens historische Schriften. Über die Hunnen und Attila, über eine herrliche Zivilisation der Araber im alten Spanien, über den Laurence le Magnifique in Florenz in der Renaissancezeit, über Rom und England, über Napoleon und historische Frauengestalten. Aber man wird öfters traurig von diesem Lesen. Immer Krieg, immer devastation', immer Brutalität...

Da nimmt man eine Zeitung von Moskau und schaut sich mit Freude die herrliche freudige Jugend unseres sozialistischen Staates an. Dort kommt die Menschheit, Krieg und Brutalität zu besiegen. Aber zur Zeit – ist es nicht fürchterlich in Spanien, in China!»

Im Sommer 1938 fuhr Alexandra Kollontai häufig von Stockholm aufs Land hinaus – eine Unpässlichkeit machte sich bemerkbar. Sie verliess die Botschaft ungen, doch sie war dazu gezwungen. Voll Unruhe verfolgte Dr. Ada Nilsson ihren Gesundheitszustand. Sie riet ihr wiederholt, der schöpferischen Arbeit mehr Aufmerksamkeit zu widmen, sie begriff, wie wichtig das für die Sache war, der Alexandra Kollontai ihr Leben gewidmet hatte. Ada Nilsson schickte sich auch selbst an, ein Buch über Alexandra Kollontai zu schreiben, doch diese beeilte sich nicht, ihr das gesammelte Material zu übergeben, obwohl sie wusste, dass Ada Nilsson ein treuer und uneigennütziger Freund der Sowjetunion war und ein Buch von ihr der UdSSR Nutzen bringen würde.

Im Sommer 1939 erfüllte Alexandra Michailowna endlich die beharrliche Bitte Ada Nilssons. Ein Brief gibt Zeugnis von ihrer Entscheidung:

*«Ich schrieb diesen Brief am 23. Juli 1939
um 2.30 Uhr in Saltsjöbaden, A.K.*

Meine liebe, teure Freundin Ada,
Du batest mich, meine Aufsätze, Briefe, Notizen zusammenzutragen, damit Du meine Biografie schreiben kannst. Also, ich habe Deine Bitte erfüllt: Ich schicke Dir zwei Reisesäcke mit verschiedenen Materialien über mich – Fotografien, Notizen, biografische Materialien, Briefe usw. Im Falle meines Todes (während einer Reise kann immer etwas passieren) bitte ich Dich, all diese meine persönlichen Papiere aufzubewahren. Mein Leben war reich und interessant. Ich habe viel Grosses miterlebt. Aber auch viel Trau-

riges. Das Grosse: Das Ziel meines Kampfes, meiner Träume und der Bestrebungen meines ganzen Lebens – das sozialistische Land – wurde Realität. Die Befreiung der Frau – dafür führte ich einen ununterbrochenen und schweren Kampf –, und das wurde in der Sowjetunion verwirklicht.

Mein Kummer: Ich hasse die Grausamkeit, die Unduldsamkeit, die Ungerechtigkeit, die Leiden der Menschen. Heute befindet sich die Menschheit in einem Stadium, da all diese Erscheinungen bedrohende Ausmasse angenommen haben. So ist es immer, wenn sich ein grundlegender Umbruch sozialpolitischer Systeme vollzieht. Historisch kann man das verstehen. Aber davon werden die Leiden nicht weniger.

Ich danke Dir, Ada, meine grosse und geliebte Freundin, für Deine Freundschaft und für die vielen Stunden der Freude Und der Seelenharmonie, mit denen Du mich beschenkt hast.

Ich umarme Dich und bitte Dich noch einmal, meine Dankbarkeit entgegenzunehmen.

Deine Alexandra Kollontai»

Ada Nilsson schrieb das Buch über Alexandra Kollontai nicht; doch die von ihr erhaltenen Briefe führte sie teilweise in ihrer autobiografischen Arbeit an.

Im Herbst 1938 fährt Alexandra Kollontai letztmalig nach Genf. Ihre Zeilen von dort:

«Emmychen, Liebe!... Ich schreibe Ihnen während der Kommissionssitzung, bis man die Reden übersetzt haben wird. Die Weltlage ist sehr angespannt, und alles liegt mir wie ein Stein auf der Seele. Die Arbeit bringt nicht die Ergebnisse, die man gern möchte. Aber bei der gegenwärtigen zugespitzten internationalen Lage kann man auch keine anderen Ergebnisse erwarten.

Was wird werden? Die arme Tschechoslowakei! Ein zweites Spanien?»

Nach der Rückkehr aus Genf versucht Alexandra Kollontai, auch Zeit für ihre Memoiren abzuzweigen: «Ich lebe in einem Wirbel von Ereignissen», schreibt sie. «Die Welt, sie ist anders geworden – ich erkenne sie nicht mehr!... Und man möchte so gern etwas Herzenswärme in diesem ‚hurrican‘, in dem wir leben.»

Die Tage des schöpferischen Stillstands dehnen sich zu Wochen, zu Monaten. Die Ereignisse lassen Alexandra Kollontai nicht zur Ruhe kommen, setzen ihr das Messer an die Kehle, mitunter klingt Pessimismus aus ihren Zeilen:

«Ich bin todmüde!... Dazu kommen noch alle möglichen Sorgen und Unannehmlichkeiten und die Presse mit ihren Dummheiten ... und alles Übrige. Und niemand, der mir wenigstens etwas hilft..., ich ertrinke in Kleinigkeiten ...

Wenn ich allein durch die Strassen von Stockholm gehe, sehe ich die Schatten der Vergangenheit wie einen schnell ablaufenden Film vor mir. Kaum siehst du hin, sind sie schon wieder verschwunden. Einen Film kann man mehrmals betrachten, im Leben aber gibt es keine Wiederholung. Ich bin sehr einsam!... und das Leben ist ein ewiges Gehetze .. Und plötzlich, in diesem Gedankenfluss, eine ganz alltägliche Mitteilung: «Mein Kleid wird morgen fertig sein.» Wie die Stimmung auch immer gewesen sein mag – ihr Äusseres, ihre Kleidung sollten schön, harmonisch sein. Sie schrieb darüber in ihrem Tagebuch: «Ich kleidete mich in meinem eigenen Stil, streng, modern, doch eben im Stil der Kollontai. Viele Jahre, von 1905 bis zur Rev(olution) taillenlose Hemdkleider, Knopfverschluss hinten, hoher Kragen, lange Ärmel.»

Dann, als sie, der diplomatischen Etikette gemäss, Mitgliedern der königlichen Familie vorgestellt werden sollte, wurde der Stil leicht verändert, blieb aber genauso streng. In ihrer Kleidung gab es keine Kompromisse: Ob sie im Kiewer Zirkus vor den Rotarmisten sprach, die an die Front gingen, oder von der Tribüne des Kongresses der Kommunistischen Internationale herab – nicht

nur nach dem Stil der Rede, sondern auch nach dem Stil der Kleidung erkannte man sofort: Das ist die Kollontai.

Auch im hohen Alter, schon fast siebzigjährig, führte sie diese ihre «Linie» fort. Sie liess bei einer Norwegerin nähen, die sie – natürlich auf eigene Kosten –, wenn es nötig war, für zwei, drei Anproben aus Oslo einlud.

Doch kehren wir zu jener stürmischen Zeit zurück.

Am 17. März 1939 schreibt Alexandra Michailowna an Emmi Lorensso in Mösseberg:

«Wenn die grosse Welt so voll von Trubel und Sorgen ist, kommen sich die Menschen näher. In der letzten Zeit blieb mein Manuskript unberührt. Keine Zeit.»

Drei Tage später, am 20. März, erneut Briefzeilen an Emmi Lorensso:

«Manchmal wird man skeptisch und hat das Gefühl: Hat es auch irgendwelchen Nutzen? Besonders gegenüber den jetzigen Welt ereignissen. Aber das ist eine Stimmung, die man bekämpfen muss.»

Emmi Lorensso bemüht sich, die Freundin aufzumuntem, sie weiss, wie sehr diese der Unterstützung bedarf, sie ruft sie an und schickt ihr sofort einen Brief:

«Mörtfors, 26. März 1939

Liebe Alexandra Michailowna!

Sie müssen weiterschreiben und nicht denken, es lohnt nicht, weil die Welt eben mit anderen Dingen beschäftigt ist. Die Welt ist immer mit irgendetwas beschäftigt, aber die Aufregungen von heute gehen vorüber. Was Sie schreiben, wird bestehen bleiben! Es ist wichtig, (die) Quellen kennenzulernen, aus denen ihre Kraft kommt, und über sich selbst hinauszuwachsen. Ich weiss nicht, wie ich es ausdrücken soll, aber Sie verstehen mich wohl. Und ich will, dass die Menschen Sie verstehen und einen Teil dieser Bewegung verstehen, die die Menschheit aufrüttelte und gerade jetzt

Rückhalt, Kraft und Stütze bietet, wo alle scheinbar durcheinanderlaufen und nicht wissen, wohin.»

Die schöpferische Pause hält nicht lange an. Alexandra Kollontai bleibt ihrer Devise treu: Was auch immer kommen möge, ihre Erinnerungen wird sie den künftigen Generationen hinterlassen. Sie zieht sich einfach aus Stockholm in den kleinen Erholungsort Mösseberg zurück und arbeitet dort bis zur Erschöpfung an ihren Tagebüchern. Am 25. April 1939 kann sie wieder ein paar Kapitel zum Abschreiben übersenden:

«Liebes Emmychen! Heute schicke ich Ihnen ein paar neue Kapitel. Es ist nicht immer leicht, zu schreiben, wenn die Weltgeschichte voll von Trubel ist... Ich fühle mich irritabel und müde. Doktor Blomström war sehr kategorisch – ich soll wiederkommen. Also, den 20. April war ich unterwegs ... Morgen, den 26. April, muss ich wieder zurück. Maiski* kommt – nur Durchreise. Aber das dritte Mal komme ich nicht mehr hierher. Schade, weil mein Blutdruck doch heruntergegangen ist, von 235 auf 205. Und ich schlief hier ganz gut und normal.

Wissen Sie, in Mösseberg schliesse ich immer Freundschaft mit alten Herren. Das letzte Mal war es Dr. Key („Svenska Dagbl.", Redaktion), ein sehr kluger und angenehmer Gesellschafter. Er hatte sich so gefreut, als ich zurückkam. Schickte mir Bücher ins Zimmer mit einem netten Brief. Und am nächsten Tag ist er im Salon auf den Boden gefallen – tot. Das hat alle sehr traurig gestimmt.

Ich dachte, dass meine Flirts jetzt immer dramatisch enden.»

1939, der letzte Friedenssommer. Der Weltensturm rückt näher. Hitlerdeutschland hat Österreich annektiert, ist in die Tschecho-

* Maiski, Iwan Michailowitsch, war zu der Zeit Vertreter der UdSSR in Grossbritannien.

slowakei eingedrungen. Die Sowjetunion unternimmt alle Anstrengungen, um die Ausweitung der faschistischen Aggression aufzuhalten. In Moskau finden Verhandlungen mit den Vertretern Grossbritanniens und Frankreichs mit dem Ziel statt, gemeinsame Massnahmen gegen die weitere faschistische Aggression zu unternehmen. Doch die britische und die französische Regierung schicken zweitrangige Personen in die sowjetische Hauptstadt, die nicht über die notwendigen Vollmachten verfügen. Chamberlain und Daladier tun alles, um die deutsche Aggression in Richtung Osten, gegen die Sowjetunion, zu lenken.

Alexandra Kollontai verfolgt angespannt das Weltgeschehen; die literarische Beschäftigung ist beiseite gelegt. «Ich frage mich mitunter, ob es einen Sinn hat, das alles zu schreiben? Wollen die Menschen später überhaupt einmal zurückblicken? Mir scheint, wir sind in eine Periode eingetreten, in der man sich nur für die Zukunft interessieren kann.»

Die Wolken ballen sich immer mehr zusammen. Der Sowjetunion bleibt nur ein Ausweg – den Vorschlag Deutschlands zu akzeptieren und einen Nichtangriffspakt zu unterzeichnen.

Am 24. August 1939, als die Situation in der Welt sich aufs Äusserste zugespitzt hat, als viele verwirrt sind und die Aktion der Sowjetunion nicht zu begreifen und zu bewerten vermögen, schreibt Alexandra Kollontai: «Ich finde es klug und logisch. Hauptsache ist, den Krieg abzuwehren.» Sie begreift, dass der Abschluss des Nichtangriffspaktes mit Deutschland im August 1939 infolge der immer schwieriger werdenden Lage unvermeidlich war. Der lange und beharrliche Kampf der Sowjetunion für die Schaffung eines Systems der kollektiven Sicherheit in Europa stiess auf den Widerstand der führenden Kreise Grossbritanniens und Frankreichs. Diese taten alles in ihrer Macht Stehende, um durch Geheimverhandlungen und geheime Abmachungen sowie durch Provokationen jeglicher Art Hitlerdeutschland gegen die

Sowjetunion zu hetzen. Unter diesen Bedingungen hatte die UdSSR nur die Wahl, entweder zum Zweck des Selbstschutzes den von Deutschland unterbreiteten Vorschlag über den Abschluss eines Nichtangriffspaktes zu akzeptieren und damit den Frieden für eine gewisse Zeit zu verlängern, die für eine bessere Vorbereitung aller Kräfte zur Abwehr einer möglichen Aggression genutzt werden konnte, oder den von Deutschland unterbreiteten Vorschlag abzulehnen und es damit den Kriegsprovokateuren aus dem Lager der Westmächte zu ermöglichen, die Sowjetunion unverzüglich – zu einem für sie völlig ungünstigen Zeitpunkt und unter den Bedingungen ihrer völligen Isoliertheit – in einen bewaffneten Konflikt mit Deutschland zu verwickeln.

In dieser Situation war die sowjetische Regierung gezwungen, ihre Wahl zu treffen und den Nichtangriffspakt mit Deutschland abzuschliessen.

So war die Lage, und sie wurde in dem 1948 in Moskau publizierten offiziellen Dokument «Geschichtsfälscher. Eine historische Ermittlung» klar und unmissverständlich dargelegt.

Alexandra Kollontai begriff das Wesen dieser Ereignisse und schätzte sie richtig ein: «Ich bin sicher, unsere Aktion hat den Frieden gestärkt. Sie hat das ‚Kartenspiel‘ zerstört, und das war sehr wichtig und nötig.»

Doch sie hatte es damals nicht leicht in Stockholm. Das Geschehene konnten und wollten selbst Freunde nicht begreifen, die sie schätzte und deren sie bedurfte, in denen sie eine Stütze auch ihres eigenen Wirkens zur Prestigestärkung ihres Landes sah. Als eine der ersten kam Ada Nilsson zu ihr, verwirrt, aufgeregt, und bat, ihr zu erklären, was geschehen sei und wieso.

Lange unterhielten sie sich an jenem Abend in einem Zimmer der sowjetischen Botschaft. Und am 7. September 1939 schrieb Alexandra Kollontai noch einen Brief an Ada Nilsson. Im Westen war bereits Krieg. Die «Münchener», die die faschistische Aggression gegen die UdSSR zu lenken versuchten, hatten sich klar

verrechnet. Die Sowjetunion hatte durch ihre politisch-diplomatische Aktion die Friedenspause verlängert.

Der Brief Alexandra Kollontais an Ada Nilsson bringt zusätzlich Licht in ihre Situation. Sie will an das Bessere glauben, doch sie begreift, dass die Lage in der Welt sehr kompliziert ist. Und hinter der freudigen Hoffnung auf die Zukunft liegt eine grosse Unruhe verborgen. Möge auch davon dieser Brief erzählen, den sie in jenen schweren Tagen an Ada Nilsson schrieb:

«*Saltsjöbaden, 7. September 1939*

Meine liebe Ada!

Ich habe heute das grosse Bedürfnis, Dir zu sagen, wie hoch ich unsere Freundschaft schätze und wie ich Dir dafür danke, dass Du so edelmütig zu mir bist. Die Harmonie unserer Herzen, unsere einmütigen Ansichten über die Ereignisse in der Welt und die Rolle meines Landes – des *ersten* sozialistischen Landes –, das vergisst man mitunter, und eben das ist sehr wichtig.

Heute Morgen unternahm ich mit grossem Vergnügen einen Spaziergang durch Saltsjöbaden. Ich liebe den Herbst, sein durchscheinendes Licht, das unendliche Blau des Himmels und des Meeres, die ersten kräftigen Farben und die erfrischende Luft. Plötzlich ergriff mich wieder jenes Gefühl, das mir aus meiner Jugendzeit so bekannt ist: Das Leben, das Dasein, ist schön! Der Herbst – mir scheint immer, der Herbst birgt etwas Vielversprechendes in sich, als lägen noch viele Tage vor mir und als würde es in meinem Leben noch viele glückliche Augenblicke geben.

Es ist eigenartig, doch ich verspüre nichts Derartiges im Frühjahr. Das Frühjahr flösst mir irgendwie Unruhe ein. Ich werde melancholisch. Der Herbst aber –er trägt die Hoffnung in sich. Was für eine Hoffnung eigentlich? Die Hoffnung, dass ich mir in diesem Winter die Zeit für ‚schöpferische Arbeit‘ abknapse. (Ich

werde schreiben oder grosse, verantwortungsvolle Aufgaben erfüllen.) Und dass es vielleicht ruhiger wird in der Welt. Nur dass kein Stillstand eintreten möge. Das wäre das schlimmste!

Liebe Ada! Hast Du etwa in jungen Jahren nicht geträumt und nicht gehofft, die Menschheit möge sich von den ‚traditionellen‘ Fesseln befreien? Jetzt endlich befindet sich die Welt in einem Prozess der Umgestaltung. Haben wir uns das in unserer Jugend etwa nicht gewünscht? Die Menschheit vermag nicht zu begreifen, dass wir uns eben dank all diesen Kollisionen und Veränderungen so schnell vorwärtsbewegen.

Die Menschheit hat in den zwanziger und dreissiger Jahren des zwanzigsten Jahrhunderts einen Weg *zurückgelegt*, der eine ganze Epoche verkörpert. Unbeirrt gehen wir vorwärts. Ist das etwa nicht eine völlig neue Methode (ein neuer Weg), die Konflikte zwischen den Völkern beizulegen, was die Sowjetunion unternimmt? Und ist es etwa nicht klüger und menschlicher, Konflikte durch Verhandlungen und Verträge zu lösen, anstatt von der Waffe Gebrauch zu machen? Darin liegt die völlig neue Methode, der neue Weg. Und das entspricht voll und ganz den Prinzipien des Völkerbunds.

Doch die Menschen wollen das entweder nicht begreifen, oder sie sind dazu nicht in der Lage. Mir umreissen sich bereits die Konturen einer künftigen Aussenpolitik. Vielleicht steht der Menschheit noch ein Krieg bevor, vielleicht auch mehrere, aber schon werden neue Methoden konstruiert, eine neue Art der Beziehungen, mit deren Hilfe die entstehenden zwischenstaatlichen Probleme gelöst werden können. Besonders die Sowjetunion strebt danach, diesen Weg zu gehen. Ein sozialistisches Land muss unbedingt auch zu neuen Formen in Fragen der Aussenpolitik finden.

All das wollte ich Dir einmal mitteilen. So sind meine Empfindungen. Und deshalb bin ich nicht ‚pessimistisch‘ und schaue mit Freude und Überzeugung in die Zukunft.

Stimmst Du darin mit mir überein, liebe Ada? *Deine A.*

PS: Vor ein paar Tagen erhielt ich einen ‚Drohbrief‘ von polnischen Flüchtlingen. Sie wollen mit mir ‚abrechnen‘. ‚Wenn Ihnen Ihr Leben lieb ist – so scheren Sie sich zum Teufel‘, schreiben mir diese Unglücklichen. Ich musste lächeln. Ist mir mein Leben denn so ‚teuer‘? Ich liebe und schätze das Leben. Es ist ausgefüllt und allumfassend. Und dennoch, wenn diejenigen, die mir drohen, wüssten, wie schön es ist, wenn man das so sagen kann, ‚auf den Barrikaden‘ zu sterben!

1. Ein Tod für die Idee würde ein würdiges und logisches Ende meines Lebens sein.

2. Es ist schön, augenblicklich zu sterben und nicht durch Krankheit und Alter...

Leider werden derartige Drohungen selten verwirklicht.

Du, Ada, wirst diesen Wunsch verstehen: Ich bringe jetzt meinem Land so *wenig* Nutzen. Mein ‚Opfertod‘ jedoch würde die Krönung meiner Tätigkeit bedeuten. Ich würde Sympathien zur Sowjetunion erwecken. Es ist schade, dass all das nicht geschehen wird, denn es könnte von Nutzen sein!»

Der Krieg, der in Europa ausgebrochen war, stellte zu dem, dass die Sowjetunion die so notwendige Atempause erhielt, den sowjetischen Vertretern ausserhalb der Grenzen ihres Landes neue, ausserordentlich wichtige und komplizierte Aufgaben. Mit noch grösserer Hartnäckigkeit mussten die Rolle der UdSSR in der Welt und ihre auf die Erhaltung des Friedens abzielende Aussenpolitik erläutert, musste die «Münchener» Politik entlarvt werden, die Hitler das Tor zu einer Aggression geöffnet hatte.

Diese Aufgabe war in Skandinavien von besonderer Wichtigkeit. Die traditionell neutralen nordeuropäischen Länder zeigten durchaus keine homogene Meinung zu den Fragen des Weltgeschehens. Industrie- und Finanzkreise dieser Länder waren eng mit dem faschistischen Deutschland, mit seinen Konzernen und Banken liiert.

In Moskau wusste man, dass Alexandra Kollontai in Skandinavien Autorität und Einfluss besass. So erhielt sie auch Aufträge, die über den Rahmen des Landes hinausgingen, in dem sie Botschafter war.

Natürlich durfte sie niemandem etwas über diese ihre Tätigkeit, über diese ihre Aufgaben mitteilen, doch ihre Briefe, wie der folgende, sind sehr aufschlussreich, sie geben die Kompliziertheit der Zeit wieder und erschliessen die innere Welt Alexandra Kollontais:

«Stockholm, den 24. IX. 1939

Liebes Emmychen!

An ebendem Tag, als Sie nach Mörtfors fuhren, musste ich ganz unerwartet nach Oslo reisen. Das war am Sonnabend, dem 16. September. Ein Auftrag oder genauer zwei verschiedenartige recht schwierige Aufträge ... Ich habe mit ganzem Herzen gearbeitet, mit Energie und Leidenschaft sozusagen. Und habe alles erledigt. Gestern bin ich zurückgekehrt. Und heute kam die Reaktion darauf – ich bin wie tot...

Es war so erfreulich, Oslo wiederzusehen. Im Innersten hatte ich mich schon für immer von Oslo verabschiedet, glaubte niemals mehr dorthin zurückzukehren. Und da stand ich plötzlich auf dem Karl Johann (Hauptstrasse Oslos – der Verf.), von der Sonne beschienen, an einem jener von Herbststimmung erfüllten Osloer Septembertage, die ich so liebe. Aber es war auch betrüblich. Das ist nicht mehr ‚mein‘ Oslo. Ich hatte zwar zuviel Arbeit und Verantwortung, um mich Träumen hinzugeben. Konnte mich nur Minuten meiner Stimmung überlassen. Aber ich habe selbst in diesen Augenblicken vieles noch einmal durchlebt. Das Oslo – Kristiania – der Emigrationszeit. Kristiania – die ersten Schritte als Minister. Oslo – als schon ‚erfahrene‘ Diplomatin ... Es ist so aufwühlend.

Und über alldem hing der Krieg. Der zweite Weltkrieg!»

Krieg mit Finnland. Schweden ging von seiner traditionellen Neutralitätspolitik ab und beteiligte sich an der von den «Münchenern» und anderen reaktionären Kräften entfalteten antisowjetischen Kampagne. Am 6. Januar 1940 übergab Alexandra Kollontai im Auftrag der Sowjetregierung eine Note an Schweden, in der Tatsachen über die Hilfe Schwedens für Finnland angeführt wurden mit dem Hinweis, dass «diese Handlungen der schwedischen Behörden nicht nur der schwedischen Neutralitätspolitik widersprechen, sondern auch zu unerwünschten Komplikationen in den Beziehungen zwischen Schweden und der Sowjetunion führen können».

Die UdSSR legte Zurückhaltung in Bezug auf Schweden an den Tag, was sich auch durch ihr Interesse erklärte, friedliche Kontakte zu Finnland herzustellen. Eine grosse Rolle bei der Erreichung des Friedens mit Finnland spielte Alexandra Kollontai. Bereits am 29. Dezember 1939 hatte sie dem neuen schwedischen Minister für Auswärtige Angelegenheiten, Günther, einen Besuch abgestattet. Das war ein erstes Vorfühlen für die Herstellung von Kontakten zu den Finnen gewesen.

In der schwedischen Öffentlichkeit verstärkte sich das Bestreben, als Mittler in den Verhandlungen über einen Friedensabschluss zwischen Finnland und der Sowjetunion aufzutreten. Gustav Möller, der Innenminister, ergriff, natürlich mit Billigung seiner Regierung, die Initiative und beschloss, sich für erste Sondierungen des Schauspielers Carl Gerhard zu bedienen, für den Alexandra Kollontai Sympathien hegte. In seinen 1953 in Stockholm veröffentlichten Erinnerungen mit dem Titel «Wenn ich mich nicht irre ...» stellt Gerhard die Geschichte folgendermassen dar:

«Am Morgen des 28. Dezembers 1939 rief mich Gustav Möller an und bat mich, in den frühen Nachmittagsstunden zu ihm in den Sitz der Regierung zu kommen. Er verriet mir nichts über den Zweck der Einladung – als oberster Polizeichef wusste er, wie unzuverlässig Telefonleitungen sind ...

Ich erschien zur festgesetzten Zeit, ein wenig aufgeregter, denn ich ahnte etwas von der mir zugeordneten politischen Rolle. Gustav Möller sagte zu mir:

„Du stattest Madame Kollontai einen Besuch ab ... Sie muss natürlich erfahren, zu welchem Zweck du zu ihr kommst und sie zu dir zum Diner einlädt. Es ist sehr wichtig, dass sie weiss, unter welchen Voraussetzungen wir die Vermittlerrolle übernehmen können. Ich habe keine grosse Hoffnung, dass sie auf deinen Vorschlag eingeht, aber versuchen müssen wir es.“»

Carl Gerhard begab sich in die sowjetische Botschaft – aufgeregter, wie er gesteht, wegen des für ihn ungewohnten diplomatischen Auftrags. Alexandra Kollontai empfing ihn sehr liebenswürdig, zeigte jedoch keinerlei Neugier angesichts des so unerwarteten Besuchs. Die Sache war nämlich die, dass während des Krieges mit Finnland die schwedische Intelligenz nicht in die Botschaft kam.

«Heute bin ich als Abgesandter bei Ihnen und nicht als ... Bolschewik», sagte Gerhard lächelnd.

Nach seinem Bekenntnis verlief der Besuch auf folgende Weise.

«Madame Kollontai gab verschiedene Anordnungen, liess Wodka, Kaviar und Tee bringen ... Dann nahm sie in einem Sessel Platz, richtete die Falten ihres Seidenkleides und sagte: ‚Ich höre?

‚Meine Regierung ist der Meinung, dass zwischen Russland und Finnland Frieden geschlossen werden muss.

‚Interessant.‘

Madame Kollontai lächelte, vielleicht befriedigt über das Gehörte, vielleicht auch über die Tatsache, dass diese Worte nicht ein Diplomat sprach.»

Im Weiteren äusserte Carl Gerhard, seinen Auftrag erfüllend, einen Gedanken, der für die Sowjetunion unter diesen Bedingungen nicht annehmbar war. Und er fährt fort:

«Das höfliche Lächeln von Madame Kollontai wurde noch höflicher. Sie bot mir eine Tasse Tee an. Ich überlegte, ob sie mich durch das Tee-



Carl Gerhard, ein schwedischer Schauspieler, der zum «Amateurdiplomaten» wurde

trinken nicht zum Schweigen veranlassen wollte. Madame Kollontai neigte den Kopf zur Seite, ein noch bezaubernderes Lächeln erhellte ihr Gesicht, und sie sagte: ‚Ihr Vorschlag wäre zu überdenken. Ich werde mich mit Moskau beraten.‘

Diese Äusserung ermunterte mich, und ich legte Madame Kollontai den Plan des bevorstehenden Diners dar: ‚Ihre Fahrt zu mir wird geheim bleiben. Meine Gäste werden ausserdem Else Kleen und Gustav Möller sein. Sie werden eine halbe Stunde vor Ihnen kommen. Im Übrigen wird die Begegnung so verlaufen, wie Sie es wünschen.‘

‚Ich berate mich mit Moskau‘, erwiderte Madame Kollontai. ‚Wenn das Treffen erwünscht ist, schicke ich Ihnen einen Brief, Französisch geschrieben, und bedanke mich für die Einladung. Wenn Sie keinen Brief von meiner schwedischen Sekretärin bekommen, so heisst das, dass ich Ihre Einladung nicht annehme.‘

Das klang wie ein Code. Ein leicht angenehmes Zittern ergriff mich, und mir schien, als sähe ich auf der Leinwand Napoleon, wie er Maria Walewska den Hof macht...»

Ein paar Tage darauf erhielt Carl Gerhard einen französisch geschriebenen Brief. Das Diner bei ihm in Saltsjöbaden war auf 17.30 Uhr festgesetzt. Gustav Möller und Else Kleen trafen eine halbe Stunde vorher ein, und genau um halb sechs, so bezeugt Gerhard, «kam Madame Kollontai im Wagen mit abgeblendeten Scheinwerfern vorgefahren. Ich empfang sie an der Gartentür, mit einer Taschenlampe in der Hand ... Das Diner verlief sehr erfolgreich. Alexandra war in hervorragender Stimmung, sie freute sich, dass sie ihre Freunde, die Möllers, wiedertraf, und war sehr optimistisch gestimmt hinsichtlich des Zweckes des Diners.»

Unmittelbar nach dem Treffen in Carl Gerhards Villa in Saltsjöbaden entsandte die finnische Regierung einen inoffiziellen Vertreter nach Stockholm, und zwar die bekannte Schriftstellerin Hella Wuolijokki (deren Stück «Das steinerne Nest» übrigens mit

grossem Erfolg im Maly-Theater und an anderen sowjetischen Bühnen gespielt wurde und gespielt wird). Die dreiwöchigen Geheimverhandlungen in Stockholm brachten gute Ergebnisse. Am 29. Januar 1940 übergab Alexandra Kollontai der schwedischen Regierung die sowjetischen Bedingungen für eine erneute Aufnahme der Friedensverhandlungen. Die reaktionäre Regierung Ryti Tanner war jedoch halsstarrig und stellte unannehmbare Forderungen. Die UdSSR beharrte auf ihrer Linie der Beendigung des Krieges und der Unterhaltung normaler Beziehungen zu den skandinavischen Ländern. Der bekannte Skandinavienforscher A.S. Kan bemerkt dazu:

«Grosse Verdienste bei der Beilegung der sowjetisch-schwedischen Inzidenten ... gebühren unserer Botschafterin in Stockholm, A.M. Kollontai. Auf den Schultern dieser Frau, die nicht mehr die Jüngste war und schon den ersten Schlaganfall erlitten hatte, lag die Hauptlast der Anbahnung friedlicher Beziehungen zur finnischen Regierung. Wie Zeitgenossen sich erinnern, konnte man den Wagen des sowjetischen Bevollmächtigten Vertreters ständig an der Zufahrt zum Gustav-Adolf-Platz sehen, wo sich das schwedische Aussenministerium befand.»*

Der Friedensvertrag mit Finnland wurde abgeschlossen.

* A.S. Kan, Die Aussenpolitik der skandinavischen Länder während des zweiten Weltkriegs, Verlag Nauka, Moskau 1976, S. 76 (russ.)

Der Grosse Vaterländische Krieg

Am 22. Juni 1941 schläft in ihrem Zimmer auf der Villangatan, in der sowjetischen Botschaft in Stockholm, eine siebzigjährige Frau. Es ist sehr hell – in dieser Zeit befindet sich Skandinavien im Bann der betörenden Weissen Nächte. Ausserdem ist es bereits früher Morgen. Es wird ans Zimmer geklopft.

«Alexandra Michailowna! Schlafen Sie noch? Stehen Sie auf! Es ist Krieg! Sie haben uns überfallen! Die Deutschen!»

Sie hatte längst begriffen welche Verantwortung im Fall eines Krieges auf ihr lastete. Jetzt würde es nur noch in zwei europäischen Ländern eine sowjetische Botschaft geben – im kriegführenden England und im neutralen Schweden. Fast alle übrigen Länder Europas waren von Hitlerdeutschland okkupiert oder seine Satelliten und Verbündeten.

Über die Tätigkeit Alexandra Kollontais während des Vaterländischen Krieges kann man Bücher schreiben und Filme drehen, die mit der Lebenswahrheit wenig gemein haben. Man kann sich aber auch auf die kargen Fakten beschränken.

Die in privaten Familienarchiven erhaltenen Briefe Alexandra Michailownas und die fast vermoderten Zeitungskolumnen vermitteln Wichtiges über ihre Tätigkeit. In den ungemein schweren Tagen, als die Hitlerarmee bis vor die Tore Moskaus vorgedrungen ist, veröffentlicht Alexandra Kollontai unter dem Pseudonym Robert Harrison in der Stockholmer Zeitung «Extra-bladet» vom 20. Dezember 1941 den Aufsatz «Der Sieg wird unser sein». «Mit diesen Worten wird die Stimmung in der Sowjetunion charakterisiert», heisst es darin.

«Wen immer Sie ansprechen, ob Staatsmann, Arbeiter, Wissenschaftler, Schauspielerin oder Hotelangestellten – jeder wird Ihnen diese Worte sagen: Der Sieg wird unser sein!

Einen anderen Ausgang zuzulassen erschiene jedem Sowjetbürger als ein Zeichen von Unverstand oder einfach Dummheit... Der zeitweilige Misserfolg wird als eine unvermeidliche Erscheinung hingenommen.»

Als der Krieg in vollem Gange ist, gibt Alexandra Kollontai dem Korrespondenten der britischen Zeitung «Daily Express» ein Interview, in dem sie zwei Hauptmomente hervorhebt:

«1. Eine Zusammenarbeit zwischen der UdSSR und den Alliierten nach dem Krieg ist lebensnotwendig, sonst wird der Frieden weiterhin bedroht sein.

2. Es ist an der Zeit, sich nicht länger zu drücken und die zweite Front zu eröffnen. Die Landung der Alliierten in Italien stellt noch keine Lösung des Problems dar.»

7. November 1941. Nahe der sowjetischen Hauptstadt ist eine Schlacht entbrannt, die in der bisherigen Geschichte nicht ihresgleichen kennt. Auf dem Roten Platz in Moskau findet eine Parade von Einheiten der Roten Armee statt. In Richtung Moshaisk und Wolokolamsk wehren die Einheiten der Generale Rokossowski und Goworow die wütenden Angriffe der deutschen Armeen ab. Auf der Leningrader Chaussee bei der Ortschaft Chimki haben die faschistischen Horden Ferngeschütze für den Beschuss Moskaus aufgestellt. Nach der Parade auf dem Roten Platz ziehen die Truppen unmittelbar in den Kampf.

In jenen angespannten Stunden ist im Grossen Saal der Botschaft in Stockholm die gesamte sowjetische Kolonie versammelt. Die gesamte, mit Ausnahme des Handelsvertreters Michail Artjomjewitsch Nikitin. Er ist unter Einsatz seines Lebens mit einer riskanten Sonderoperation zur Rettung spezieller Werkzeugmaschinen befasst. Sie sind vor dem Krieg in Auftrag gegeben

worden und sollen um jeden Preis in die Sowjetunion gebracht werden. Aber wie das anstellen? Die Ostsee ist durch Kriegsschiffe und U-Boote des faschistischen Deutschlands blockiert...

Im Saal der Bevollmächtigten Vertretung herrscht eine angespannte Stille. Alexandra Kollontai geht zum Tisch, die eilig vollgeschriebenen Blätter eines Vortrags in der Hand.

«Heute begeht unser Volk den vierundzwanzigsten Jahrestag der Grossen Oktoberrevolution im Zeichen des Zorns, der Empörung und des Hasses auf die verfluchte Hitlerbande, die heimtückisch und meuchlerisch unsere grosse sozialistische Heimat überfallen hat. Es ist ein Krieg von einem bisher ungekannten Ausmass an Intensität und Grausamkeit.»

Die letzten Dezembertage des Jahres 1942. In Stalingrad wird um jedes Haus, um jede Strasse gekämpft. Die deutsche Botschaft in Stockholm verbreitet die Mitteilung, die Stadt an der Wolga sei gefallen, die «bolschewistischen Horden» seien vernichtet oder gefangengenommen.

Also muss auch diese propagandistische Lüge der faschistischen Heeresleitung widerlegt werden. Die Botschaftsstenotypistin Larissa Iwanowna Stepanowa empfängt die ganze Nacht über die Radiomeldungen des sowjetischen Informationsbüros. Diese werden umgehend vervielfältigt, in Umschläge gesteckt und an die Redaktionen der Zeitungen, Zeitschriften und Presseagenturen sowie an viele angesehene Persönlichkeiten in Schweden versandt. Und das all die Kriegsjahre hindurch. Dieses «Bulletin der sowjetischen Botschaft» ist eine Schöpfung Alexandra Kollontais.

Zum Jahreswechsel 1943 schmückt Alexandra Michailowna für die Kinder der Botschaftsmitarbeiter eine Tanne und dichtet ein Märchen über den «Quakfrosch» und seinen Freund «Laufspinne Langbein». Das Märchen übergibt sie Igorka, dem Sohn des Handelsvertreters, der es den anderen Kindern zum Neujahrsfest vorliest.



Botschafter A.M. Kollontai mit Botschaftsrat W.S. Semjonow bei Stockholm (1941).

Dieses Märchen ist erhalten geblieben – eigenhändig geschrieben von Alexandra Kollontai auf einem Blatt aus einem linierten Schülerheft und mit Datum und Unterschrift versehen: «1. Januar 1943. Alexandra Kollontai».

Der Präsident der Republik Finnland, Urho Kaleva Kekkonen, schrieb: «An das aufrichtige Bestreben der Madame Kollontai, Finnland zum Ausscheiden aus dem Krieg zu verhelfen, erinnern wir uns mit grosser Dankbarkeit.»

Ein weiteres vielsagendes Bekenntnis stammt vom Minister für Auswärtige Angelegenheiten Schwedens, Christian Günther:

«Ein Glück für Schweden, dass gerade Madame Kollontai während des Krieges Vertreter der Sowjetunion war.»

In diesem Zusammenhang muss unbedingt darauf hingewiesen werden, dass Alexandra Kollontai ihre diplomatischen Aktionen stets in Übereinstimmung mit den Direktiven und Aufträgen des Zentralkomitees der Kommunistischen Partei und der Sowjetregierung durchführte.

Begeben wir uns jetzt aber in Gedanken wieder zur Villangatan. An einem Februartag des Jahres 1944 kommt der schwedische Industrielle und Bankier Markus Wallenberg in die sowjetische Botschaft, um sich mit Alexandra Kollontai zu treffen.

Sie weiss, dass Wallenberg mit den führenden Kreisen Finnlands eng verbunden ist und grosse Kapitalanlagen in den Banken von Helsinki hat. Sie weiss auch, dass er um das Schicksal seines Kapitals bangt und daher bei der Herstellung von Kontakten zur finnischen Regierung eine entscheidende Rolle spielen kann, und hat ihn deshalb eingeladen.

Bereits in den ersten Gesprächsminuten wird klar, dass sie das richtige Gespür gehabt hat.

«Ihre Truppen führen einen grandiosen Angriff an der Ostfront», sagte Wallenberg. «Wenn der Krieg mit Finnland fortgeführt wird, fürchte ich, mein Kapital zu verlieren.»

Alexandra Kollontai fasst sogleich einen Entschluss. Sie gibt Wallenberg den Rat, sich unverzüglich nach Helsinki zu begeben und dem finnischen Präsidenten, Risto Ryti, die Aufnahme von Friedensverhandlungen ans Herz zu legen.

Am 7. Februar kommt Wallenberg in Helsinki an und trifft sogleich mit Ryti zusammen. Der Tag ist überaus günstig gewählt für diese Mission. Die sowjetische Luftflotte hat gerade einen massierten Angriff auf die gegnerischen Stellungen geführt.

Die finnische Regierung bittet Wallenberg, Alexandra Kollontai zu übermitteln, dass Juho Kusti Paasikivi zu einem geheimen Treffen mit ihr nach Stockholm kommen und beauftragt sein wer-

de, «über die Bedingungen für den Austritt Finnlands aus dem Krieg zu verhandeln».

Der Auftrag zu Verhandlungen mit Alexandra Kollontai fällt einem Mann zu, der des klugen Vermächtnisses Snellmans, eines der grössten Finnen eingedenk ist, der bereits 1863 seine Mitbürger ermahnte, dass nur «in voller Freundschaft mit Russland unser Volk am Leben bleiben und die Voraussetzungen für seine Selbständigkeit schaffen kann».

Den Erfolg der Verhandlungen sollte die Tatsache begünstigen, dass Paasikivi früher Botschafter Finnlands in Stockholm war und damals zu Alexandra Kollontai freundschaftliche Beziehungen unterhielt. Hier nun Einzelheiten über ihre Begegnung mit Paasikivi, die im März 1944 in Wallenbergs Grand Hotel in Saltsjöbaden stattfand:*

Um Mitternacht fuhr ein Wagen am Grand Hotel vor, dem Wallenberg und Paasikivi entstieg. Sie gingen am Portier vorbei, der sich vor seinem Herrn höflich verneigte, und begaben sich in den ersten Stock in das für Wallenberg reservierte Zimmer.

Wallenberg hatte drei Zimmer bestellt. Eins davon war für Alexandra Kollontai vorgesehen, links daneben befand sich das für ihre Vertrauensperson, das Zimmer zur Rechten hatte Wallenberg selbst. Auf diese Weise war ein Mithören der Gespräche ausgeschlossen.

Paasikivi begab sich sogleich zu Alexandra Kollontai, während Wallenberg in seinem Zimmer zurückblieb. Von hohem Wuchs, mit einem mächtigen, auf kurzem Hals sitzenden Kopf, äusserlich langsam und wenig gesprächig, war Paasikivi von der Verantwortung für die ihm übertragene und für sein Land so wichtige Mission zutiefst erfüllt. Er begrüsst Alexandra Kollontai herzlich und freundschaftlich. Sie reichte ihm die Hand und erwiderte die Begrüssung ebenso freundlich.

* Alle hier angeführten Details über die Verhandlungen legte Juho Kusti Paasikivi in seinen in Finnland und Schweden veröffentlichten Memoiren dar.

Das Gespräch, das sich recht lange hinzog, wurde in schwedisch geführt.

Jahre werden vergehen, und Paasikivi wird seinem Volk mit vollem Recht sagen, dass es ihm gegeben war, mit der Feder zu korrigieren, was das Schwert zerstört hatte.

Und Alexandra Kollontai, Botschafter ihres Landes, begreift, dass in jener Nacht in dem Hotelzimmer des Erholungsortes bei Stockholm ein Kind des Friedens das Licht der Welt erblickt. Sein erster schwacher Schrei wird erschallen und durch das Krachen des Weltgemetzels dringen, in dem stündlich Tausende von Menschenleben verlöschen. Aber sie kann nur ahnen, dass in dieser Nacht einer der Grundsteine gelegt wird für eine Politik gutnachbarschaftlicher Beziehungen zwischen zwei Ländern mit unterschiedlicher Gesellschaftsordnung. Diese Beziehungen werden zu einem guten Beispiel werden für andere, und das Wort «Helsinki» wird Jahrzehnte danach einen besonderen Klang erhalten...

Das Gespräch ist beendet. Paasikivi dankt Alexandra Kollontai aufrichtig. Sie tritt an den Tisch, auf dem eine Schachtel mit Zigarren liegt. Sie weiss, dass Zigarren seine Leidenschaft sind, doch der Krieg hat ihn längst dieses Vergnügens beraubt. Wie ist das? Kann und darf man dem Vertreter eines feindlichen Landes ein Geschenk machen? Alexandra Michailowna zögert einen Augenblick, öffnet dann die Schachtel, entnimmt ihr fünf Zigarren – so viel, wie es Erdteile gibt – und reicht sie ihm.

In den müden Augen Paasikivis blitzt ein Funke der Dankbarkeit auf. «Auf jeder Gabe ruht Segen», sagt er leise, wendet sich um und geht mit schwerem Schritt zur Tür.

Die Journalisten in Stockholm zerbrachen sich die Köpfe darüber, zu welchem Zweck Paasikivi in die schwedische Hauptstadt gekommen war. Er beantwortete ihre Fragen nur kurz – er sei ge-

kommen, um seinen langjährigen Freund, den Bankier Wallenberg, zu besuchen. Und natürlich, um im Antiquariat zu stöbern.

Jedermann wusste, dass Paasikivi ein leidenschaftlicher Bibliophile war. Doch niemand schenkte seiner Erklärung Glauben. Aber niemand erfuhr damals auch den wahren Grund seines plötzlichen Besuchs in Stockholm.

In jener Nacht übermittelte Alexandra Kollontai Paasikivi die sowjetischen Bedingungen für eine Beendigung der Kriegshandlungen. Von Finnland wurde der unverzügliche Abbruch der Beziehungen zu Hitlerdeutschland, die Internierung aller deutschen bewaffneten Kräfte – der Land- wie auch der Seestreitkräfte – und die Anerkennung der nach dem «Winterkrieg» 1939/40 festgesetzten sowjetisch-finnischen Grenze gefordert.

Erst wenn Finnland diese Bedingungen akzeptiert habe, so sagte Alexandra Kollontai, könne die sowjetische Regierung Verhandlungen über die Waffenruhe aufnehmen.

Damit war ihre Rolle bei der Herauslösung Finnlands aus dem Krieg jedoch nicht beendet. Die reaktionären Kreise in Helsinki versuchten, für sich «besondere Vorteile» herauszuschlagen. Im März 1944 präzisierten Paasikivi und der finnische Außenminister Enckell in Moskau die sowjetischen Bedingungen. Aber Ryti unterstützte schon damals nicht die sich abzeichnende «Paasikivi-Linie».

Das weitere siegreiche Vorrücken der sowjetischen Armee im gesamten Frontverlauf ernüchterte die halsstarrigen finnischen Reaktionäre. Und wieder bildete Alexandra Kollontai mit ihrem Feingefühl und ihrem Vermögen, die Sache zum erfolgreichen Abschluss zu führen, den Mittelpunkt der Verhandlungen. Ende August 1944 beauftragte Enckell den finnischen Botschafter in Stockholm, Gripenberg, Alexandra Kollontai einen Brief an die Sowjetregierung zu übergeben mit der Bitte, eine finnische Delegation zu Waffenstillstandsoder Friedensverhandlungen empfangen zu wollen.

Vier Tage darauf teilte die Sowjetregierung ihre Antwort mit, die die schon bekannten Bedingungen über den Abbruch der Beziehungen zu Hitlerdeutschland und den Abzug der faschistischen Truppen aus Finnland innerhalb von zwei Wochen bestätigte.

Die finnische Regierung nahm die Bedingungen an. Am 30. September lud Alexandra Kollontai Gripenberg und seine verantwortlichen Mitarbeiter zu einem offiziellen Frühstück, bei dem von beiden Seiten Reden gehalten wurden. Alexandra Kollontai sprach Französisch und drückte ihre Freude über die Beendigung des Krieges zwischen der UdSSR und Finnland aus. Gripenberg gab eine Einschätzung der Tätigkeit Alexandra Kollontais und ihrer Bemühungen, die den Austritt Finnlands aus dem Krieg begünstigten.

1944 setzte die Rote Armee ihren siegreichen Angriff an der gesamten Front fort. Es begann die Befreiung Europas. Die sowjetische Botschaft in Stockholm lenkte wieder, wie in den besten Zeiten, die Aufmerksamkeit der Diplomaten und der schwedischen Staatsführer auf sich. Und es gab von Neuem Empfänge, Begegnungen, Cocktails ...

«Stockholm, den 2. Mai 1944

Lieber Michail Artjomjewitsch!*

Wir haben uns lange nicht gesehen, aus irgendeinem Grunde kommen Sie nicht zu mir, aber ich weiss, dass Sie viel Arbeit haben und dass alles gut läuft.

Am Dienstag, dem 9. Mai, um 1.15 Uhr wird bei mir in der Villangatan ein Frühstück mit dem neuen schwedischen Gesandten in Moskau, Söderblom, stattfinden, sicherlich werden auch

* Nikitin, Michail Artjomjewitsch, war damals Handelsvertreter der Sowjetunion in Schweden. Er hatte in der Tschapajewdivision gekämpft und mit ihr den Ural von den Kolttschakbanden befreit. In Stockholm traf er nach fast zwanzig Jahren wieder mit Marija Andrejewna Popowa zusammen.



Alexandra Kollontai 1944 in Stockholm.

der Handelsminister Erikson sowie Boheman anwesend sein. Ein Männerfrühstück. Ich bitte Sie sehr zu kommen.

Am Sonnabend, dem 6. Mai, gebe ich in Saltsjöbaden einen Tee-Nachmittag für die Missionschefs, dazu ist auch Mitschesson nebst Gattin geladen. Es wäre gut, wenn Sie mit Marija Wasiljewna ebenfalls zwischen 4 und 6 Uhr kommen könnten.

Einen herzlichen Gruss für Sie und auf baldiges Wiedersehen
Alexandra Kollontai»

Der Erfolg der Sowjetarmee beflügelte die Völker und verstärkte die Widerstandsbewegung. Über Stockholm strebten die Vertreter vieler Völker nach Moskau, um Kontakte mit dem Land her-

zustellen, das die entscheidende Rolle im Kampf gegen den Faschismus spielte. Am 10. Juni 1944 empfing Alexandra Kollontai den Vertreter des Rates der Befreiung Dänemarks, Dessing, der sich anschickte, in die UdSSR zu reisen. Alexandra Kollontai hielt eine Rede über die Beziehungen zwischen der Sowjetunion und Dänemark, sie hob hervor, dass beide Länder niemals gegeneinander kämpften, und grüsste die dänischen Patrioten als Verbündete.

Nach der Zerschlagung der faschistischen Horden bei Stalingrad gelang es Alexandra Kollontai, eine weitere Frage zu lösen, die ihr die letzten Jahre über keine Ruhe gelassen hatte. Im schwedischen Lager Bjuring waren eine Reihe Sowjetbürger interniert – Militär- und Zivilpersonen –, die sich zu Beginn des Krieges in diesem Land befunden hatten. Die Ausreise aus Schweden war ihnen praktisch unmöglich gemacht worden. Das Lager Bjuring wurde von Hunden bewacht.

Die Sowjetische Botschaft sorgte sich um die Sowjetbürger und bezahlte die Ausgaben der schwedischen Sozialverwaltung für ihren Unterhalt und ihre medizinische Betreuung. Alexandra Kollontai setzte die Entfernung der Wachhunde und schliesslich die Freilassung ihrer Landsleute durch.

Nicht leicht war es, den letzten Gipfel zu erklimmen. «240 Blutdruck, Bettruhe. Starke Überanstrengung. Gefahr eines Schlaganfalls», lesen wir in den Aufzeichnungen der Ärztin Nanna Svartz.

So ging es die ganze zweite Hälfte des Jahres 1944.

Wieder brach ein neues Jahr an. Wieder wurde eine Tanne für die Kinder geschmückt. Es kam die gesamte sowjetische Kolonie. Die Väter und Mütter waren lustig und tanzten wie die Kinder. Und die Kinder sagten zu den Erwachsenen: «Ihr seid heute irgendwie ausser Rand und Band!» Allen Vätern und Müttern wurde eine Visitenkarte überreicht: «Alexandra Kollontai, Bevollmächtigter Minister und Ausserordentlicher Botschafter der Union der Sozialistischen Sowjetrepubliken». Auf jedem Kärt-

chen stand mit klarer, deutlicher Handschrift geschrieben: «Auf ein siegreiches neues Jahr 1945!» Alexandra Kollontai hatte allen Grund, so zu schreiben.

Sie hatte ihren Beitrag zu diesem grossen Sieg geleistet. Zweimal – 1942 und 1945 – zeichnete das Präsidium des Obersten Sowjets der UdSSR sie für ihre hervorragenden Verdienste um den Sowjetstaat und für die erfolgreiche Erfüllung von Aufgaben der Sowjetregierung während des Grossen Vaterländischen Krieges mit dem Orden des Roten Arbeitsbanners aus.

Die letzten Lebensjahre

Am 18. März 1945 hob eine sowjetische Militärmaschine vom Stockholmer Flugplatz ab und nahm Kurs auf Moskau.

Durch das Fenster sah man die letzten unklaren Konturen der schwedischen Hauptstadt, dann zerflossen auch sie im grauen Dunst. Durch die Wolken blinkten die bleifarbenen Wellen der Ostsee.

Dr. Nanna Svartz berührte leicht das Handgelenk, prüfte fast unmerklich den Puls. Alexandra Michailowna lächelte. «Beunruhigen Sie sich nicht, Professor, ich fühle mich gut.»

Moskau tauchte aus den Wolken auf. Das Flugzeug kreiste über Wnukowo, landete und rollte zum Flughafengebäude.

Das Rollfeld war still und weiss. Emmi Lorenssohn wollte im Aussenministerium anrufen, doch da kam aus dem unweit stehenden Krankenwagen ein Mann in der Kleidung des Arztes der schnellen Hilfe geeilt und rief: «Wo ist die Kranke?»

Alexandra Michailowna, mit dem gesunden Arm auf die Schulter von Emmi Lorenssohn gestützt, wandte sich langsam um und sagte ruhig: «Hier sind keine Kranken.»

«Sie sind Alexandra Kollontai?»

«Ja.»

«Wir sind Ihretwegen gekommen ...»

Bald eilte der Wagen des Ministeriums für Auswärtige Angelegenheiten heran, der sich wegen des Schneetreibens verspätet hatte.

Eine Stunde darauf befand sich Alexandra Michailowna bereits in der Bolschaja Kalushskaja Nr. 11.

Die Wohnung, in der Alexandra Kollontai die letzten Jahre ihres Lebens verbringen sollte, bestand aus drei Zimmern, Küche und kleinem Flur. Die Wand im Flur schmückten ein mexikanischer Teppich, darüber ein Sombrero und ein ausgestopfter kleiner Alligator. Im Wohnzimmer hingen Bilder von Diego Rivera, Porträts und Fotos norwegischer und schwedischer Könige und Prinzen, die sie geschenkt bekommen hatte, Fotos von den Fjorden und den Gletschern, auf den Tischen standen mexikanische Reiterfigürchen auf weissen Pferden, ein Aztekenkalender – alles Mitbringsel von ihren Aufenthalten in fernen Ländern.

Alexandra Michailowna liess ihre nächsten Freunde wissen, dass sie zurückgekehrt sei, zurückgekehrt nun für immer. Ihre Jugendfreundin Soja Schadurskaja lebte nicht mehr. Doch es kamen Tatjana Lwowna Schtschepkina-Kupernik, Jelena Dmitrijewna Stasowa. Ein halbes Jahrhundert war seit ihrer ersten Begegnung in Sankt Petersburg vergangen. Sie umarmten sich, sahen einander in die Augen, fanden nicht gleich die Worte zu einem Gespräch. Im Haus auf der Bolschaja Kalushskaja und im Sanatorium in Barwicha bei Moskau, wo Alexandra Kollontai zur Erholung weilte, traf sie mit der Neshdajewa, der Gogolewa und mit Katschalow zusammen. Es besuchten sie die Akademiemitglieder Tupoljew, Iljuschin und Krylow, der Maler Kontschalowski, der Dirigent Mrawinski. Es kamen Dolores Ibarruri und Pablo Neruda.

Die erste Zeit, als es ihre Gesundheit noch zuliess, ging Alexandra Michailowna ins Theater und auf Ausstellungen. Die ausländischen Diplomaten vergassen sie nicht, luden sie zu Empfängen ein. Solange es ihr möglich war, nahm sie die Einladungen an und fühlte sich weiterhin mit dem Leben verbunden.

Die Atmosphäre der Empfänge munterte sie auf, liess sie ihre

Leiden vergessen und die Tatsache, dass im Grunde genommen nun alles hinter ihr liege.

Am 12. Dezember 1946 schrieb Alexandra Kollontai an Carl Gerhard nach Stockholm:

«Lieber Freund Carl Gerhard, ich übermittle Ihnen die besten Wünsche zum Weihnachtsfest und zum Jahreswechsel. Ich erinnere mich an unsere Begegnung am 3. Januar 1940 im ‚Rabenschloss‘ (die Villa Gerhards in Saltsjöbaden – der Verf.) mit Ihnen, Gustav und Else. Es war eine unruhige Zeit, aber wir haben auch die Fröhlichkeit nicht vergessen.

Was tun Sie im Augenblick? Sicherlich bereiten Sie wieder etwas Interessantes vor. Schicken Sie mir das Programm Ihrer letzten Revue, am besten über die sowjetische Botschaft.

Ich fühle mich gut. Ich habe Freunde um mich, die Stimmung ist wunderbar. Ich wünschte sehr, dass Sie nach Moskau kämen und sich die Aufführung des ‚Ungewöhnlichen Konzerts‘ in Obarszows Puppentheater ansähen; Das ist eine entzückende Parodie. Ich gehe manchmal ‚in die Welt‘ hinaus, war unlängst auf einem wunderschönen Festabend beim finnischen Botschafter. Eine schwedische Handelsdelegation war hier, und ich erinnerte mich irgendwie an Ihr Lied: ‚Wie lustig ist es in Moskau gewesen!‘ Ich grüße Sie herzlich und wünsche Ihnen Glück und Erfolg.

Alexandra Kollontai»

Nach ihrer Rückkehr aus Stockholm lud Alexandra Michailowna auch ihren alten Freund Maxim Maximowitsch Litwinow ein. Er kam gewöhnlich zu einer Tasse Tee am Abend. Sie sassen, tauschten ihre Gedanken über die Vergangenheit und die Gegenwart aus und blickten auch in die Zukunft. Die beiden überaus erfahrenen Diplomaten hatten genügend Gesprächsstoff. Und das Schweigen ist mitunter beredter als alle Worte.

Nach seinem Ausscheiden aus dem Staatsdienst im Jahr 1947

war Litwinow ständiger Gast in der Bolschaja Kalushskaja. Emmi Lorensen machte auf Bitten Alexandra Kollontais eine Besucheraufstellung. Hier ein Auszug daraus: «8. Juli 1950. Heute war Maxim Maximowitsch bei uns. Er kam auf Einladung Alexandra Michailownas zu einem Tässchen Tee. Er ist stark beunruhigt über die Situation in Deutschland und in Korea. Weniger drehen sich seine Gedanken um Israel und Jugoslawien.»

Ende der vierziger Jahre gab es zwischen Litwinow und Alexandra Kollontai einen recht intensiven Briefwechsel. Erhalten sind vor allem die Briefe Maxim Maximowitschs an Alexandra Michailowna, weniger ihre Briefe an ihn. Litwinows Briefe beleuchten das Leben Alexandra Kollontais in ihren letzten Jahren. Am 16. Juni 1948 schrieb er:

«Liebe Alexandra Michailowna!

Meinen Brief haben Sie hoffentlich erhalten. Heute schreibe ich dienstlich.

Mir hat ein Verlag vorgeschlagen, ein Gutachten zu einem schwedisch-russischen Wörterbuch zu schreiben. Ich muss zu meiner Schande meine Unkenntnis gestehen. Doch da blitzte in mir ein Gedanke auf – ob nicht Sie sich dieser Sache annehmen könnten. Es handelt sich um ein Gutachten über das Wörterbuch (nicht für die Presse, sondern für den Verlag selbst – ob es lohnt, es zu drucken). Zusammengestellt wurde das Wörterbuch von meiner ehemaligen Mitarbeiterin Milanowa. Ich glaube, der Verlag würde sich freuen, wenn Sie sich dann auch einverstanden erklärten, das Wörterbuch zu redigieren.»

Alexandra Kollontai dankte für den Vorschlag, das Redigieren des Wörterbuchs aber lehnte sie ab. Zu jener Zeit arbeitete sie intensiv an ihren literarischen Aufzeichnungen und übersandte diese an Litwinow zur Begutachtung. Am 23. Juni 1949 teilte er ihr kurz seine Meinung mit:

«Liebe Alexandra Michailowna!

Ich danke für den Riesenbrief. Ich drücke mein Mitgefühl zu dem rücksichtslosen Wetter aus, das auch für uns Städter wenig angenehm ist.

Ich habe Larissa Iwanowa* Ihre Hefte zurückgegeben. Ich halte mich Ihrer Bitte gemäss von Lob zurück, muss jedoch sagen, dass ich Ihre Aufzeichnungen mit nicht nachlassendem Interesse lese. Im Nachhinein fühle ich mit Ihnen mit – mit den Sorgen um Hering, Dorsch und Robben, denen Sie Ihr Augenmerk widmen mussten, und geniesse gleichzeitig die lyrischen Abschweifungen und die poetischen Schilderungen der Schönheiten der Natur. Sie sind natürlich in Norwegen verliebt! Ich habe es immer bedauert, und jetzt bedaure ich es noch mehr, dass ich bei meinen zahlreichen Reisen durch Europa dieses Land nicht berührt habe. Ich habe mir jeden Sommer vorgenommen, dorthin zu fahren, aber es ist nie etwas daraus geworden. Nun ja, der Mensch ist stets verurteilt zu sterben, ohne alles getan, ohne alles vollbracht zu haben.

Aber wie viele vergessene Episoden und Personen liessen Ihre Aufzeichnungen in meiner Erinnerung wieder auferstehen! Vielen, vielen Dank dafür. Ganz bestimmt – ich werde unendlich dankbar sein für weitere Literatur dieser Art. Ich drücke Ihnen kräftig die Hand und wünsche Ihnen Gesundheit und ein gutes Juliwetter.

Ihr Litwinow»

Die Arbeit an den Aufzeichnungen ging langsam voran. Alexandra Michailowna bemühte sich, häufiger aus Moskau hinauszu-
fahren, sie weilte in einem Erholungsheim in Tschkalowskaja bei Moskau oder in Barwicha, fuhr fort zu schreiben und sandte nach wie vor ihre literarischen Aufzeichnungen an Litwinow. Bisweilen verloren sie einander aus den Augen, dann erkundigte er sich

* Alexandra Kollontais Stenotypistin



Im Gespräch mit dem Botschafter Mexikos nach der Verleihung eines mexikanischen Ordens.

beunruhigt, wo sie war, wie in diesem Brief aus dem lettischen Kemerl:

«Liebe Alexandra Michailowna!

Ich schreibe Ihnen aufs Geratewohl, ohne zu wissen, wo Sie sich augenblicklich befinden. Ob in Moskau oder in Tschkalowskaja. Ich will hoffen, dass Sie trotz des nassen Sommers sich gestärkt fühlen und aus Ihrem Aufenthalt im Schosse der Natur das Beste herausgeholt haben.»

Die Jahre gingen dahin. Alexandra Kollontai bemühte sich nach wie vor, auf der Höhe der Zeit zu leben, und sie sah das Ziel ihrer literarischen Arbeit darin, den kommenden Generationen die

Vergangenheit nahezubringen. Nicht nur von ihren nächsten Freunden wurde sie nicht vergessen. Am 8. März 1950 erhielt sie eine Vielzahl von Briefen und Telegrammen, die begeisterte Äusserungen über ihre Tätigkeit enthielten.

Im Sommer 1950 sollten Alexandra Kollontai und Litwinow zur selben Zeit zur Kur nach Warwicha fahren. Alexandra Michailowna verspätete sich, und Litwinow schrieb ihr:

«Liebe Alexandra Michailowna!

Ich habe Ihnen am Tage meiner Ankunft geschrieben. Nun schreibe ich wieder, um Ihnen mitzuteilen, dass hier, in der Kanzlei, von Ihrer bevorstehenden Anreise nichts bekannt ist. Heisst das, dass die Kur- und Sanatoriumsverwaltung noch kein Zimmer für Sie bestellt hat oder dass Sie Ihre Absicht, hierherzufahren, noch gar nicht bestimmt geäussert haben?

Ich habe mich hier schon eingerichtet, nachdem ich noch in der Nacht das Fegefeuer durchlaufen und für den folgenden Tag ein ordentliches Zimmer erhalten hatte. Ich bin auch bereits in die ‚Prozeduren‘ einbezogen, halte mich viel in der Natur auf und beausche mich an der wunderbaren Luft hier. Weiter gibt es nichts Interessantes zu berichten. An den Abenden bekomme ich widerwärtige Filme vorgesetzt...

Ich will hoffen, dass Sie bald hier eintreffen werden ...»

Die letzten Jahre ging Alexandra Kollontai fast nicht mehr aus dem Haus. Ihr Gesundheitszustand verschlechterte sich weiter, aber sie liess sich nicht unterkriegen – sie fuhr fort zu schreiben, sich mit Freunden zu treffen und erinnerte sich immer häufiger an die Vergangenheit, an die Jahre des Kampfes um die lichten Ideale.

Nach wie vor kamen ihre Freunde zu ihr, plauderten mit ihr über Literatur und über das Weltgeschehen.

Sie hatte längst den höchsten Gipfel erreicht, nachdem sie viele

steile Höhen überwunden hatte. Und sie konnte zurückblicken, konnte Bilanz ziehen. Zwei Jahre vor ihrem Tod schrieb sie ihrem ehemaligen Freund und Kampfgefährten aus dem diplomatischen Dienst Semjon Maximowitsch Mirny einen Brief und forderte ihn und alle alten Freunde auf, die Seiten des heroischen Kampfes der Leninschen Partei festzuhalten, sie der Nachwelt zu hinterlassen.

«Wir alle haben darin gesündigt», so schrieb sie, «dass wir für die Geschichte nicht einmal den Briefwechsel zwischen uns Genossen aufbewahrt haben, vermittelt er doch häufig das Geschehen am unmittelbarsten... In hundert Jahren wird man das alles mit Begeisterung lesen und wird unsere Schwierigkeiten und unsere Siege auf neue Weise begreifen.»

Alexandra Kollontai schrieb weiter an ihren Erinnerungen. Die Zeit trug Korrekturen in ihre Prognosen. Nicht erst nach hundert, sondern nach dreissig Jahren erblickten ihre «Aufsätze und Reden», 1972 vom Verlag Politisdat herausgegeben und bereits früher veröffentlichte Materialien enthaltend, das Licht der Welt.

Zu Beginn der fünfziger Jahre unseres grossen und stürmischen Jahrhunderts wurde auf der Bolschaja Kalushskaja in Moskau aus der Toreinfahrt des Hauses Nr. 11 hin und wieder ein Rollstuhl herausgefahren, darin halbliegend eine Frau. Ihr Gesicht hatte noch immer die Züge ehemaliger Schönheit bewahrt, und der zurückgeneigte Kopf gab ihrem Antlitz jene Erhabenheit, die selbst die Jahre nicht auslöschen können.

Den Rollstuhl schob eine Frau von kleinem Wuchs. Mitunter tat es auch ein Mann, dann ging die Frau nebenher, umhüllte sorgsam die Beine der Liegenden mit einem Plaid und gab acht, dass nichts sie beunruhigte.

Sobald der Milizionär den Rollstuhl erblickte, hielt er den Verkehr an, grüsste, und erst als der Rollstuhl auf der anderen Strassenseite war, gab er den Verkehr wieder frei.

Nicht leicht waren die letzten Lebensmonate für Alexandra Kollontai. Vor ihren Augen waren ganze Epochen vergangen, hatten Generationen sich abgelöst, waren alte Freunde aus dem Leben geschieden. Auch Litwinow wurde immer häufiger krank. Die letzten Alltagsaufzeichnungen, die sie austauschten, waren sehr prosaisch. Am 17. September 1951, zweieinhalb Monate vor Litwinows Tod, schrieb Alexandra Kollontai an ihn:

«Lieber Maxim Maximowitsch!

Mein Sohn lässt Ihnen übermitteln, dass Doktor Nachodkin bereit ist, zu Ihnen zu kommen, doch erstens bedarf es Ihres Einverständnisses, und zum anderen möchte ein Wagen ihn abholen kommen, weil er sonst nicht zu einer Konsultation fährt...

Wie fühlen Sie sich?

Wenn Sie mein Manuskript fertig durchgesehen haben, so geben Sie es mir gleich heute zurück, es ist noch in Arbeit.

Wie ist Ihr Schlaf? Mir hilft sehr Fanodorm, eine Tablette reicht für die Nacht, mit Wasser, am besten lauwarmem, eingenommen ... Man schläft gut und hat morgens einen klaren Kopf...

Ihre A. Kollontai»

Sie diktierte nach wie vor ihre Aufzeichnungen. Das Leben nahm seinen Lauf. Von dem erreichten Gipfel aus wollte sie noch vieles denen sagen, die nach ihr auf diese Welt gekommen sind und die in den folgenden Jahrzehnten kommen werden.

Alexandra Michailowna Kollontai starb am 9. März 1952. Noch am Vortag hatte sie Briefe und Telegramme erhalten von allen, die ihre heldenhafte Arbeit für das Wohl des Sowjetlandes, im Namen der Befreiung der Frau von Ungerechtigkeit und Ungleichheit kannten und schätzten.

Alexandra Michailowna Kollontai ruht auf dem Nowodewitschje-Friedhof in Moskau. Neben Georgi Wassiljewitsch Tschitscherin und Maxim Maximowitsch Litwinow. Was diese drei Persönlichkeiten für das Sowjetland geleistet haben, ist schwer zu überschätzen. Sie halfen, die mächtigen Quader für das Fundament des Staates zu legen, der zum Leuchtturm des Sozialismus und des Friedens wurde.

Zeittafel

- 1825 14. Dezember Aufstand liberaler adliger Offiziere in Sankt Petersburg, um eine Verfassung für das russische Kaiserreich zu erzwingen. Nach dem Monatsnamen dekabr (Dezember) werden sie Dekabristen genannt.
- 1825-1855 Zar Nikolaus I.
- 1855-1881 Zar Alexander II.
Nach seinem Regierungsantritt werden die überlebenden Dekabristen begnadigt und kehren aus Sibirien zurück.
- 1861 Nach der Niederlage Russlands im Krimkrieg gegen Grossbritannien, Frankreich, Sardinien und die Türkei (1853–56) wird die Leibeigenschaft aufgehoben. Dadurch verstärkt sich die Entwicklung des Kapitalismus in Russland, die Bauernfrage wird jedoch nicht gelöst.
- 1872 1. April In Sankt Petersburg (ab 1914 Petrograd, seit 1924 Leningrad), der Hauptstadt des russischen Kaiserreichs, wird Alexandra (Schura) Domontowitsch als Tochter des Militärbeamten Michail Alexejewitsch Domontowitsch und seiner Frau Alexandra Alexandrowna geboren.
- 1874 Zahlreiche junge Intellektuelle gehen «ins Volk», d.h. als Lehrer, Feldscher usw. aufs Dorf, um die Bauern politisch aufzuklären, Beginn der Volkstümmer-(Narodniki-) Bewegung. Die Teilnehmer werden verfolgt und streng bestraft.
- 1875 Gründung des Südrussischen Arbeiterbundes in Odessa und zahlreicher Zirkel und illegaler Gruppen unter den Ar-

beitern in vielen russischen Industriestädten. Die Arbeiterorganisationen und die Vereinigung der Volkstümpler und anderer oppositioneller Intellektueller werden auf Befehl Alexanders II. mit grösster Grausamkeit unterdrückt.

- 1876 Das bulgarische Volk erhebt sich gegen die türkische Herrschaft.
- 1877–78 Im Russisch-türkischen Krieg befreien die russischen Truppen Bulgarien vom Türkenjoch. M.A. Domontowitsch werden hohe Verwaltungsfunktionen in Bulgarien übertragen.
- 1878–79 Schura Domontowitsch hält sich bei ihrem Vater in Bulgarien auf. Hier lernt sie die etwa gleichaltrige Soja Schadorskaja, die Tochter eines Militärrichters, kennen, mit der sie Freundschaft für das ganze Leben schliesst.
- 1881 Angehörige der Volkstümplerorganisation «Narodnaja Wolja» (Volkswille) vollstrecken das Todesurteil, das sie über Alexander II. verhängt haben.
- 1883 G.W. Plechanow gründet in Genf die russische Emigrantengruppe «Befreiung der Arbeit», die sich hauptsächlich der Propaganda des Marxismus in Russland widmet und zahlreiche theoretische Schriften herausgibt.
- 1889 Auf dem Pariser Sozialistenkongress wird die II. Internationale gegründet, eine lose Vereinigung sozialdemokratisch orientierter Parteien. G.W. Plechanow hält auf dem Kongress eine Rede im Namen der russischen Marxisten.
- 1893 Alexandra Domontowitsch verheiratet sich mit dem Ingenieur Wladimir Ljudwigowitsch Kollontai.
- 1894-1917 Zar Nikolaus II.
Anlässlich seiner Krönung werden auf dem Chodynka-Feld in Moskau Geschenke verteilt. Dabei kommt es zu einer Katastrophe, bei der 1389 Menschen zerquetscht oder zu Tode getrampelt werden.

- .1895 Auf Initiative W.I. Lenins wird in Petersburg die marxistische Organisation «Kampfbund zur Befreiung der Arbeiterklasse» gegründet.
- Alexandra Kollontai arbeitet am Wandermuseum für Lehrmittel des russischen Aufklärers N.A. Rubakin. Bekanntschaft mit der revolutionären Sozialdemokratin Jelena D. Stassowa. Beteiligt sich an Hilfsaktionen für die politischen Gefangenen in der Festung Schlüsselburg.
- Dezember W.I. Lenin wird verhaftet. Von 1897 bis 1900 lebt er in sibirischer Verbannung.
- 1898 In Minsk findet der I. Parteitag der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei Russlands (SDAPR) statt. Da die Teilnehmer meist bald darauf verhaftet werden und zudem über wesentliche Fragen noch keine Klarheit herrscht, kommt es noch nicht zum Aufbau einer Parteiorganisation.
- Alexandra Kollontai trennt sich von ihrem Mann und , fährt in die Schweiz. Hört Vorlesungen bei Prof. Herkner an der Universität Zürich über Sozial- und Wirtschaftswissenschaften. Im September veröffentlicht sie ihre erste Arbeit: «Die Grundlagen der Erziehung nach den Ansichten Dobroljubows.
- 1899 Sie reist nach London, um die englische Arbeiterbewegung zu studieren. Rückkehr nach Sankt Petersburg. Teilnahme an illegaler politischer Tätigkeit.
- 1900 Lenin begibt sich ins Ausland und ruft die Zeitung «Iskra» ins Leben, welche die Bildung einer russischen marxistischen Partei ideologisch und organisatorisch vorbereitet.
- Der erste Artikel von A.M. Kollontai erscheint in der bürgerlichen deutschen Zeitschrift «Soziale Praxis». Er ist der finnischen Frage gewidmet.
- 1901 A.M. Kollontai reist erneut nach Westeuropa, um ihre

Bekannschaft mit Georgi Plechanow und Persönlichkeiten der Arbeiterbewegung Westeuropas.

1901—1905

A. M. Kollontai wirkt aktiv unter Arbeitern und Studenten im Sinne der Sozialdemokratie. Verfaßt Artikel und ein Buch über Finnland. Dieses Land ist als Großfürstentum mit eigener Verfassung und Gesetzgebung Bestandteil des Zarenreiches. A. M. Kollontai fordert seine Befreiung von dem sich verschärfenden Druck der Zarenherrschaft und mißt daher der finnischen Arbeiterbewegung eine wesentliche Rolle zu.

1903

II. Parteitag der SDAPR in Brüssel und London. Er beschließt Programm und Statut und legt das Fundament des Bolschewismus.

Kurz nach dem Parteitag stellt sich Plechanow auf die Seite der Menschewiki, der opportunistischen russischen Sozialdemokraten.

1904—1905

Russisch-japanischer Krieg, der mit einer schweren Niederlage Rußlands endet.

1905

9. Januar

A. M. Kollontai beteiligt sich am Zug der Petersburger Arbeiter zum Zarenpalast, vor dem Polizei und Militär ein Blutbad unter den Demonstranten anrichten. Beginn der 1. Revolution in Rußland.

Sie arbeitet als Agitatorin unter den Massen sowie als Journalistin. Nach der Niederschlagung des Arbeiteraufstandes in Moskau im Dezember 1905 geht die revolutionäre Bewegung allmählich zurück.

1906

Alexandra Kollontai widmet sich verstärkt der proletarischen Frauenbewegung in Rußland.

Im September nimmt sie als Gast an der 4. Tagung sozialdemokratischer Frauen Deutschlands in Mannheim teil sowie am Mannheimer Parteitag der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands.

1907

A. M. Kollontai arbeitet unter den Frauen im Textilarbeiterverband in Petersburg.

- August
Nimmt als russische Vertreterin an der Internationalen Sozialistischen Frauenkonferenz und am VII. Kongress der II. Internationale teil (beide in Stuttgart).
- 1908 September
Gegen Alexandra Kollontai wird wegen ihrer politischen Tätigkeit von der zaristischen Staatsanwaltschaft Anklage erhoben. Seitdem lebt sie in der Illegalität. Unter ihrer Leitung bereiten Arbeiterinnen ihr Auftreten auf dem I. Gesamtrussischen Frauenkongress vor, der vorwiegend von bürgerlichen Frauenorganisationen getragen wird.
- 10.-13.Dezember
Teilnahme am I. Gesamtrussischen Frauenkongress in Petersburg. In der Nacht vom 13. zum 14. Oktober muss sie Russland verlassen, da ihr Verhaftung droht. Das von Alexandra Kollontai ausgearbeitete Referat wird von der Textilarbeiterin Warwara Wolkowa gehalten.
- 1909–1914 A.M. Kollontai ist vorwiegend als sozialdemokratische Journalistin, Lektorin und Agitatorin in Deutschland und in andern westeuropäischen Ländern tätig. Besonders widmet sie sich den Fragen der proletarischen Frauenbewegung.
- 1912-1913 1. Balkankrieg
- 1912 November
In Basel tagt ein Ausserordentlicher Kongress der II. Internationale, der zum Kampf gegen den drohenden imperialistischen Krieg aufruft.
- 1913 2. Balkankrieg
- 1914 28. Juni
Der österreichisch-ungarische Thronfolger wird in Sarajevo von südslawischen Nationalisten erschossen, was den Anlass zum ersten Weltkrieg (1914–1918) darstellte. Zwei Koalitionen europäischer Mächte kämpfen gegeneinander: Deutschland und Österreich-Ungarn auf der einen Seite,

denen sich später die Türkei und Bulgarien anschliessen; Grossbritannien, Frankreich, Serbien, Montenegro, Belgien auf der anderen Seite, später auch Italien, Rumänien u.a. Dänemark, Schweden, Norwegen und die Schweiz blieben neutral. Auch die USA wahrten anfänglich ihre Neutralität.

1. August

Deutschland erklärt Russland den Krieg

3. August

Verhaftung Alexandra Kollontais durch die deutschen Behörden.

4. August

Der Parteivorstand der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands stimmt den Kriegskrediten zu und geht auf die Seite der Imperialisten über.

Ähnlich verhalten sich die Sozialdemokraten in Frankreich, Grossbritannien, Belgien usw., gleichfalls die Menschewiki in Russland, die von Plechanow unterstützt werden.

Die Bolschewiki verurteilen sofort den Krieg als imperialistisch und von allen Seiten ungerecht. Sie fordern getreu den Beschlüssen von Basel die Umwandlung des imperialistischen Krieges in den Bürgerkrieg.

Mitte September kann Alexandra Kollontai mit anderen russischen Emigranten nach Dänemark ausreisen.

Oktober

Wegen antiimperialistischer Propaganda muss sie Dänemark verlassen und übersiedelt nach Schweden.

November

Sie wird in Schweden wegen antiimperialistischer Aktivitäten verhaftet und «für immer» aus Schweden ausgewiesen.

2. Dezember

Karl Liebknecht stimmt im Deutschen Reichstag gegen die Kriegskredite und setzt damit ein Signal.

1915

Februar

Nach kurzem Aufenthalt in Dänemark findet A.M. Kollontai in Norwegen Asyl und lässt sich in der Nähe von Kristiania (Oslo) nieder.

Alexandra Kollontai macht sich die Auffassung W.I. Lenins über den Charakter des Weltkrieges und den Weg zum Frieden zu eigen und propagiert sie als Rednerin in Norwegen und in zahlreichen Zeitungsartikeln in der Presse der neutralen Länder. Regler Briefwechsel mit Lenin. Sie verfasst im Auftrage Lenins die Broschüre «Wer braucht den Krieg?»

In der Schweiz wird eine Internationale Sozialistische Konferenz vorbereitet, an der Gegner des Krieges aus verschiedenen Ländern teilnehmen sollen.

W.I. Lenin bemüht sich, einen möglichst starken Anteil von Vertretern zu erreichen, die nicht nur in Worten, sondern auch in Taten gegen den Krieg sind, die mit den Verrätern brechen und den imperialistischen Krieg in die proletarische Revolution umzuwandeln bereit sind. Er stützt sich dabei stark auf Alexandra Kollontai, die in seinem Sinne auf die linken skandinavischen Sozialdemokraten einwirkt.

1915

September

Die deutsche Sektion der Sozialistischen Partei Amerikas lädt A.M. Kollontai zu einer Agitationsreise in die USA ein. Alexandra Kollontai erhält von Lenin den Auftrag, dessen Broschüre «Sozialismus und Krieg» ins Englische zu übersetzen und in Amerika herauszugeben.

5.-8. September

Internationale Sozialistische Konferenz in Zimmerwald. Unter Führung Lenins konstituieren sich die konsequenten Gegner des Krieges als «Zimmerwalder Linke», die allerdings auf der Konferenz in der Minderheit bleiben. Jedoch gelingt es ihnen, eine Reihe revolutionärer Auffassungen in das Manifest der Konferenz einzubringen.

Oktober – März 1916

Reise A.M. Kollontais durch die USA. Sie hält in dieser Zeit 123 Referate in vier verschiedenen Sprachen.

- 1916 August 1916–Januar 1917
Erneute Reise nach den USA
- 1917 17. März (27. Februar – damaliger russischer Rechnung)
Ausbruch der bürgerlich-demokratischen Februarrevolution in Russland.
31. März
A.M. Kollontai kehrt über Schweden und Finnland nach Russland zurück. Sie führt zwei wichtige Artikel Lenins zur Lage in Russland («Briefe aus der Ferne») mit sich, die sie der Redaktion der «Prawda» übergibt.
A.M. Kollontai nimmt sofort aktiven Anteil an der Verwirklichung des Leninschen Kurses als Journalistin, Agitatorin und als Deputierte des Petrograder Sowjets der Arbeiter- und Soldatendeputierten.
6. April
Kriegserklärung der USA an Deutschland.
16. April
Ankunft W.I. Lenins aus der Schweiz in Petrograd. Er ruft dazu auf, zur sozialistischen Revolution vorwärtszuschreiten.
Bekannschaft und Ehe A.M. Kollontais mit Pawel Jefimowitsch Dybenko.
- Juni
A.M. Kollontai nimmt als Vertreterin des ZK der Bolschewiki! am Parteitag der Sozialdemokratischen Partei Finnlands teil.
Danach setzt sie sich auf dem I. Gesamtrussischen Kongress der Sowjets der Arbeiter- und Soldatendeputierten für die Unabhängigkeit Finnlands und der übrigen vom zaristischen und bürgerlichen Russland unterdrückten Nationen ein.
17. Juli
Massendemonstrationen gegen die bürgerliche Provisorische Regierung in Petrograd, die gewaltsam unterdrückt werden. Lenin und andere Führer der Bolschewiki müssen

wiki müssen in die Illegalität gehen, da ihnen Ermordung droht.

Alexandra Kollontai wird von der Kerenski-Regierung verhaftet.

Ende Juli/Anfang August

Der VI. Parteitag der SDAPR (B) tagt illegal in Petrograd.

A.M. Kollontai wird in Abwesenheit zum Mitglied des ZK gewählt.

3. September

Alexandra Kollontai wird gegen eine Kaution von 5'000 Rubel auf Ersuchen Maxim Gorkis aus der Haft entlassen und unter Hausarrest gestellt.

Anfang November

An den Tagen vor dem bewaffneten Aufstand tritt sie in Betrieben und auf Konferenzen für die Übernahme der Macht durch die Sowjets ein.

Nacht vom 6. zum 7. November

(vom 24. zum 25. Oktober)

Arbeitet im Smolny im Stab des Aufstandes.

7./8. November

Der II. Sowjetkongress. Sieg der Oktoberrevolution.

Übernahme der Macht durch die Arbeiter und Bauern.

Dekret über den Frieden.

Als Regierung wird der Rat der Volkskommissare mit W.I. Lenin als Vorsitzendem gebildet. A.M. Kollontai wird Volkskommissar für Staatliche Fürsorge.

Dybenko wird einer der Leiter des kollegial geführten Volkskommissariats für Heer und Flotte.

20. November

Aufnahme von Waffenstillstandsverhandlungen mit Deutschland in Brest-Litowsk.

22. Dezember

Beginn der Friedensverhandlungen in Brest-Litowsk mit

Deutschland und seinen Verbündeten. Deutschland will riesige Gebietsteile an sich reißen, und verlangt hohe Kontributionen. Trotzdem gibt Lenin die Weisung, den Friedensvertrag zu unterschreiben, weil im Moment Sowjetrussland keine genügende Kraft zum militärischen Widerstand besitzt. Im Widerspruch dazu reist die sowjetische Delegation mit L. D. Trotzki an der Spitze im Februar aus Brest-Litowsk ab. Die deutsche Heeresleitung beginnt sofort eine Offensive. Am 23. Februar wird nach schweren Auseinandersetzungen von Lenin ein ZK-Beschluss für die Annahme des Friedens erreicht. Am 3. März wird der Vertrag, dessen Bedingungen inzwischen noch drückender geworden sind, unterzeichnet.

Auch Pawel Dybenko und Alexandra Kollontai wenden sich in Verkennung der militärpolitischen Situation gegen den Abschluss des Friedensvertrages.

1918

6.–8. März

Der VIII. Parteitag der KPR (B) bestätigt die Richtigkeit der Leninschen Linie in der Frage des Brester Friedens. Alexandra Kollontai tritt auf diesem Parteitag weiterhin gegen den Vertrag auf. Sie wird nicht wieder ins ZK gewählt. Ende März legt sie ihre Funktion als Volkskommissar nieder. Das gleiche tut Pawel Dybenko.

1918

1920 Bürgerkrieg und Intervention (Einmischung) der imperialistischen Mächte in Russland.

1918

Frühjahr/Sommer

Alexandra Kollontai leistet Agitations und Propagandarbeit, hauptsächlich unter den Arbeiterinnen und den Kämpfern der Roten Armee.

Sie wird Mitglied der Kommission des ZK für die Arbeit unter den Frauen. Später wird sie Leiterin der entsprechenden Abteilung beim ZK.

November

Militärischer Zusammenbruch Deutschlands und seiner Verbündeten. Novemberrevolution in Deutschland.

Die Sowjetregierung annulliert den Gewaltfrieden von Brest-Litowsk.

- 1919 A.M. Kollontai leistet politische Arbeit in der schwer umkämpften Ukraine, im Donezbecken und auf der Krim. Sie wird Vorsitzende der Polit-Verwaltung der Krim-Republik und dann Volkskommissar für Agitation und Propaganda der Ukrainischen SSR.
- 2.-6. März
Gründungskongress der Kommunistischen Internationale (Komintern), der III. Internationale, in Moskau.
A.M. Kollontai bringt eine Resolution zur Frage der Gewinnung der Arbeiterinnen ein.
- Herbst 1919/Winter 1920
Sie leitet die Frauenabteilung beim ZK der KPR (B)
Sie verfasst zahlreiche Broschüren und Artikel zu Fragen der kommunistischen Moral und der Ehe und hält Vorlesungen zu diesem Thema.
- 1921 8.-16. März
Der X. Parteitag der KPR (B) fasst grundlegende Beschlüsse über die weitere ökonomische Entwicklung des Sowjetstaates. Scharfe Auseinandersetzungen mit verschiedenen oppositionellen Gruppierungen innerhalb der Partei, darunter auch mit der «Arbeiteropposition», zu deren Wortführerinnen A.M. Kollontai gehört.
22. Juni-12. Juli
111. Kongress der Komintern. Alexandra Kollontai hält ein Referat zur Arbeit der Kommunistischen Parteien unter den Frauen. Ausserdem vertritt sie erneut den Standpunkt der «Arbeiteropposition», der vom Kongress jedoch abgelehnt wird.
Kurz danach gibt sie ihren oppositionellen Standpunkt auf.
- 1922 Sowjetisch-deutscher Vertrag in Rapallo geschlossen. Damit ist die diplomatische Isolierung Sowjetrusslands durchbrochen. In der Folge Aufnahme diplomatischer Beziehungen zu zahlreichen kapitalistischen Staaten.
- Sommer
Trennung Alexandra Kollontais von Pawel Dybenko. Alexandra Kollontai wird Rat der Bevollmächtigten Vertretung der UdSSR in Norwegen.

- 1923 Sie wird Leiter der UdSSR-Vertretung in Norwegen.
- 1926 September–Juni 1927
A.M. Kollontai ist Leiter der Bevollmächtigten und Handelsvertretung der UdSSR in Mexiko.
- 1927 Oktober
A.M. Kollontai wird erneut Gesandte in Norwegen.
- 1930 Sie wird zur Gesandten in Schweden ernannt.
- 1934 Beitritt der UdSSR zum Völkerbund. Die sowjetische Delegation, deren Mitglied auf der XVI. (1935), XVII. (1936) und XVIII. (1937) Vollversammlung Alexandra Kollontai ist, kämpft um ein System der kollektiven Sicherheit.
- 1935-1936 Italien erobert Äthiopien. Grossbritannien und Frankreich dulden die Aggression.
- 1936-1939 Während des Bürgerkrieges zwischen der Spanischen Republik und dem von Deutschland und Italien unterstützten Putschgeneral Franco, würgen Grossbritannien und Frankreich unter dem Deckmantel der Nichteinmischung die Republik ab.
- 1938 29.-30. September
Auf der Münchener Konferenz geben die Westmächte die Tschechoslowakische Republik an Hitlerdeutschland preis und zeigen damit erneut, dass sie nicht bereit sind, der faschistischen Aggression Einhalt zu gebieten.
- 1939 Sommer
Grossbritannien und Frankreich hintertreiben den Abschluss einer Militär-Konvention mit der Sowjetunion.
23. August
Abschluss eines Nichtangriffspaktes zwischen der UdSSR und Deutschland.
1. September
Beginn des zweiten Weltkrieges. Hitlerdeutschland zerstört den polnischen Staat.

17. September

Truppen der Roten Armee übernehmen den Schutz der belorussischen und ukrainischen Bevölkerung in den an die Sowjetunion angrenzenden Territorien. Anschluss dieser Gebiete an die Sowjetunion.

30.11.1939-12.3.1940

Finnisch-sowjetischer Krieg.

Am Zustandekommen eines Waffenstillstandes hat Alexandra Kollontai grossen Anteil.

1941

22. Juni

Überfall des faschistischen Deutschlands auf die Sowjetunion.
Grosser Vaterländischer Krieg des Sowjetvolkes.

1944

Alexandra Kollontai erwirbt sich grosse Verdienste um einen Waffenstillstand mit Finnland, das an der Seite Deutschlands an der Aggression gegen die Sowjetunion teilgenommen hat.

1945

18. März

Alexandra Kollontai muss aus Gesundheitsgründen nach Moskau zurückkehren.

Bis zu ihrem Tode ist sie Beraterin des Ministeriums für Auswärtige Angelegenheiten der UdSSR.

1952

9. März

Tod Alexandra Kollontais durch Herzinfarkt.

Inhalt

1

Vom Verfasser	5
Mädchenjahre	10
Erste Ehe und Trennung	27
Im Zentrum des nahenden Sturms	46
In der europäischen Arena	66
Im Kampf gegen den Chauvinismus	88
Durch die Städte und auf den Bahnen Amerikas	103
Die zweite Reise über den Atlantik	120
Am Vorabend der Revolution	128
Vom Februar zum Oktober	138
In Lenins erster Regierung	148
Dybenko – eine schroffe Wendung	155
Der erste weibliche Diplomat	190
Kommunistische Moral, Liebe und Ehe	199
Am Fusse eines neuen Gipfels	208
Im Reich der Azteken	221
Wieder am Oslofjord	236
Stockholm und Genf	255

Der Grosse Vaterländische Krieg	304
Die letzten Lebensjahre	316
Zeittafel	327

Wir danken dem Autor für die freundliche Unterstützung bei der Nutzung seines Bildarchivs, aus dem alle in diesem Buch verwendeten Fotos stammen.